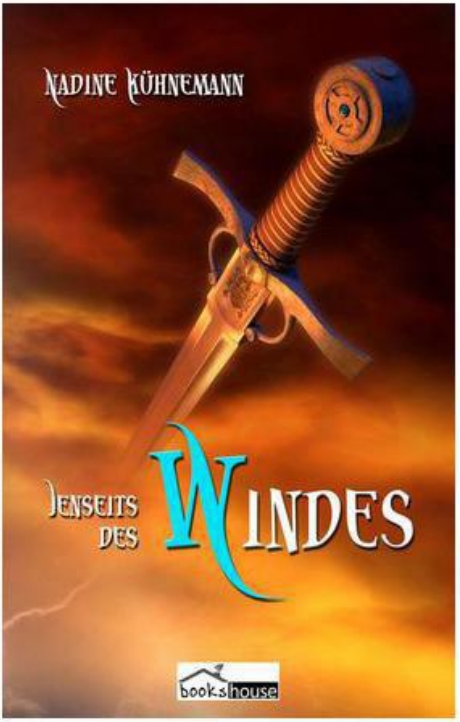
Nadine Kühnemann
Jenseits des Windes
books house

Nadine Kühnemann
Jenseits des Windes

*Das Buch:*

Kjoren, ein junger Firune, wird aufgrund eines Verbrechens seiner Familie am valanischen Königshaus zum Dienst an der Waffe gezwungen. Er muss in zahlreichen Grenzgefechten gegen Angehörige seiner Rasse kämpfen, was ihn nicht nur seelisch zerreißt, sondern ihn letztlich sogar dazu treibt, die Armee zu verlassen. Obwohl er weiß, dass ihn der Tod erwartet, sollte man ihn ergreifen, schlägt er sich fortan als Tagelöhner durch. Sein größter Wunsch ist ein Wiedersehen mit seinem Vater, den er seit Jahren nicht mehr gesehen hat. Doch ehe es dazu kommen kann, erschüttern Unruhen das Land. Ein neuer König lässt Firunen gnadenlos verfolgen und töten. Kjoren wird die Rückkehr in sein Heimatland verwehrt. Als er auf Leroy trifft, einen seiner ehemaligen Kameraden aus Soldatenzeiten, steht schnell fest, dass sie sich gemeinsam gegen den drohenden Untergang Yels stellen müssen.

*Die Autorin:*

Nadine Kühnemann wurde am 21.02.1983 in Dinslaken am Niederrhein geboren. Nach dem Abitur studierte sie Biologie in Düsseldorf und Bochum und arbeitet heute als Laborantin im Fachbereich der Transfusionsmedizin. Sie ist verheiratet und lebt bis heute in ihrer Geburtsstadt.

Schon immer begeisterte sie sich für fantastische Welten. Im Herbst 2011 veröffentlichte sie zwei Romane, die zeitgleich im Aavaa Verlag Berlin erschienen sind. Dabei handelt es sich um den düster-romantischen Fantasyroman „Lichtfänger – Die Auserwählte“ und dessen Fortsetzung „Lichtfänger – Bruderkrieg“. Weitere Projekte sind in Vorbereitung.

http://www.nadine-kuehnemann.de/

# Jenseits des Windes

Nadine Kühnemann

Roman

***Jenseits des Windes***

*Nadine Kühnemann*

Copyright © 2013 at Bookshouse Ltd.,
Villa Niki, 8722 Pano Akourdaleia, Cyprus
Umschlaggestaltung: © at Bookshouse Ltd.
Coverfotos: www.shutterstock.com

Korrektorat: Kerstin Thieme
ISBN: 978 9963 722-35-8 (Paperback)
978-9963-722-36-5 (E-Book .mobi)
978-9963-722-37-2 (E-Book .pdf)
978-9963-722-38-9 (E-Book .epub)
978-9963-722-39-6 (E-Book .prc)
*www.bookshouse.de*

*Für Michael,*
*den lebenden Beweis dafür,*
*dass Helden nicht nur in Romanen zu Hause sind.*

# *Prolog*

Womit hatte er das nur verdient?

Welchen unverzeihlichen Frevel hatte er begangen, dass ihn der barmherzige Gott mit diesen Schmerzen bestrafte?

Er liebte seinen Beruf, und er liebte den Allmächtigen, doch derlei Unternehmungen stellten sein Gottvertrauen jedes Mal aufs Neue auf die Probe. Sein Knie würde ihn eines Tages umbringen.

Der Gedanke an das kurze Stück Weg, das er von der Kutsche bis zum Haupteingang des Palastes würde zurücklegen müssen, trieb ihm Schweißperlen auf die Stirn.

Cirnod strich sein Gewand glatt, straffte sich und tat den ersten Schritt. Er hatte sich kaum in Bewegung gesetzt, als ein junger Bursche von vielleicht zehn Jahren neben ihm auftauchte. Seine Wangen waren gerötet, die kupferroten Haare leuchteten in der Sonne. Cirnod musterte den Knaben von oben bis unten.

»Bitte, Herr, lassen Sie mich Ihnen helfen.« Der Junge offenbarte eine breite Zahnlücke.

»Bring mir meinen Stock und dann lass mich bloß in Ruhe.«

Der Junge wandte den Blick ab. Cirnod mochte es nicht, wenn jemand ihn humpeln sah. Er war im besten Alter, die Humpelei ließ ihn trotz seines faltenfreien Gesichts um Jahrzehnte älter wirken.

Ein anderer Diener hievte das Gepäck indes von der Kutsche, auf deren Bock sich eine tiefschwarze Sturmkrähe niedergelassen hatte. Sie reckte den Kopf nach vorn und beobachtete den Diener wachsam.

»Verschwinde, du Mistvieh«, sagte er und versuchte, das Tier zu verscheuchen. Die Krähe ließ sich von seiner wilden Fuchtelei nicht beeindrucken.

»Flieg nach Hause, Thora«, sagte Cirnod. Der Vogel bedachte ihn mit einem kurzen Blick, schüttelte sich kräftig und breitete die Schwingen aus, um sich in die Lüfte zu erheben.

Der Diener starrte Cirnod an, verfolgte dann die Krähe, bis sie hinter den Palastmauern verschwand. Er schüttelte stumm den Kopf, zog den Gehstock aus dem Gepäckfach der Kutsche und übergab ihn dem rothaarigen Jungen, der ihn sogleich an sich riss und ihn Cirnod in den ausgestreckten Handflächen präsentierte.

»Danke«, brummte Cirnod und nahm die Gehhilfe an sich. Gemessen an den Wintern, die er auf der Welt verbracht hatte, zählte er noch lange nicht zu denjenigen, die um jeden weiteren fürchten mussten, dennoch war das lange Herumsitzen in den kühlen Gemäuern von Ceregrym Gift für seine Knochen. Die alte Verletzung im Knie tat ihr Übriges.

Cirnod setzte sich in Bewegung. Die Diener luden das schwere Gepäck auf ihre Schultern und folgten ihm stöhnend. Obwohl er nur langsam vorankam, blieben sie hinter ihm. Es gehörte sich nicht, dass ein Diener vorausging. Schon gar nicht einem Priester seines Ranges. Cirnod hatte jedoch genug mit seinen eigenen Qualen zu kämpfen, als dass er Mitleid für sie empfand.

Seit seinem letzten Besuch anlässlich seiner Priesterweihe vor fünf Jahren hatte sich kaum etwas verändert. Der Kieselsteinweg, der vom Haupttor über den Innenhof zur großen Treppe führte, war weiß und gepflegt wie eh und je. Obwohl die Zeit im monotonen Strom seiner tristen Tage verflogen zu sein schien, fühlte es sich dennoch an, als wäre eine Ewigkeit

vergangen, seit er die Stadt Valana mit ihren Prachtbauten zuletzt besucht hatte. Die pulsierende Hauptstadt Yels war sowohl für Reisende, die des Landlebens überdrüssig waren, als auch für Händler, die auf gute Geschäfte hofften, stets einen Besuch wert. Cirnod hingegen schätzte die Einsamkeit des Nordens, der Trubel rings um den Palast des valanischen Königs strapazierte seine Nerven. Er liebte seinen Beruf, er liebte seinen Gott und es bereitete ihm ein Gefühl tiefster Genugtuung und Erfüllung, ihm und dem Königreich zu dienen. Als junger Schüler in der Klosterschule von Ceregrym hatte er keine Vorstellung davon gehabt, was es bedeutete, ein Priester zu sein. Was denen alles abverlangt wurde! Diese Reise gehörte nur zu einer der zahlreichen Strapazen, die er erdulden musste.

Die Sonne brannte. Auf Cirnods kahl rasiertem Oberkopf bildeten sich Schweißperlen, die ihm ins Gesicht und in seinen Priesterzopf liefen. Er schwitzte unter seinem Gewand. Für die Dauer eines Lidschlags erwischte er sich, den barmherzigen Gott dafür zu verfluchen, dieses Wetter am Tag seiner Ankunft in Valana zu schicken, doch er ermahnte sich schnell zur Vernunft. Niemals durfte er die Entscheidungen des barmherzigen Gottes infrage stellen.

Cirnod hob den Blick. Der Palast mit seinen hoch aufragenden weißen Türmen und zahlreichen Fenstern hatte sich seit seinem letzten Besuch vor einigen Jahren wenig verändert, lediglich die Bäume, die den Weg säumten, waren ein beträchtliches Stück gewachsen.

Das mehrstöckige Haupthaus der Palastanlage war mit detailverliebtem Stuck verziert und entlockte dem Betrachter zumeist einen Laut der Entzückung. Wie die gesamte Stadt war der Wohnsitz des Königs eine Demonstration valanischer

Überlegenheit, doch Cirnod hatte für derlei Schnickschnack wenig übrig.

Die linke Hälfte der über zwei Manneslängen hohen Flügeltür am Ende der Treppe zum Haupteingang öffnete sich und schwang mit einem Knarren zur Seite. Ein hagerer Mann mit drahtigen Gliedern und dunkelbraunen Locken erschien auf der Schwelle. Neben ihm klammerte sich ein Junge, der ihm gerade bis zur Mitte seines Oberschenkels reichte, an sein Bein. Das Kind plärrte, sein Gesicht war vom Weinen ganz rot. Der Mann würdigte den Jungen keines Blickes. Als er Cirnod sah, zog er überrascht die Augenbrauen hoch.

»Priester, Sie sind spät. Fast alle geladenen Gäste sind schon in der großen Halle oder zumindest auf dem Weg dorthin.«

»Die Achse der Kutsche ist gebrochen, als wir die Sümpfe passierten«, sagte Cirnod. Er schnaufte vor Anstrengung, wandte sich um und wies die ebenso stark schnaufenden Bediensteten an, die Koffer die Treppe hinaufzutragen. Er sah keinen Grund, weshalb sie weiter hinter ihm herschleichen sollten und womöglich noch unter ihrer Last zusammenbrachen.

Die Diener warfen sich verstörte Blicke zu, setzten sich aber zögernd in Bewegung und steuerten auf die Treppe zu.

»Ich möchte mich nur kurz erholen und waschen, dann komme ich in die große Halle«, sagte Cirnod, während er noch den Dienern hinterherblickte.

Der Dunkelhaarige runzelte die Stirn. Anscheinend traute er sich nicht, Priestern zu widersprechen. Der kleine Junge an seinem Bein hatte indes aufgehört zu weinen, stattdessen litt das Kind nun an einem Schluckauf. Der Mann verdrehte die Augen, beugte sich zu dem Kind hinab und hob es auf den Arm.

Cirnod hatte den Fuß der Treppe erreicht. Er umfasste das Geländer und zog sich die erste Stufe hinauf.

»Lassen Sie mich Ihnen doch helfen«, sagte der Mann und stürzte ihm entgegen. »Mein Name ist übrigens Restair Loaton, wie unhöflich, dass ich mich nicht vorgestellt habe.« Er deutete eine Verbeugung an.

»Ich schaffe das allein«, grummelte Cirnod. »In Ceregrym gibt es mehr Treppen als hier, das können Sie mir glauben.«

Mr. Loaton deutete ein unbeholfenes Lächeln an. Das Kind begann, erneut zu jammern. Cirnod mochte Kinder. Eigentlich. Bloß gab es im Kloster nur wenige, zumindest nicht in diesem Alter. Die Klosterschüler waren alle bereits den Windeln entschlüpft. Er war die Stille dort gewohnt.

»Und wer ist der kleine Mann?«, fragte Cirnod, während er die letzte Treppenstufe erklomm.

»Das ist Jonneth Venell.« Für einen kaum wahrnehmbaren Augenblick verdrehte Restair die Augen. »Seine Eltern haben nicht die Muße, sich um seine Erziehung zu kümmern.«

Cirnod tat einen tiefen Atemzug, als er endlich die letzte Treppenstufe bewältigt hatte und vor dem Haupttor stand. Schweiß rann ihm den Rücken hinab. Es war ein wirklich heißer Tag.

»Ich kann mich nicht erinnern, zu seiner Taufe eingeladen worden zu sein.« Er kannte die Venells nur vom Hörensagen. Doch was er gehört hatte, war niemals schmeichelnd gewesen. Die meisten Geschichten hatte er als groben Unfug abgetan. Eine derart unsympathische und gotteslästerliche Familie konnte es nicht geben. Nicht unter den Angehörigen seines Volkes. Die Firunen huldigten ihren eigenen Göttern, sie bekehren zu wollen, war vergebliche Liebesmüh. Cirnod hatte diese Hoffnung längst begraben.

Als Restair kurz die Lippen aufeinanderpresste und sein Blick nervös von rechts nach links zuckte, beschlich Cirnod ein

unaussprechlicher Verdacht.

»Sie haben ihn nicht taufen lassen«, sagte Restair kaum hörbar, als befürchtete er, der barmherzige Gott könnte ihn hören.

Ein Schreck fuhr Cirnod durch die Glieder. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber kein Laut wollte ihm über die Lippen kommen. Ein Valane, der sein Kind nicht taufen ließ, beging einen furchtbaren Frevel. Er hatte viel Schlechtes von den Venells gehört, aber dass sie den Mut besäßen, ihren einzigen Sohn nicht taufen zu lassen, überstieg sein Vorstellungsvermögen.

Ein unangenehmes Schweigen breitete sich aus, nur durchbrochen vom fortwährenden Weinen des kleinen Jonneth.

»Nun, Priester Cirnod, beeilen Sie sich jetzt besser«, sagte Mr. Loaton sichtlich verlegen. »Wir wollen den König nicht noch länger warten lassen.« Ihm war die Angelegenheit unangenehm.

Cirnod nickte und schritt an Mr. Loaton vorbei in den Palast hinein.

Obwohl die dicken Mauern von Valburg auch im Sommer stets für ein kühles Klima im Inneren sorgten, schien die Luft in der Empfangshalle dennoch zu stehen. Cirnod hatte sich hastig gewaschen und ein frisches Gewand übergestreift, um nur kurze Zeit später den hoffnungslos überfüllten Festsaal zu betreten.

Er blieb in der Tür stehen und sah sich um. Die meisten Gäste hatten ihre Plätze bereits eingenommen, einige standen in der Nähe der drei schmalen von schweren Samtvorhängen eingerahmten Fenster, die bis fast unter die Decke reichten, und fächelten sich Luft zu. Der Tisch, an dem die königliche Familie Platz nehmen würde, überragte die übrigen auf einem Podest am schmalen Ende des länglichen Raums. Eine Frau

mit einer strengen Knotenfrisur und unzufriedener Miene saß dort. Links von ihr starrte ein Mann mit mürrischem Gesicht ausdruckslos in die Menge. Auf dem Schoß der Frau saß der kleine Jonneth, der ausnahmsweise nicht weinte. Seine großen Kinderaugen beschäftigten sich damit, all die fremden Menschen, die er vermutlich nie zuvor gesehen hatte, zu mustern. Unzweifelhaft musste es sich um die Familie Venell handeln. Alle drei waren in dunkelblaue Seide gekleidet, das Familienwappen, ein schwarzer Bär auf silbernem Grund, prangte auf ihrer Brust.

Das Königspaar war noch nicht anwesend, der reich verzierte Stuhl des Königs thronte leer in der Mitte der Tafel. Wahrscheinlich zogen es die Eltern vor, das Kind so lange wie möglich von der Hitze und dem Lärm im Festsaal fernzuhalten.

Jemand berührte Cirnod sanft am Ärmel.

»Herr, wenn ich Sie zu Ihrem Platz geleiten dürfte?« Es war einer der zahlreichen Diener, die in einfache braune Leinengewänder gekleidet umherliefen, um die Wünsche der geladenen Gäste zu erfüllen und um für Ordnung zu sorgen. Der schlanke Mann lächelte, doch Cirnod spürte genau, dass ihm nicht danach zumute war. In diesen Tagen hatten die Angestellten von Valburg alle Hände voll zu tun.

Er nickte. Obwohl das Gewühl in der Halle eher an einen überfüllten Bienenstock als an eine kultivierte Festgesellschaft erinnerte, wichen die Gäste ehrfürchtig zur Seite, als der Diener ihm einen Weg durch die Menge bahnte. Er wies Cirnod einen Platz zwischen Jaham Venell und dem König zu. Da Cirnod den kleinen Thronfolger heute taufen würde, empfand er dies als angemessen. Er hatte schon befürchtet, unten in der Halle zwischen all den unbekannten Neureichen sitzen zu müssen. Mit einem Taschentuch wischte er sich Schweißperlen von der Stirn

und ließ sich ächzend auf den Stuhl fallen. Ein stechender Schmerz schoss in sein Knie. Auch wenn ihm der Gedanke missfiel, würde er sich bald eine Schiene anfertigen lassen müssen, die das Bein stillhielt. Vielleicht konnte Eramon Sench, der Leibarzt des Königs, etwas für ihn tun. Er würde darauf zurückkommen, wenn die Taufzeremonie vorüber war, das nahm er sich fest vor.

»Da sind Sie ja endlich«, sagte eine dunkle, schnarrende Stimme neben ihm.

Cirnod wandte den Kopf und blickte in die kalten, kleinen Augen von Jaham Venell, der steif und aufrecht wie ein Stock neben ihm saß. Jaham stellte sich und seine Frau höflich vor, doch Freundlichkeit gehörte offensichtlich nicht zu Jahams Paradedisziplinen. Cirnod schätzte Disziplin und Ordnung, Eigenschaften, an denen es den Klosterschülern oftmals mangelte, doch bei Jaham Venell wirkten die Züge noch dazu arrogant und unsympathisch. Seit Cirnod erfahren hatte, dass er Jonneth nicht hatte taufen lassen, war der Cousin des Königs ohnehin beträchtlich in seinem Ansehen gesunken. Cirnod bemühte sich, freundlich zu sein, wie es sich für einen gottesfürchtigen Menschen gehörte. Vorurteile und Missgunst zählten nicht zu den Tugenden, denen sich ein Priester rühmen sollte.

»Meine Kutsche hatte eine Panne«, sagte er wahrheitsgemäß. »Aber wie ich sehe, bin ich nicht zu spät. Der König ist noch nicht zugegen.«

Jaham zuckte die Achseln. »Wenn Sie mich fragen, ist das eine Unverschämtheit gegenüber all den Edelleuten. Ich kann ohnehin nicht verstehen, weshalb seine Majestät so ein Brimborium um die Taufe seines Kindes macht.«

Cirnod sah Jaham einen Moment verwirrt an, ihm fehlten die

Worte. War dies etwa Kritik am Königshaus? Noch ehe er seine Sprache wiedergefunden hatte, fuhr Jaham fort: »Mein werter Vetter macht bis heute sogar ein Geheimnis daraus, wie das Kind heißen soll. Wir wissen nicht einmal, ob es ein Knabe oder ein Mädel ist.«

Jahams Frau Annah Venell betrachtete Jaham mit spitzen Lippen von der Seite und zog die Augenbrauen verärgert zusammen, als wollte sie ihn zur Räson bringen, doch ihr Gatte bemerkte es nicht.

Cirnod räusperte sich. »Es ist durchaus im Sinne der Zeremonie, dass das Kind vorher niemandem präsentiert wird. Das ist Tradition.«

Jaham machte eine abwertende Handbewegung. »Tradition, Tradition. Wir leben in modernen Zeiten. Alloret sollte das endlich einsehen. Ich hätte an seiner Stelle diese ganzen alten Bräuche längst verbannt.« Jahams kalte Augen zogen sich noch enger zusammen. »Und den Firunen hätte ich auch längst gezeigt, wo der Wind weht.«

Cirnod glaubte kaum, was er da hörte. Ein Ketzer und ein Verräter. Hoffentlich war es bloß Jahams arroganter und wichtigtuerischer Art zu verdanken, dass er so schlimme Dinge sagte.

Auch Annah konnte sich nun nicht mehr ruhig auf ihrem Stuhl halten. »Jaham, lass gut sein. Sprich nicht so vor unserem Kind.«

»Du hältst dein Maul.«

Cirnod zuckte unweigerlich zurück, obwohl die Schelte nicht ihm gegolten hatte. Er konnte sich kaum vorstellen, dass es einen einzigen Valanen in ganz Yel gab, der sich traute, öffentlich gegen den barmherzigen Gott und das Königshaus zu wettern.

Jaham wandte sich ihm wieder zu, ein selbstgefälliges Lächeln auf den Lippen. Er schien zu bemerken, wie sehr er ihn mit seinen Worten kränkte, und auch wenn Cirnod es kaum glauben konnte, bereitete es Jaham wohl Vergnügen. »Wo war ich stehen geblieben? Ach ja, ich hätte den Firunen längst ihre dummen Widerworte aus dem Kopf geschlagen.«

Auf solch eine Debatte wollte er sich nicht einlassen. Politik ging die Kirche nichts an. Und er stellte die Entscheidungen von Alloret Durvin nicht infrage. Solch ein Frevel!

»Lieber Mr. Venell«, sagte Cirnod in ruhigem Ton, »ich denke nicht, dass ich der richtige Gesprächspartner für derlei Erörterungen bin. Wie Sie wissen, leben die Firunen schon wesentlich länger in diesem Land als wir. Der König hat Friedensabkommen mit einigen ihrer Stämme geschlossen, ich denke, er weiß am besten, was zu tun ist.«

Jaham verschränkte die Arme vor der Brust, wandte sich wieder nach vorn und starrte in die Menge als spürte er, dass Cirnod ihm keine weitere Beachtung schenken würde. Gerade, als sich auch Cirnod der weiteren Musterung der anwesenden Edelleute widmen wollte, erlosch das Licht. Im ersten Moment glaubte er, seine Augen spielten ihm einen Streich und die Hitze im Saal würde ihm das Bewusstsein rauben, doch dann gellten Schreie. Alle zwanzig Gaslampen waren gleichzeitig erloschen, es war stockfinster im Saal. Wie konnte das möglich sein? Das Weinen des kleinen Jonneth‘ mischte sich in das anschwellende Chaos. Stühle fielen klappernd zu Boden, Stimmen übertönten sich. Cirnod saß da wie angewurzelt, unfähig, sich zu bewegen.

»Jemand hat meinen Mann umgebracht«, kreischte eine Frau. Jemand anderes rief: »Macht doch das Licht endlich wieder an.« Es polterte von überall her. Auch Jaham schien sich von seinem Stuhl erhoben zu haben, denn Cirnod spürte einen

Luftzug neben sich. Erst jetzt bemerkte er, dass sämtliche Vorhänge zugezogen waren. Es war doch helllichter Tag draußen. Hexerei! Oder ein schlechter Scherz. In jedem Fall musste es ein von irgendwem geplanter Zwischenfall sein. Wie konnten zwanzig Lampen zugleich erlöschen?

Endlich schaffte es jemand, einen der drei schweren Vorhänge beiseite zu ziehen. Licht fiel in den Saal. Cirnod griff sich ans Herz, das in einem wilden Rhythmus gegen seine Rippen hämmerte. Mit zittriger Hand fuhr er sich über das schweißnasse Gesicht. Er schnappte nach Luft, denn der Schreck hatte ihn das Atmen vergessen lassen. Seine Glieder fühlten sich mit einem Mal bleischwer an.

Er war der Einzige, der noch auf seinem Stuhl verharrte. Von seinem erhöhten Platz auf dem Podest überblickte er das volle Ausmaß der Panik. Er betete zum barmherzigen Gott, dass es ein Irrtum sein mochte. Doch auch Blinzeln und Schlucken vertrieb das markerschütternde Getöse und das Gemetzel nicht.

Einige Gäste fuchtelten mit langen Messern um sich, als bahnten sie sich einen Weg durch Pflanzengestrüpp. In ihren Gesichtern las er blanken Hass. Der Boden glänzte glitschig von Blut. Ein Schuss durchschnitt den Kampflärm. Schreie gellten ohrenbetäubend. Leblose Körper lagen auf dem Fußboden, die edlen Seidengewänder rot und feucht. Annah Venell war unter die Tischplatte gekrochen, den kleinen Jonneth drückte sie fest an ihre Brust. Einige der bewaffneten Fremden stürmten zur Treppe, die ins Obergeschoss führte.

Wie eine Revolverkugel fuhr Cirnod ein Geistesblitz in den Kopf: *Sie suchen das Königspaar und dessen Kind!* Der Schock über die Erkenntnis lähmte jede Faser seines Körpers, kroch ihm wie injiziertes Gift durch die Adern. Während jeder um sein Leben bangte oder kämpfte, blieb Cirnod wie betäubt

sitzen. Nur ein einziger Gedanke beseelte ihn. »Barmherziger Gott, behüte das Königskind.«

# *Eins*

## *Im Krieg*

*Zweiundzwanzig Jahre später*

Dies mochte einst ein idyllischer Ort gewesen sein. Idyllisch, bevor Hunderte von Stiefelpaaren sämtliche Vegetation unter sich zerquetscht hatten. Idyllisch, bevor die Luft erfüllt war von Schreien, klirrenden Säbeln und dem ohrenbetäubenden Knallen von Schusswaffen. Kjoren empfand nur kurz Bedauern über die Vernichtung dieses Paradieses, denn er war auf den Kampf fokussiert, auf den Mann, der ihm mit gezücktem Schwert gegenüberstand und ihn mit einem irrsinnigen Blick fixierte. Es war nicht einmal ein richtiges Schwert, eher ein langes Messer zum Häuten von Tierkadavern. Sie hatten erwartet, dass die Firunen in diesem abgelegenen Teil von Eld nicht über die nötigen Waffen verfügten, um einer Armee ausgebildeter Valanensoldaten zu trotzen. Trotzdem wehrten sie sich ausgesprochen verbissen, als hätten sie noch irgendetwas zu verlieren. Kjoren verbot sich jegliches Mitgefühl. Er hatte genug Schlechtes erlebt, um sich länger mit dem Schicksal der einzelnen wehrhaften Firunen eines Randdorfes zu befassen. Im Grunde waren sie doch selbst schuld. Weshalb mussten sie sich auch mit den Soldaten des Königs anlegen?

Kjoren hielt sein Schwert mit beiden Händen fest umklammert. Es war eine solide Waffe, sicherlich eine Elle länger als das Häutermesser des Firunenbauern. Sein Gewehr hatte Kjoren schon zu Beginn des Gefechts im Schlamm verloren. Hauptmann Lenry würde ihm sicherlich am Abend eine Strafe dafür aufhalsen, falls Kjoren lebend aus dem Kampf

hervorgehen sollte. Am liebsten hätte er den Bauern verjagt und ihn angebrüllt. »Geh nach Hause! Du kannst nicht gewinnen!« Aber das wäre nicht nur grober Ungehorsam gegenüber seinem Offizier gewesen, sondern hätte ihm auch keine Sympathien bei seinen Kollegen eingebracht. Er durfte sich am allerwenigsten von allen Soldaten der Einheit erlauben, Schwäche zu zeigen.

Kjoren schluckte die Bedenken zusammen mit den düsteren Gedanken hinunter. Er trat einen Ausfallschritt auf den Bauern zu, der angesichts der riesigen Klinge, die vor seiner Nase in der Luft hing, nicht etwa zurückwich, sondern seinerseits einen Schritt auf Kjoren zukam. Metall schlug auf Metall. Der Firune holte mit dem Messer aus und versuchte, Kjoren am Hals zu erwischen. Kjoren lächelte über den lahmen Versuch. Er war bereits ausgewichen, bevor es in die Nähe seines Kopfes gekommen war, und holte mit seiner langen Klinge aus. Er hätte dem Bauern ohne Weiteres den Kopf vom Rumpf schlagen können, aber er begnügte sich damit, ihm den Schwertarm abzutrennen. Kjoren schloss die Augen, als das Metall durch Fleisch und Knochen glitt wie durch Butter. Er nahm den Schrei des Bauern noch wahr, hörte, wie er mit einem Klatschen auf die schlammige Erde sackte, doch er hatte sich längst abgewandt, bereit, dem nächsten Feind zu begegnen. Er wollte die Qual des Firunen nicht sehen. Es interessierte ihn auch nicht, was aus dem Mann werden würde. Er war jetzt Soldat. Er durfte keine Reue zeigen. Er musste nur funktionieren – töten.

Ein Horn ertönte wie Donnergrollen. Kjoren, der sich an den Rand des Kampfgeschehens zurückgezogen hatte, ließ den Blick über das Chaos schweifen. Er suchte die Deckung eines Baumes, um abseits des Gefechts Kraft schöpfen zu können. Fast jeder seiner Kameraden war in einen Kampf verwickelt. Wieder ertönte ein Horn. Dann krachte ein ohrenbetäubender Schuss und zerschnitt den Lärm des Kampfgetümmels. Im

Augenwinkel sah Kjoren, wie etwas von der Größe eines menschlichen Körpers aus der Luft zu Boden fiel. Er konnte es nicht genau erkennen, aber er wusste, was soeben wie ein Stein auf die Erde aufgeschlagen war.

Ein Gefühl der Übelkeit durchzuckte ihn für die Dauer eines Herzschlags. Unwillkürlich griff Kjoren nach dem Metallring um seinen Hals, der ihn als einen seiner Art kennzeichnete. Er war kein Valane, und doch kämpfte er mit jenen, die seine Feinde hätten sein sollen, Seite an Seite.

Einer der Soldaten hatte einen fliegenden Firunen vom Himmel geschossen. Kjoren beneidete den Schützen nicht für seine Glanztat. Und jetzt war er zum ersten Mal froh, dass er sein Gewehr im Schlamm verloren hatte. Mit einem Mal verließ ihn auch noch das letzte bisschen Motivation. Am liebsten hätte er sich zurückgezogen und die Firunen sich selbst überlassen.

In dem Knäuel aus kämpfenden Leibern war Hauptmann Lenry nirgends zu sehen, und es machte nicht den Eindruck, als würde er alsbald zum Rückzug auffordern. Kjoren verharrte noch immer hinter einem Baumstamm, denn er war des Kämpfens überdrüssig. Er hatte lange genug in der Armee gedient, um zu wissen, wie gnadenlos die Valanen gegen Aufständische und Wilde in den Grenzlanden vorgingen. Blieb nur noch die Hoffnung, dass die Firunen des Dorfes so schlau waren, recht bald zu kapitulieren.

Kjoren wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn und umklammerte den Griff des Schwertes fester. Blut tropfte von der Klinge. Er schwankte. Seine Kräfte verließen ihn. Langsam bezweifelte er, dass er heute mit dem Leben davonkommen würde. Etwas blitzte auf. Sofort war er wieder hellwach. Sein Blick traf den eines Firunen, der etwas abseits vom Kampfgetümmel neben einem knorrigen Baum stand.

Kjoren wusste nicht, ob der Firune sich dadurch provoziert fühlte, dass Kjoren ihm in die Augen sah, aber irgendetwas hatte ihn dazu veranlasst, auf ihn zuzukommen. Kjoren wappnete sich für einen erneuten Kampf, sein Gegner aber blieb unvermutet stehen. Das Schwert des Firunen baumelte lässig neben seinen Beinen, er hielt es locker in der Hand. Die hellbraunen Haare klebten an seiner Stirn, sein Gesicht war mit Dreck und Blut verkrustet. Die blauen Augen funkelten zornig.

Kjoren erkannte die Narben und Einkerbungen am Hals, wo seinem Gegenüber einmal das eiserne Halsband eines Firunen ins Fleisch geschnitten haben musste. Kjorens eigenes Halsband lastete plötzlich schwer auf seinen Schlüsselbeinen. Er schluckte. Die Zweifel und Schuldgefühle, die an Kjoren seit seinem Eintritt in die Armee nagten, drängten mit aller Macht an die Oberfläche.

Er hieß sein Gewissen schweigen und umfasste den Griff seines Schwertes mit beiden Händen. Der Firune harrte weiterhin aus, schickte sich nicht an, die Herausforderung zum Kampf anzunehmen und das Schwert zu heben. Kjoren kam sich mit jeder Sekunde mehr und mehr wie ein Feigling vor. Der Augenblick, in dem er hätte handeln müssen, war längst verstrichen. Feige Stille erfüllte ihn, während der Kampflärm in der Luft hing, dabei hatte sich Kjoren immer für besonders mutig gehalten. Zahllose Gegner hatte er erschossen, erschlagen oder erstochen. Trotzdem rührte er sich jetzt nicht. Entweder hatte der Firune darauf spekuliert, oder er war lebensmüde. Wie dem auch sei, Kjoren durfte ihn nicht laufen lassen. Es bestand die Möglichkeit, dass jemand beobachtete, wie er an einem dummen Bauern scheiterte.

»Töte mich«, sagte der Dörfler in einem Tonfall, der Kjoren das Blut in den Adern gefrieren ließ. »Oder bist du zu feige, um

deinesgleichen zu töten?« Er spuckte vor Kjoren aus. »Du bist ein dreckiger Verräter. Ich weiß, dass der Kampf für uns längst verloren ist. Aber eher sterbe ich, ehe ich deinem Beispiel folge.«

Seine Worte fielen auf fruchtbaren Boden und schlugen bittere Wurzeln, doch Kjoren rang seine aufkeimende Unsicherheit nieder. Seine verschwitzten Hände verstärkten den Griff um das Schwertheft. Er war eine Maschine, die funktionierte. Er tat, was sein Offizier ihm befahl. Er gestattete sich nicht, darüber nachzudenken, ob es gerecht war oder nicht. Denn das war es ohnehin nicht. Nur noch ein paar Jahre, dann hätte er seine Strafe verbüßt und konnte nach Hause zurückkehren … Bis dahin hatte er sich geschworen, den Geist und den Verstand vor dem zu verschließen, was man von ihm verlangte. Aber in Momenten wie diesem gelang es ihm nicht immer.

Kjoren atmete tief durch und setzte an, mit der Klinge auszuholen, als ihn ein Schuss aus nächster Nähe zusammenzucken ließ. Der Firune brach wie ein nasser Sack zusammen. Einen Moment lang betrachtete Kjoren den erschlafften Körper.

Roson, ein Soldat der Einheit, trat aus der Menge hervor. Mit einer Hand hielt er triumphierend sein Gewehr in die Höhe.

»Ich war schneller«, rief er, als wäre dies ein Wettbewerb. Ein breites Grinsen stand in seinem Gesicht. »Du musst dich beeilen, es sind nicht mehr viele da. Die meisten sind bereits geflüchtet.« Mit Gebrüll stürzte er sich zurück in die Schlacht.

Kjoren war die Lust am Kampf nun zur Gänze vergangen, doch er rang den Gedanken nieder. Wenn er seine Zeit in der Armee nicht unnötig in die Länge ziehen wollte, musste er sich anstrengen, zumindest musste er so tun, als sei er ein redlicher Soldat. Vielleicht würde auch Oberst Lenry dann irgendwann die

ungerechten Strafen und spitzzüngigen Bemerkungen einstellen und endlich anerkennen, dass Kjoren seine Schuld beglichen hatte.

Kjoren schärfte seine Sinne und zwang sich, sein Augenmerk wieder auf den Kampf zu lenken. Rasch sah er sich nach einem weiteren Opfer um, dem er das Leben aus dem Körper treiben konnte. Der ohrenbetäubende Lärm riss an seinen Nerven. Schüsse, schepperndes Metall, klirrende Rüstungen und Schreie erfüllten die Luft. Er konnte sich nicht erklären, weshalb ein einzelnes Geräusch inmitten des Lärms jäh seine Aufmerksamkeit erregte. Es war nicht einmal ein lautes Geräusch, mehr wie ein entsetztes Stöhnen oder auch ein Schluchzen, doch seine Andersartigkeit inmitten der anderen Kampfgeräusche stach heraus wie eine Laterne in finsterer Nacht. Kjoren setzte sich in Bewegung und suchte die Umgebung mit Blicken ab. Nur wenige Yards entfernt stieß er auf den Verursacher des herzzerreißenden Schluchzens: Einer seiner Kameraden kniete unbewaffnet im Schlamm und sah sich Hilfe suchend nach allen Seiten um. Sein Gesicht war kreidebleich, er starrte mit geweiteten Augen einen Firunen an, der eine kleine Holzfälleraxt mit beiden Händen fest umklammert hielt und sich ihm mit einem boshaften Grinsen im Gesicht näherte. Der junge Valane mit kurzen schwarzen Haaren, die in wüsten Stoppeln von seinem Kopf abstanden, schien kaum älter zu sein als Kjoren. Die Lederrüstung hing stark beschädigt in Fetzen und war von Schlamm verkrustet.

Der Firune bahnte sich rasch einen Weg durch die kämpfenden Leiber auf den valanischen Soldaten zu, der sich jäh auf die Beine schwang und nach einem abgebrochenen Holzstiel griff, der neben ihm in der Erde steckte. Ein ungleicher Kampf. Ein Stöckchen gegen eine Axt. Der Firune hob die Axt zum Schlag über den Kopf. Der Valane hielt sich den Holzstiel

zur Abwehr vor den Körper. Kein Schutz, nur ein Strohhalm. Er warf Kjoren einen Hilfe suchenden Seitenblick zu. Die Panik in den blauen Augen veranlasste Kjoren nun doch, etwas zu unternehmen, obwohl seine Kräfte ihn bereits verlassen hatten und er nicht sicher sein konnte, eine weitere Begegnung zu überleben.

Kjoren rannte mit gezücktem Schwert auf den Firunen zu.

»Hey, lass ihn in Ruhe«, rief er. Er wusste, wie dumm sich das anhörte, wie ein törichtes Kind, das sich mit seinen Spielkameraden stritt. Vielleicht hätte er sich nicht einmischen und sein Leben gefährden sollen. Weshalb nur zweifelte er ständig? Selbst wenn er dem Firunen sein Recht einräumte, sich und sein Land zu verteidigen, am Ende würde der Dörfler es doch nicht überleben. Wenn Kjoren es nicht tat, würde ein anderer Valane sein Leben beenden. Die Firunen waren in diesem Kampf deutlich unterlegen. Weshalb also zwei Leben opfern, wenn er zumindest das des Valanen retten konnte?

Der Firune blickte verwirrt zu ihm herüber, der Valane sah nicht minder perplex aus. Mittlerweile hatte sein Angreifer ihn gegen einen Baum gedrängt, an den sich der Soldat mit dem Rücken presste. Der Mann mit der Axt lächelte kurz und holte aus. Kjoren war noch zu weit entfernt, um den Firunen davon abzuhalten. Doch der junge Valane duckte sich reflexartig unter der Axt hinweg, sprang geistesgegenwärtig zur Seite, sodass die Klinge der Axt in der Rinde des Baumes stecken blieb. Der hölzerne Griff brach ab.

Der Firune umklammerte den Holzgriff und starrte ihn an, als könnte er sein Pech kaum fassen. Kjoren stürzte mit langen Schritten herbei und setzte dazu an, den Bauern in zwei Hälften zu spalten. Der Firune drehte sich auf dem Absatz um und machte einen Schritt nach vorn, um seine Haut zu retten, doch er

rutschte auf dem schlammigen Boden aus. Der Schwung der Bewegung beförderte ihn geradewegs gegen den Baum, in dem immer noch die Klinge seiner Axt steckte. Feine Blutspritzer trafen Kjoren und liefen ihm über die Wangen, als sich der Mann den Kopf aufschlug und leblos zu Boden sank. Kjoren ließ vor Anstrengung zitternd und keuchend sein Schwert sinken.

Er brummte und wischte sich mit dem Handrücken über das Gesicht. »Schon merkwürdig, wie die Irrungen des Schicksals manchmal zuschlagen. Jetzt hat er sich selbst getötet.« Er sah zu dem Valanen, der mit geweiteten Augen neben ihm stand und fassungslos auf die Leiche starrte. Langsam drehte dieser den Kopf und erwiderte seinen Blick. Kjoren entging nicht, dass er flüchtig auf sein eisernes Halsband starrte. Er fühlte sich unwohl, fand jedoch schnell zu seinem Selbstbewusstsein zurück. »Nichts für ungut, Bruder. Wir kämpfen auf derselben Seite.«

Der junge Kerl schluckte. Er öffnete den Mund, schloss ihn aber wieder, ohne etwas gesagt zu haben.

Das Horn ertönte – drei Mal, der Befehl, dass sich die Soldaten zurückziehen sollten. Er klopfte seinem Kameraden auf die Schulter, zuckte kurz die Achseln und machte kehrt, ohne sich noch einmal nach dem Valanen umzudrehen.

*

»Wem gehört dieses Gewehr?«

Kjoren hob den Kopf, zog die Augenbrauen hoch und setzte den Sack mit dem Feuerholz ab. Er streckte seinen geschundenen Rücken. Erschöpfung und Schmerz durchfluteten ihn, machten auch die kleinste Bewegung zur Qual. Körper und

Geist waren gleichermaßen zerbrochen, zerrissen, zerstört. Er verfluchte diese Mission, die Offiziere, ja, sogar den König, und stellte sich jäh die Frage, wie er ohne bleibenden Schaden in sein altes Leben zurückkehren sollte.

Hauptmann Lenry hatte ihn Holz sammeln geschickt, als Strafe für sein verlorenes Gewehr. Und jetzt, als er gerade zurückgekehrt war, einen schweren Sack Holz hinter sich her schleifend, fuchtelte einer seiner Kameraden mit dem Ding in der Luft herum. Wie ungerecht!

»Es gehört mir«, sagte Kjoren. Der fremde Soldat kam auf ihn zu und streckte ihm die Waffe entgegen. Kjoren riss das Gewehr an sich. Er versuchte, im Gesicht des Finders irgendein Anzeichen für einen Vorwurf zu entdecken, doch darin war nichts zu lesen als die Ehrlichkeit eines Kameraden. Kjoren wandte sich ab.

»Ein Danke wäre nett gewesen«, rief ihm der Soldat hinterher.

»Oh, ja. Danke«, sagte Kjoren nicht ohne einen Hauch Sarkasmus in der Stimme. Er setzte sich auf einen umgestürzten Baum und lockerte die Schnürung seiner Stiefel. Seine Füße schienen den einzigen Zweck zu erfüllen, ihm unerträgliche Schmerzen zu bereiten. Seine Hände waren schwielig, die Unterarme mit Schrammen und Narben übersät. Sein Magen krampfte sich vor Hunger zusammen und das Gewicht seines Halsbands erinnerte ihn unablässig daran, dass er nicht hierher gehörte. Unmut und Verzweiflung fraßen sich in seine Eingeweide wie Säure. Wenn es heute noch jemand wagen sollte, ihn zu provozieren, würde er seinem Frust Luft machen und demjenigen ins Gesicht schlagen, was ihm unweigerlich eine weitere Strafaufgabe bescheren würde …

Der Abend kroch über das Land. Jemand machte sich daran, Kjorens Holzsack zu entleeren und die gesammelten Äste

aufzuschichten. Langsam suchte sich die Kälte einer bevorstehenden sternklaren Nacht ihren Weg durch Kjorens Kleidung. Er sah sich um und unterdrückte ein Gähnen. Sie hatten einige Verluste zu beklagen, aber Hauptmann Lenrys Truppe zählte noch mehr als hundert Mann, sie hatten demnach weniger als ein Fünftel ihrer Soldaten im Gefecht verloren. Sie hatten sich bereits auf den Weg zurück zur Kaserne nach Lyn, dem größten Kontinent des Reiches, machen wollen, als sie auf das Dorf der Firunen gestoßen waren.

Es war keineswegs vonnöten gewesen, die Bauern anzugreifen. Aber sie hatten die Herausforderung mehr als bereitwillig angenommen und tapfer gekämpft, wie Kjoren eingestehen musste. Sie befanden sich auf einer Mission, deren vorrangiges Ziel es war, neue Gebiete zu erschließen, wilde Firunen zu bekehren und sie niederzuzwingen. Ursprünglich hatte König Adoran geglaubt, es würde eine friedliche Mission werden. Man wollte den Firunen anbieten, sich dem König zu unterwerfen, um im Gegenzug all die Annehmlichkeiten der Zivilisation zu erhalten und genießen zu können.

Kjoren stellte die Stiefel beiseite und betastete seine geschwollenen Füße. Er kannte sein Volk nur allzu gut. Ihm war von Anfang an klar gewesen, dass sich die verbliebenen wilden Firunen niemals auf einen solchen Handel einlassen würden. Jetzt war das friedliche Angebot einer mit Waffengewalt erzwungenen Nötigung gewichen. Kjoren empfand die Anordnungen des Königs zwar als unrecht, doch eine Lösung des Problems wollte sich ihm auch nach langer Grübelei nicht eröffnen. Das Beste wäre gewesen, wenn die Valanen niemals hergekommen wären.

Jemand setzte sich neben Kjoren auf den Baumstamm. Er hob

den Blick nicht, sondern massierte weiter seine Füße. Seine Haare umgaben sein gesenktes Haupt wie ein dunkelblonder Vorhang. Er wollte mit niemandem reden, allein sein, seinen Gedanken nachhängen und seinen geschundenen Körper sich erholen lassen.

»Danke«, sagte eine angenehme Stimme.

Kjoren hob den Kopf. Neben ihm saß der junge Valane, der wenige Stunden zuvor beinahe einer Holzfälleraxt zum Opfer gefallen wäre. »Ich wollte mich schon eher bedanken, aber ich habe dich nirgends finden können.«

Jetzt, wo das verkrustete Blut und der Dreck aus seinem Gesicht gewaschen waren, wirkte er fast gut aussehend, wenn auch etwas blass um die Nasenspitze. Ein echtes Milchgesicht.

»Schon gut«, murmelte Kjoren. »Es ist schließlich nicht so, dass ich deinen Gegner getötet hätte, vielmehr hat er sich selbst hingerichtet.« Kjoren konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Das Milchgesicht schien an krankhafter Humorlosigkeit zu leiden. Er sah ihn an, als wäre ihm seine Intelligenz abhandengekommen.

Mittlerweile hatte jemand es geschafft, ein Feuer zu entzünden. Mehrere Soldaten scharten sich darum und wärmten sich die ausgekühlten und schmerzenden Glieder. Kjoren bedauerte, dass seine Truppe es nicht bis Sonnenuntergang nach Nelester geschafft hatte, um dort ein Luftschiff nach Lyn zu nehmen. Jetzt würden sie noch einen Tag länger in dieser Einöde verbringen müssen. Und das war allein die Schuld der widerspenstigen Bauern, die sich als zäher erwiesen hatten, als sie aussahen. Kjoren unterdrückte seinen Verdruss. Ärger hatte noch niemanden seinem Ziel näher gebracht.

»Man muss die Dinge nehmen, wie sie sind, es sei denn, es liegt in deiner Macht, sie zu ändern«, hatte sein Vater immer zu

ihm gesagt. Und der musste es wissen. Er hatte in seinem Leben viele Dinge hinnehmen müssen, die ihm nicht gefielen. Das Flugverbot für Firunen und deren Pflicht, magische Eisenhalsbänder zu tragen, die sie der Flugfähigkeit beraubten, waren nur zwei der Dinge, mit denen sich sein Volk abfinden musste, seit die Valanen in Yel aufgetaucht waren und es beherrschten.

Das valanische Milchgesicht neben ihm spielte nervös an seinen Fingern herum. Vermutlich brannte ihm dieselbe Frage auf der Seele, die er schon unzählige Male gehört hatte, seit er Mitglied der Armee war. Doch der Kerl traute sich scheinbar nicht, sie ihm zu stellen. Demonstrativ rückte Kjoren sein eisernes Halsband zurecht und nestelte an den Vogelfedern, die er zur Dekoration darauf geklebt hatte. Sollten sie es doch alle sehen, er war kein Valane. Und ebenso sollten sie das nach seinem Geschmack verzierte Halsband sehen. Man musste eben das Beste aus seiner Situation machen.

Das Milchgesicht räusperte sich, als wollte er Kjorens Aufmerksamkeit erregen. »Ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Mein Name ist Leroy«, sagte er und streckte seine Hand vor.

Kjoren griff zögerlich danach, packte aber kräftig zu. Schließlich war er ein ganzer Mann. Leroys Hand fühlte sich warm an, aber sein Händedruck war zu schwach für einen Soldaten. Wie er vermutet hatte, ein Weichei.

»Leroy, und weiter?«

Leroy lächelte verlegen. »Oh, ich habe keinen Familiennamen, falls du das meinst.«

»Alle Valanen haben Familiennamen«, brummte Kjoren. Mittlerweile brannte das Feuer höher und die Nacht brach herein. Jemand hatte einen Suppenkessel über den Flammen

an einem Gestell befestigt. Das Licht des Feuers warf groteske Schatten auf Leroys blasses Valanengesicht. Auf eine Art sahen sie doch gleich aus – schmale Gesichter, kurze Nasen und kleine Augen.

Leroy senkte die Stimme, als fürchtete er, irgendwer außer Kjoren könnte ihn hören. Dabei waren alle anderen Soldaten damit beschäftigt, sich die Füße und Hände warm zu reiben. »Ich stamme aus einer Firunenfamilie«, sagte Leroy im Flüsterton. »Man hat mich adoptiert.«

Kjoren zog die Augenbrauen hoch. Vielleicht war sein Kamerad doch interessanter, als er erwartet hatte.

»Das ist aber sehr ungewöhnlich. Du musst tolerante Eltern haben«, sagte Kjoren.

»Ich stamme aus der Gegend um Budford, da fällt es nicht so auf. Dort tummeln sich Valanen und Firunen gleichermaßen.«

Kjoren merkte, dass er nicht gern über seine Vergangenheit sprach. Also hakte er auch nicht weiter nach. Er tolerierte es, wenn jemand etwas für sich behalten wollte, ebenso wie er hoffte, andere würden ihn in Ruhe lassen. Überrascht war er jedoch, als Leroy seinerseits fragte: »Und wie ist dein Name? Woher stammst du?«

Kjoren hatte keine Lust auf engere Kontakte zu den Kameraden, für gewöhnlich hasste er die oberflächlichen Konversationen mit Leuten, die ihm nicht wirklich etwas bedeuteten. Glaubte Leroy, er wäre ihm das Interesse an seiner Person schuldig, nur weil Kjoren sein Leben gerettet hatte? Was er – ganz nebenbei bemerkt – nicht einmal getan hatte.

»Ich heiße Kjoren und stamme aus einem Vorort von Derris auf der Insel Ona.« Er sprach nicht weiter, weil er sich erhoffte, Leroy würde sich mit der Information zufriedengeben, doch auch er stellte die unvermeidliche Frage, die sich Kjoren so oft hatte

anhören müssen.

»Was macht ein Firune in der Armee von König Adoran? Wir kämpfen gegen deinesgleichen. Das verstehe ich nicht.«

Kjoren stieß einen genervten Seufzer aus. »Wirst du mich mit deiner Fragerei in Frieden lassen, wenn ich es dir sage?«

Leroy zuckte zurück. Kjorens schroffer Tonfall hatte schon so manchen Freund vertrieben, aber das war ihm egal. Er legte keinen Wert darauf, gemocht zu werden.

»Ich habe dich doch nur etwas gefragt. Aber ich entschuldige mich, wenn ich dich beleidigt haben sollte.«

Also auch noch ein Duckmäuser, der gleich den Schwanz einzog, wenn jemand etwas harscher wird. Vielleicht sollte Kjoren die Frage umkehren und Leroy fragen, wie er je hatte Soldat werden können, wo er doch so ein Jammerlappen war.

»Schon gut«, sagte er stattdessen. »Zum hundertsten Mal werde ich diese Frage beantworten. Mein Vater wurde des Verrats angeklagt. Er soll einen Aufstand gegen den König geplant haben. Meine Mutter lebt nicht mehr, aber es hält sich hartnäckig das Gerücht, mein Vater hätte sie misshandelt, was natürlich absoluter Blödsinn ist. Dass er sich gegen das Regime der Valanen auflehnte, will ich hingegen nicht bestreiten. Um der Todesstrafe zu entgehen, hat er sich verpflichtet, seinen ersten Sohn für zehn Jahre zur Armee der Valanen zu schicken. Glaube mir, das ist eine harte Strafe für ihn. Seitdem sind die Falten in seinem Gesicht noch tiefer geworden. Mein Vater war schon immer ein alter Griesgram, aber manchmal glaube ich, die Todesstrafe wäre ihm lieber gewesen.«

Leroy schwieg. Dann, als er sich die richtigen Worte zurechtgelegt zu haben schien, sagte er: »Das tut mir leid. Es muss hart für dich sein.«

»Ach was, ich leide weniger darunter als mein alter Herr.« Das entsprach nicht ganz der Wahrheit, aber er würde sein Herz garantiert keinem Fremden ausschütten. »Ich gehe mir jetzt etwas zu essen suchen«, sagte er, um vom Thema abzulenken. Er schnürte seine Stiefel und stand auf, um sich in die lange Reihe derer zu stellen, die für einen Teller Suppe aus dem Kessel anstanden. Früh am nächsten Morgen würden sie weiterziehen nach Nelester. Kjoren konnte es kaum erwarten, endlich ins Basislager seiner Einheit zurückzukehren. Dann würde für eine kurze Zeit der eher ereignislose Alltag einkehren, in dem er nicht um sein Leben bangen musste.

# Zwei

## Erkenntnisse

Das Kleid erinnerte an einen klaren Bergsee, dessen sanfte Wellen sich friedlich auf der Oberfläche kräuselten. Sowohl die Farbe als auch die Beschaffenheit des Stoffes gemahnten an Wasser, glatt, glänzend und kühl. Je nach Blickwinkel schimmerte die Seide in Weiß, Hellblau oder Flieder.

»Der Stoff ist so fein«, sagte Elane und klatschte in die Hände.

Lanie, ihre Zofe, nickte brav. »Ja, Madam. Es ist ein ausgesprochen edles Kleid.«

Elane strich über den Rockteil, den mehrere Rüschen und Perlenstickereien zierten. »Ich habe niemals zuvor etwas so Schönes gesehen.«

»Die Farbe wird Ihren Augen schmeicheln, Madam.«

»O ja! Mein Onkel hat immer gesagt, meine Augen haben die Farbe und die Tiefe eines Gebirgssees.« Sie fuhr herum und lächelte Lanie an. »Glaubst du, es wird Jonneth gefallen? Ich möchte gut aussehen, wenn wir über unsere Verlobung sprechen.« Elane fasste den Rock ihres einfachen Hauskleids an den Zipfeln und drehte sich einmal um die eigene Achse wie ein übermütiges Kind. »Ach Lanie, freust du dich denn nicht für mich?«

Die Zofe verzog keine Miene. »Gewiss, Madam.«

»Lanie, weshalb bist du immer so steif? Wir sind doch unter uns.«

»Es wurde mir so beigebracht.«

Elane schnaubte. Es war immer dasselbe. Weshalb glaubte

sie, die Angestellten bei Hofe würden sich je anders verhalten? Sie seufzte. Und eigentlich hatten sie auch recht. Für eine Prinzessin schickte es sich nicht, sich mit den Bediensteten anzufreunden. Zu dumm, dass all die feinen Damen aus den Adelshäusern, die sie oft besuchten, kein bisschen weniger steif waren.

»Hilf mir, es anzuziehen«, sagte Elane und winkte Lanie zu sich, die wie ein Stock in der Zimmerecke stand. Mit ihrem schwarz-weißen Kleid und der Schürze sah sie aus wie eine Puppe. Lanie nahm pflichtschuldig das Kleid vom Bügel. Es war eigentlich noch zu früh, aber sie wollte dieses wunderschöne Stück Stoff, das ihr Onkel eigens für dieses Dinner hatte anfertigen lassen, unbedingt tragen.

Lanie half ihr aus dem Hauskleid und beim Anziehen des edlen Gewandes. Elane fühlte sich schon jetzt wie eine Königin. Sie rannte zum großen Spiegel in ihrem Schlafgemach, schwang den Saum umher, sodass die Seide schimmerte, und bewunderte sich von allen Seiten. Ihre Locken ringelten sich noch unfrisiert über die Schultern, dennoch bot sie einen hinreißenden Anblick.

»Ist es nicht einfach herrlich? Ich bin schrecklich aufgeregt. Das ist ein wichtiger Tag in meinem Leben.«

»Gewiss, Madam. Soll ich Ihnen jetzt die Haare frisieren?«

»Das wäre eine wunderbare Idee.«

Die nächsten zwei Stunden verbrachte Elane damit, sich herausputzen zu lassen, immer wieder in ihrem Schlafgemach auf und ab zu gehen, aus dem Fenster zu starren und Lanie unermüdlich darauf hinzuweisen, wie sehr sie sich auf den Abend freute. Die Sonne ging unter und hüllte die Wipfel der Bäume, die am Horizont hinter den Dächern der Stadt das reich

bewaldete Vorgebirge bedeckten, in ein orangerotes Licht. Endlich vernahm Elane durch ein geöffnetes Fenster das Geräusch von Wagenrädern, die über Pflastersteine rumpelten.

»Das werden sie sein«, stieß Elane atemlos hervor. Sie lehnte sich weit aus dem Fenster.

»Madam, Sie fallen hinunter!«

Ihre Zofe schlug die Hände vors Gesicht. Elane ignorierte sie. Sie war viel zu aufgeregt.

Ihr Zimmer befand sich im dritten Stock des Westflügels des königlichen Palastes. Sie sah einen Teil des von Blumenbeeten eingefassten sandigen Innenhofes, auf dem mit weißen Kieselsteinen ausgelegte Wege zu den Eingängen der umliegenden Gebäude führten. Doch das Ende des breitesten Weges, der geradewegs zur Haupttreppe führte, konnte sie nur sehen, wenn sie beinahe aus dem Fenster kletterte. Normalerweise tat sie dies oft, hielt sich einfach an dem mit Stuck verzierten Fenstersims fest und verlagerte ihren Schwerpunkt. Doch nicht heute, egal wie sehr die Neugierde sie dazu veranlassen wollte. Das neue Kleid hinderte sie daran. Nicht nur, weil der voluminöse Rock eine solche Kletterpartie nicht erlaubte, sondern weil sich Elane nicht schmutzig machen wollte. Es musste ein perfekter Abend werden. Somit gab sie sich damit zufrieden, sich lediglich weit hinauszulehnen.

Die große Kutsche mit dem mit goldenen Ornamenten versehenen Fahrgastraum und den schweren roten Vorhängen rumpelte gemächlich über den Kiesweg, bis der Kutscher die Rösser zum Stehen brachte und einem Stallburschen die Zügel reichte. Das pechschwarze Fell der Pferde glänzte in der Abendsonne.

Die Kutschentür schwang auf. Elanes Herzschlag beschleunigte sich. Sie hatte Jonneth seit einigen Wochen nicht

mehr gesehen. Schon bei dem bloßen Gedanken an ihn wurde ihr schwindlig und es fühlte sich an, als würde sich ein Schwarm Bienen durch ihren Bauch wühlen. Ob er sich verändert hatte? Würde er immer noch so hinreißend aussehen, sodass ihre Knie weich wurden und ihr Puls unablässig in ihren Ohren rauschte?

Zuerst stieg Jonneth' Mutter Annah aus der Kutsche, gefolgt von seinem Vater Jaham. Elane konnte sein Gesicht nicht genau erkennen, aber sie vermutete, dass er ebenso grimmig dreinblickte wie immer. Feine blaue Seide kleidete Annah und Jaham standesgemäß. Endlich verließ Jonneth die Kutsche. Er war ein Jahr älter als Elane, wirkte mit seinen dreiundzwanzig Jahren aber wesentlich reifer. Sein haselnussbraunes kinnlanges Haar glänzte ebenfalls in der Sonne, vermutlich hatte er ein ganzes Pfund Pomade hineingerieben. Jonneth trug eine Uniform, die ihn noch männlicher, noch attraktiver machte. Er hatte gerade seinen Abschluss an der königlichen Militärakademie absolviert und präsentierte seine Abzeichen mit Stolz.

Die Pferde samt Kutsche wurden weggeführt, und auch die Familie Venell verschwand aus Elanes Blickwinkel, als sie die Haupttreppe betraten. Vorsichtig zog sie sich ins Innere des Zimmers zurück.

»Sie sollten hinuntergehen und die Gäste begrüßen«, sagte die Zofe, obwohl das Hofzeremoniell ihr eigentlich nicht erlaubte, Elane Ratschläge zu erteilen. Elane hatte in ihrer Jugendzeit oft versucht, mit den Zofen und Zimmermädchen Freundschaft zu schließen, weil sie sich allein gefühlt hatte. Doch irgendwann hatten sich ihre Lehrer, die sie höfisches Benehmen lehrten, eingemischt und es ihr strikt untersagt. Danach hatte sie den Bediensteten ihre Steifheit abgewöhnen

wollen, und zum Teil war es ihr gelungen. Anscheinend hatte sich Lanie mit den Jahren an Elanes saloppen Umgangston gewöhnt.

Elane beschloss, noch einmal zum Spiegel zu gehen, um den perfekten Sitz ihrer Frisur zu überprüfen, als es an der Tür klopfte.

»Elane! Die Gäste sind da.«

Die Stimme gehörte zu Perg Worsum, einem Mitglied des königlichen Rates. Er war so etwas wie ein besser bezahlter Angestellter, aber ihr Onkel wollte ihn trotz seines hohen Alters nicht entlassen. Er gehörte schon zum Rat ihres ermordeten Vaters Alloret Durvin, und vielleicht fühlte sein Bruder Adoran sich verpflichtet, den alten Hofstaat beizubehalten.

»Ich komme sofort«, rief Elane und stürzte an Lanie vorbei. Die Zofe musste zur Seite springen und hielt sich in ihrer Manier die Hände vor den Mund ob Elanes undamenhaften Betragens. Elane riss die Tür auf und strahlte Perg Worsum an, der die Stirn in Falten legte. Er presste kurz die Lippen aufeinander und verdrehte die Augen.

»Elane, Sie sollten ein wenig ruhiger werden. Von der Hektik bekomme ich Kopfschmerzen.«

Elane strich das Kleid glatt, straffte sich und legte eine ernste Miene auf. Perg hatte recht. Dies war nicht der Zeitpunkt für kindisches Verhalten, auch wenn ihre Hormone in ihrem Inneren wie verrückt Fangen spielten.

Er bot ihr den Arm an. Elane nickte höflich lächelnd und machte sich mit Perg auf den Weg durch die Flure von Valburg, plötzlich durch die jahrelange harte Schule eins geworden mit der Rolle der Prinzessin.

*

»Die Pastete schmeckt ausgezeichnet.« Annah Venell tupfte sich mit der Serviette die Mundwinkel ab. »Manchmal wünschte ich, unsere Bediensteten würden sich besser auf die Zubereitung von Mahlzeiten verstehen, aber es ist schwer, gutes Personal zu finden.«

Ihr Gatte Jaham, der links neben seiner Frau an der riesigen Tafel saß, legte sein Besteck auf den geleerten Teller und warf Annah einen abfälligen Seitenblick zu. »Wenn du kochen könntest, dann würden wir kein Küchenpersonal brauchen.«

Annah lachte, dabei hatte Jaham augenscheinlich keinen Scherz gemacht, sondern seine Äußerung ernst gemeint.

»Wie dem auch sei«, sagte König Adoran und rieb sich die Hände, »ich bedanke mich für das Kompliment. Doch sollten wir den Grund unseres Zusammenkommens nicht vergessen.«

Adoran saß den Venells gegenüber, Elane neben ihm. Celesa, König Adorans Gemahlin, war nicht zugegen. Sie kränkelte oft. Elane sah, dass sich ihr Onkel in seiner prächtigen grünen Robe mit dem ausladenden Rüschenkragen alles andere als wohlfühlte. Manchmal schämte sich Elane für ihn, weil er keinen Hehl daraus machte, dass ihm die Krone oftmals zu schwer war. Er trug sie, weil er sich seinem verstorbenen Bruder verpflichtet fühlte, jedoch nicht mit Stolz. Dennoch hatte Elane ihrem Onkel viel zu verdanken, außerdem würde es an Hochverrat grenzen, wenn sich seine Nichte öffentlich für ihn schämte. Deshalb behielt sie diese Gedanken wohlweislich für sich. König Adoran war ein launischer Mann, manchmal tat er alles, um einem Konflikt aus dem Weg zu gehen, um ganz Yel im nächsten Moment mit einem impulsiven Zornesausbruch zu überraschen. Trotzdem beschwerte sie sich nie, denn er war der König, und ihr stand es nicht einmal zu, schlecht von ihm zu denken. Elane

setzte sich aufrechter hin und bemühte sich, ihre Aufregung zu verbergen. Sie musste sich beherrschen, Jonneth nicht ständig verliebte Blicke zuzuwerfen.

»Natürlich wollen wir das nicht vergessen«, riss Annah sie aus ihren Gedanken. »Ich freue mich außerordentlich über das Verlöbnis zwischen meinem Sohn Jonneth und Ihrer Nichte, Majestät. In Ermangelung eines männlichen Thronerben braucht sie unbedingt jemanden an ihrer Seite, der mit ihr die schwere Last der Krone trägt.« Sie machte eine Pause. Als Adoran nichts erwiderte, sondern nur die Stirn krauszog, fügte sie rasch hinzu: »Natürlich bedauern wir zutiefst, dass Celesa Ihnen keinen Erben schenken konnte.«

Offensichtlich war Adoran die Bemerkung unangenehm, denn seine Hände krallten sich fest um die Armlehne und sein Gesicht nahm die Farbe einer frisch getünchten Wand an. Der barmherzige Gott hatte ihm und seiner Frau keine Kinder geschenkt. Niemand im Reich zweifelte daran, dass es an der kränklichen Natur der Königin lag, auch wenn Adoran Durvin das vehement bestritt.

Er räusperte sich. »Selbst wenn wir einen Erben gezeugt hätten, stünde Elane in der Rangordnung immer noch vor ihm. Wie Sie wissen, verwalte ich den Thron bloß für sie. Sie ist die Erbin meines verstorbenen Bruders.«

»Adoran, verzeih den Wissensmangel meiner Gattin«, mischte sich Jaham ein. Er und Adoran pflegten in familiärem Umgangston miteinander zu reden. »Sie wollte dich oder deine Gemahlin bestimmt nicht beleidigen.«

»Gewiss nicht.«

Ein unangenehmes Schweigen erfüllte den Raum. Elane nutzte die Pause, um ihren Verlobten Jonneth nun doch verstohlen eingehender zu betrachten. Den ganzen Abend lang hatte er

noch kein Wort gesprochen und sein Gesicht ließ auf schlechte Laune schließen. Elane fühlte einen kurzen Stich in der Brust. Sie wollten an diesem Abend ihre Verlobung feiern, doch Jonneth gemahnte an den Gast einer Beerdigung. In seiner tadellos gebügelten Uniform und mit den glänzenden Haaren sah er unbeschreiblich gut aus, aber er richtete den Blick starr auf die Tischplatte, als glaubte er, dort etwas zu finden, das diesem Abend einen Sinn gab. Er hatte nicht einmal bemerkt, wie schön das Kleid war, das sie trug. Sie schluckte ihre Enttäuschung hinunter.

Jaham bereitete dem Schweigen ein Ende. »Ich denke, der Vorabend des Sturmfests wäre ein durchaus geeigneter Termin für die Hochzeit. Es garantiert uns die ungeteilte Aufmerksamkeit des Volkes, wenn viele nach Valana kommen, um das Feuerwerk zu sehen.«

Elanes Herz machte einen Sprung. Das Sturmfest war bereits in drei Wochen! Sie hatte frühestens im nächsten Sommer mit der Hochzeit gerechnet, dass es jetzt so schnell gehen würde, überstieg ihre kühnsten Träume.

Adoran machte eine wegwerfende Handbewegung. »Jaham, ich denke, das käme etwas überstürzt. Wie sollen wir es bewerkstelligen, in dieser kurzen Zeitspanne all die Vorbereitungen zu treffen?« Adorans Gesicht nahm einen Hauch roter Farbe an. Elane kannte ihren Onkel gut genug, um zu wissen, was in ihm vorging. Er rang mit seinem inneren Zorn. Elane verstand nicht, weshalb er sich aufregte. Adoran hielt zwar nicht viel von den Venells, trotzdem erachtete er ihren Sohn Jonneth als die beste Partie für Elane. Jonneth hob den Kopf und starrte seinen Vater von der Seite an.

»Vorbereitungen? Adoran, ich bitte dich. Das Volk ist ohnehin mehr als aufgebracht angesichts der ständig steigenden

Steuerlast«, sagte Jaham. »Ich halte es für keine gute Idee, allzu ausschweifende Feierlichkeiten zu planen. Je schlichter, desto besser.«

Elane interessierte sich wenig für Politik, trotzdem war ihr bewusst, dass Jaham einen wunden Punkt getroffen hatte. Die Kriege mit den Firunen im Osten waren teuer. Adoran blieb nichts anderes übrig, als die Steuern zu erhöhen, wenn er weiterhin ein friedliches Yel für die Valanen wollte. Doch Jaham hatte auch keinen besseren Vorschlag auf Lager und zudem vergriff er sich dem König gegenüber viel zu oft im Ton. Die beiden waren zwar Vettern, dennoch konnte sich Elane des Verdachts nicht erwehren, dass sich Jaham insgeheim für einen besseren König hielt. Die Hochzeit seines Sohnes mit der Thronerbin kam ihm äußerst gelegen.

Elane fuhr eine plötzliche Erkenntnis wie ein Messer in den Leib. Es war üblich, seine Kinder ohne deren Einverständnis einander zu versprechen, doch zum ersten Mal kam ihr der Gedanke, dass es Jahams einzige Absicht sein könnte, sich näher an den Thron heranzuschleichen.

»Adoran, bitte verstehe mich nicht falsch«, beschwichtigte Jaham, »ich möchte doch nur das Beste für das Königreich. Ich dachte, die Hochzeit wäre eine kluge Strategie, das Volk wieder versöhnlich zu stimmen. Und je weniger Geld wir dafür verplempern, desto mehr wird man dich als König schätzen. Du musst mit gutem Beispiel vorangehen.«

Adoran atmete tief ein und aus. »Jaham, solcherlei Dinge betreffen den König, und nicht dich, Vetter.«

»Aber ich bin Mitglied im Hohen Rat. Ich habe Mitspracherecht.«

»Dann werden wir darüber diskutieren. Jetzt.« Adoran warf Jaham einen mahnenden Blick zu. »Aber nicht hier am Tisch.«

Er schob seinen Stuhl zurück. »Wir gehen in mein Arbeitszimmer.« Er nickte Annah und Elane zu. »Entschuldigt uns. Ich denke, diese Unterhaltung würde die Damen nur langweilen.«

Jetzt sprang Jonneth vom Stuhl auf und ballte eine Faust. Sein Stuhl kippte nach hinten und fiel polternd auf den Dielenboden. »Und was ist mit mir? Habe ich kein Mitspracherecht?«

»Du bist still, Jonneth! Kümmere dich nicht um die Formalitäten«, fuhr sein Vater ihn an. Die Männer verschwanden im Nebenzimmer.

Elane faltete ihre Serviette vor lauter Nervosität schon zum hundertsten Mal. Sie war bereits ganz löchrig.

»Ich gehe jetzt hinaus in den Schlossgarten«, sagte Jonneth und schnaubte zornig. »Ich brauche frische Luft.« Er verließ den Raum, ohne sich nach Elane und Annah umzusehen, die allein zurückblieben. Diener eilten herbei und räumten das Geschirr vom Tisch, dann zogen auch sie sich zurück. Die große Standuhr an der Kopfseite der Tafel tickte laut. Die Stille war unerträglich. Elane riskierte einen flüchtigen Blick zu Annah hinüber. Ihre gefalteten Hände lagen vor ihr auf dem Tisch. Sie betrachtete ihre Ringe. Sie sah aus, als dachte sie über irgendetwas nach. Ihr Gesicht wirkte traurig.

Elane fühlte sich hilflos. Sie kam sich albern vor, weil sie nicht wusste, wie sie sich verhalten sollte und was das Protokoll von ihr verlangte. War es ihre Pflicht, die Gäste bei Laune zu halten? Es war das erste Mal, dass sie sich in einer derartigen Situation befand. Ihre Lehrer hatten sie nicht darauf vorbereitet. Im Grunde hatten ihre Lehrer sie auf überhaupt nichts vorbereitet, zumindest auf nichts, das von Bedeutung war. O ja, sie war in der Lage, zwanzig verschiedene Stiche zu sticken, sie beherrschte drei verschiedene Musikinstrumente, sie war eine

gute Reiterin und verstand sich auf das ausdrucksvolle Vortragen von Gedichten. Man hatte ihr lediglich beigebracht, nett auszusehen, dabei war sie die Thronerbin. Kurzzeitig flammte Zorn auf. Ohne einen Mann an ihrer Seite würde Adoran die Krone nicht an sie abtreten können. Und er tat gut daran, denn sie hatte absolut keine Ahnung, wie man ein Land regierte. Von Anfang an hatten er und sein Vetter diese Ehe geplant, ohne je in Erwägung zu ziehen, sie auf das Leben als Königin vorzubereiten. Politik war ein Fremdwort für sie. Elane fragte sich, ob man Jonneth all diese Dinge an ihrer statt beigebracht hatte …

Ihr Puls ging viel zu schnell. Sittsam nahm sie einen Schluck Wein. Ihre Hände zitterten vor innerer Anspannung. Niemals zuvor hatte es eine weibliche Thronerbin gegeben, deshalb würde man Jonneth die wichtige Rolle zusprechen und ihn entsprechend darauf vorbereiten. Oder vielleicht hatten sie es schon getan. Leider waren ihre Eltern verstorben, bevor sie weitere Kinder zeugen konnten. Adoran hatte seinerzeit vor dem Hohen Rat durchgesetzt, das Gesetz ändern zu lassen, sodass Elanes Anspruch auf den Thron trotzdem bestehen bleiben konnte. Doch welchen Sinn hatte es, wenn sie kein Mitspracherecht besaß? Alles schien nach dem Willen der Venells zu verlaufen. Elane wagte nicht, darüber nachzudenken, welchen Grund dies haben mochte und ob der Verdacht überhaupt gerechtfertigt war.

»Es tut mir so leid für dich«, sagte Annah Venell so unvermittelt in die Stille hinein, dass Elane zusammenzuckte.

»Es muss Ihnen nicht leidtun. Dies war trotzdem ein schöner Abend.« Elane gab sich Mühe, brav zu lächeln, obwohl ihr nicht danach zumute war. Der Abend war eine Katastrophe, doch sie wollte sich ihre Enttäuschung nicht anmerken lassen.

Annah senkte den Blick und betrachtete wieder die Ringe an ihren Fingern. »Ich spreche nicht von dem Dinner, ich meine die Umstände.«

»Ich fürchte, ich begreife nicht.«

Annah seufzte. »Ich weiß, wie es ist, wenn man jemanden heiraten soll, den man nicht liebt, jemanden, den die Eltern ausgesucht haben.«

Elane faltete ihre löchrige Serviette zum zweihundertsten Mal. »Aber ich freue mich auf die Hochzeit. Ich mag Jonneth wirklich sehr gern.« Heißes Blut schoss in ihre Wangen.

Annah blickte auf und zog die Augenbrauen hoch. »Sprechen wir von demselben Jonneth? Er ist genau wie sein Vater und ich möchte dich vor ihm warnen. Ich hatte nie ein leichtes Leben, und ich fürchte, du wirst sehr stark sein müssen, wenn du glücklich werden willst. Aber wie kann eine Frau nicht zerbrechen, wenn sie so einen Mann hat? Hat das etwas mit Stärke zu tun? Je stärker die Frau ist, desto schlimmer wird es doch, oder?«

Elane fiel nichts ein, das sie darauf antworten konnte. Sie öffnete und schloss den Mund wie ein Karpfen auf dem Trockenen. Der Schock fuhr tief in ihre Glieder. Hatte Annah das gerade tatsächlich gesagt? Hatte sie sie vor ihrem eigenen Sohn gewarnt?

Annah legte einen Arm auf den Tisch und zog mit der freien Hand den Ärmel leicht zurück. Lilafarbene Abdrücke von starken Fingern hatten einen üblen Bluterguss hinterlassen. Rasch verdeckte sie ihn wieder. »Du musst nichts dazu sagen«, fügte Annah mit einem milden Lächeln hinzu.

Und das tat Elane auch nicht.

Eine Stunde später hatten sich der König und sein Vetter geeinigt, die Hochzeit nach Jahams Willen am Tag des

Sturmfests stattfinden zu lassen. Elane fragte niemand nach ihrer Meinung, aber sie bemühte sich, eine versöhnliche Miene aufzusetzen. Die Details verschwammen in ihrem Kopf, weil sich ihre Gedanken ununterbrochen um Annah Venells Worte drehten. Wenn Elane zu ihr hinüber sah, saß sie steif wie ein Stock mit ernster Miene neben ihrem Mann, als hätte ihre Unterhaltung nie stattgefunden, und allmählich begann auch Elane zu glauben, dass sie fantasierte. Sie entschied, sich nicht die Laune vermiesen zu lassen. Sie würde das tun, was man von ihr verlangte und Jonneth eine gute Ehefrau sein. Was interessierte sie Macht, Politik und die Sorgen des Volkes? Alles, was sie wollte, war ihr bescheidenes Leben fortzuführen. Ob es ihr gefiel oder nicht, sie würde sich mit ihrer Rolle anfreunden.

»Wo steckt der Bengel eigentlich?«, fragte Jaham.

»Er ist in den Schlossgarten gegangen«, antwortete Annah.

Jaham stieß ein Knurren aus. »Es ist schon sehr spät. Wir sollten bald heimkehren.«

»Ich bin sicher, Elane wäre es eine große Freude, Jonneth zu suchen und zurückzuholen«, sagte Adoran. Er lächelte gequält. Anscheinend wünschte man, sich jetzt ohne ihr Beisein zu unterhalten. Vielleicht besprachen sie, was man dem Paar zur Hochzeit schenken wollte? Elane rang diesen dämlichen Gedanken nieder. Sicher würden sie sich nur über Politik unterhalten.

»Aber Onkel, es schickt sich doch nicht, wenn ich mit Jonneth allein wäre.«

Jaham machte eine abwertende Handbewegung. »Ein Diener wird dich hinausbegleiten. Ich habe vollstes Vertrauen in euch. Oder hast du ungebührliche Absichten?«

Elane errötete zur Gänze, schob ihren Stuhl hastig zurück und

wandte sich zum Gehen. Der Abend war alles andere als aufregend und schön gewesen. Aber vielleicht würde sie wenigstens jetzt Gelegenheit bekommen, ein paar Worte mit ihrem Verlobten zu wechseln.

Wie Jaham vorhergesagt hatte, hängte sich einer der Bediensteten an ihre Fersen, als sie den Palast durch ein Nebenportal verließ. Elane ignorierte ihn, ebenso wie sie den in Uniform gekleideten Wächter an der Tür ignorierte. Sie war froh, endlich in die kühle Nachtluft hinaustreten zu können. Sie betrat den gepflegten Schotterweg, der hinter dem Palast in den Park führte. Ihre Schritte knirschten auf den Steinen, die Absätze ihrer Schuhe versanken im Kies. Hinter ihr ging der Diener in gebührendem Abstand.

Es roch nach Sommer. Ein leichter Wind strich durch das Gras und die Blätter der Bäume. Es war eine sternklare Nacht, der Mond war beinahe voll und erleuchtete die Blumenbeete, die den Pfad säumten. Elane genoss den nächtlichen Spaziergang. Es machte ihr nichts aus, dass sie schon fast den ganzen Schlossgarten abgesucht hatte, bis sie Jonneth endlich fand, doch auf den Anblick hätte sie verzichten können. Sie erkannte ihn an den glänzenden Abzeichen auf seiner Uniform, die das Mondlicht widerspiegelten. Er stand neben einem hohen steinernen Denkmal, das einen der alten Könige mit in die Luft gestrecktem Schwert darstellte. Die Figur war aus weißem Marmor gehauen und leuchtete im Dunkel der Nacht wie eine Geistererscheinung. Eine zweite Person lehnte am Sockel des Bildnisses. Es war zu dunkel, um ihre Identität festzustellen, aber ein langer Rock wehte ihr im seichten Wind um die Beine. Eine Frau. Aber welche Dame würde um diese Uhrzeit allein im Park herumstreunen?

Elane blieb stehen, ihre Beine wollten sich keinen Schritt

weiter bewegen. Die Schritte des Dieners verstummten in einigem Abstand hinter ihr. Bisher hatten die beiden sie nicht gehört.

Jonneth lehnte sich nach vorn, einen Arm lässig gegen das Denkmal gestützt. Das Gesicht der fremden Frau war nur eine Handbreit von seinem entfernt. Es musste sich um eines der Hausmädchen handeln, die immer das Tor zum Kräutergarten abschlossen. Aber was wollte Jonneth von ihr? Elane vernahm ihre gedämpften Stimmen, sie lachten. Scheinbar vermochte die Dame, Jonneth um einiges besser zu unterhalten als ein steifes Abendessen mit dem König. Elanes Kehle schnürte sich zu. Der Schmerz, der sich in ihrem Herzen ausbreitete, raubte ihr den Atem und ließ ihre Beine zittern. Sie machte auf dem Absatz kehrt und hastete mit großen Schritten zurück zum Palast, damit sie weit weg war, sollte sie weinend zusammenbrechen. Sie wollte nicht länger sehen, wie Jonneth ihre Gefühle mit Füßen trat. Jäh wurde ihr bewusst, dass er sich nie für sie interessiert hatte. Für ihn wie auch für seinen Vater war es nie mehr als eine arrangierte Ehe gewesen.

War sie wirklich so naiv gewesen, zu glauben, er würde sie lieben? Tränen stiegen ihr in die Augen, doch sie drängte sie grimmig zurück, schließlich war sie eine Dame mit Stolz und Anstand. Sie würde bald Königin sein. Etwas anderes zählte nicht. Sie musste jetzt stark sein. All das hatte gar nichts zu bedeuten. Der Diener, der ihr in den Park gefolgt war, hatte sie weder angesprochen noch sich auf andere Weise bemerkbar gemacht, dennoch schämte sich Elane für das, was er gesehen hatte.

Als sie zurück in den Speisesaal trat, hatte sich ihr Gemüt bereits beruhigt. Elane gab sich Mühe, entspannt zu wirken, doch der Blick von Annah durchdrang sie wie ein Messer. »Ich

habe ihn leider nicht finden können«, log sie. »Es tut mir leid.«

# *Drei*

## *Entdeckungen*

Ein Schwarm Krähen stieg aus einer der hohen Pappeln auf, die die Waldlichtung säumten. Die Vögel kreischten und veranstalteten einen ohrenbetäubenden Krach. Die Wucht der Explosion hatte den Boden kurzzeitig erschüttert. Auch einige Kaninchen und andere Kriechtiere des Unterholzes suchten ihr Heil in der Flucht. Leroy hätte gern dem Drang nachgegeben und wäre ihrem Beispiel gefolgt, aber Fahnenflucht war weder ehrenwert noch versprach sie einen Ausweg aus der Situation. Hier in der Wildnis war ein einzelner Mann dem Tode geweiht. Stattdessen richtete er seine Aufmerksamkeit wieder auf das stümperhaft gezimmerte Haus aus Gesteinsbrocken und Holz, das sie inmitten der dichten Waldlandschaft entdeckt und gesprengt hatten. Moos und Kletterpflanzen hatten die verfallenen Überreste des Gebäudes umwuchert und für eine gute Tarnung gesorgt, sodass die Soldaten es beinahe übersehen hätten. Die zweistöckige Ruine hatte sich auf einer von Menschenhand gerodeten Lichtung befunden. Zu welchem Zweck jemand im Nirgendwo eine Festung, oder was auch immer es gewesen sein mochte, errichtet hatte, galt es nun herauszufinden. Die Explosion hatte eine Hälfte des Gebäudes dem Erdboden gleichgemacht, die Wände der anderen Hälfte wiesen tiefe Risse auf und erweckten nicht den Eindruck, der Erdanziehungskraft lange trotzen zu können.

Leroy hätte liebend gern am Morgen das Luftschiff, das sie zurück ins Basislager bringen sollte, erreicht, doch einer ihrer Kundschafter hatte den stark ausgetretenen Pfad mitten im

Wald entdeckt, der ihre Truppe geradewegs zur Lichtung geführt hatte. Natürlich war es Hauptmann Lenrys Pflicht, der Sache auf den Grund zu gehen. Die Firunen, die hier in der Einöde von Eld lebten, waren Bauen, teilweise noch nicht einmal sesshaft. Wenn sie ein aus Holz gezimmertes Heim ihr Eigen nennen konnten, wähnten sie sich unsagbar reich. Doch dieses Bauwerk war anders. Es war zu hoch für ein einfaches Wohnhaus, zudem ließ die massive Bauweise auf den Zweck der Verteidigung gegen Angriffe schließen. Wer immer sich die Mühe gemacht hatte, ein solides Steingebäude mitten im Wald zu errichten, wollte, dass es nicht entdeckt werden konnte. Da die Firunen von Eld mitnichten schon einmal eine Valanenburg gesehen hatten, lag die Vermutung nahe, dass andere – Valanen oder Firunen – aus dem zivilisierten Teil von Yel dahintersteckten. Dem Grünspan und Verfall der Außenmauern nach zu urteilen, existierte die Festung schon recht lange.

Leroy schüttelte seine Gedanken ab, denn ein Horn ertönte, das Zeichen zur Entwarnung nach der Explosion. Nachdem sie fast eine komplette Seite des Gebäudes mit Dynamit in die Luft gejagt hatten, würden sie sich nun an die Erkundung der Innenräume wagen. Alles deutete darauf hin, dass hier seit Längerem niemand mehr lebte.

Die Luft war noch immer erfüllt von Staub, der sich nur langsam legte. Er klebte auf der Zunge, färbte die Haare gräulich und brannte in den Augen. Hustend näherten sie sich dem Gebäude. Selbst wenn noch jemand hier stationiert gewesen war, vor den einheimischen Firunen fürchteten sie sich nicht. Ihre Krieger kleideten sich in leichte Lederrüstung oder die zweckmäßigen Wämser von Waldläufern, die meisten trugen jedoch die einfache braune und grüne Leinenkleidung der Eingeborenen. Sie waren keine ebenbürtigen Gegner für einen echten Soldaten. Doch leider hielten sich die Firunen des

Ostens mitnichten an valanische Gesetze, denn sie waren in Besitz von Waffen. Es galt, Vorsicht walten zu lassen.

Die Soldaten suchten fortwährend den Himmel mit ihren Blicken ab, während sie sich langsam vorwärtstasteten. Griffen die Firunen aus der Luft an, waren sie nur mit dem Gewehr zu besiegen, und selbst dann war es schwierig, sie zu treffen. Leroy war schon öfter Zeuge ihrer seltsamen Metamorphose geworden, und jedes Mal hatte es ihn aufs Neue in Erstaunen versetzt. Binnen eines Lidschlags wuchsen ihnen Flügel aus dem Rücken, deren Spannweite bei Weitem ihre Körpergröße übertraf. Sie schimmerten in den unterschiedlichsten Farben und waren dünn und durchscheinend wie Papier. Leroy begegnete ihnen mit Argwohn. Er fürchtete sich zwar nicht vor einem geflügelten Firunen, aber zu nahe wollte er ihm nicht kommen. Angehörige ihrer Rasse waren zumeist kleiner als die Valanen, aber sie waren kräftig und schnell. Ihre Hautfarbe war ebenso wie die Farbe ihrer Haare hell und wirkte kühl wie ein Wintermorgen.

Ein Schatten, größer als der eines Vogels, zog über ihre Köpfe hinweg. Ein einzelner Firune war aus den Ruinen der zerstörten Festung aufgestiegen. Seine Flügel waren strahlend blau. Es machte nicht den Anschein, als legte es der Firune auf eine Konfrontation mit den Soldaten an. Flüchtig erhaschte Leroy einen Blick auf sein Gesicht. Nackte Angst war darin zu lesen. Mit zwei kräftigen Flügelschlägen hatte er sich bis über die Baumkronen erhoben. Er floh. Offensichtlich stellte er keine Gefahr dar, aber Hauptmann Lenry brüllte: »Er entkommt.« Hektisch sah er sich um, suchte sich in der Menge ein Opfer und zeigte mit dem Finger auf den Auserwählten. »Du! Töte ihn!«

Leroy zuckte zusammen. Das war einer der bedeutendsten

Unterschiede zwischen einem wahren Offizier und einem Feigling wie … ihm. Ein Offizier scheute sich nicht davor, Entscheidungen zu treffen. Einen Moment lang ärgerte er sich über seine Unfähigkeit, wie ein Soldat zu denken und zu handeln, doch dann rissen ihn die Ereignisse aus seinen Gedanken.

Leroy wandte dem armen Kerl, den Lenry auserkoren hatte, den Kopf zu. Er kannte den Soldaten, dem die Ehre zuteilgeworden war, den Firunen zu erschießen. Sein eisernes Halsband funkelte in der Sonne. Er drückte sich den Griff des Gewehrs gegen die Schulter und zielte, den Finger am Abzug. Doch kein Schuss löste sich aus seiner Waffe. Der Firune verschwand hinter den Baumkronen, der Moment war verstrichen. Das Gesicht des Soldaten erblasste. Er hatte einen Befehl verweigert. Ein fataler Fehler. Stille senkte sich über die Gruppe. Obwohl es ihn nicht betraf, schlug Leroys Herz bis zum Hals und seine Finger waren schweißnass, als wäre er derjenige, der sich schämen müsste. Leroy erinnerte sich an den Namen des Befehlsverweigerers. Kjoren. Er war ein Firune, der wohl außergewöhnlichste Soldat innerhalb ihrer Truppe. Vermutlich hatte Hauptmann Lenry ihn prüfen wollen. Er machte keinen Hehl daraus, dass er Kjoren nicht ausstehen konnte.

Der Offizier ging einen Schritt auf Kjoren zu, dessen stramme Soldatenhaltung zu wünschen übrig ließ. Seine Beine zitterten, obwohl er sich sichtlich bemühte, aufrecht und stillzustehen. »Über die Strafe entscheide ich, wenn wir zurück im Basislager sind.« Lenry zischte die Worte durch seine zusammengepressten Zähne. Leroy glaubte, seine Kiefer mahlen zu hören. »Das wird ein Nachspiel haben.«

Kjoren stand ihm mit ausdrucksloser Miene gegenüber, er war kreidebleich. Niemand sprach ein Wort. Nach einem

unangenehmen Moment des Schweigens gab der Hauptmann endlich den Befehl, weiter zu marschieren und die Reste der Ruine zu erkunden.

Das Stillstehen schien Kjoren unendlich schwergefallen zu sein, denn als die Anspannung von ihm abfiel, taumelte er ein paar Schritte rückwärts, weiter auf die Sträucher und Gebüsche zu. Schweißperlen standen auf seiner Stirn.

Leroy wandte den Blick von seinem Kameraden ab und folgte Lenry über den Berg aus Schutt und Geröll, den die Explosion zurückgelassen hatte. Ein gewaltiges Loch klaffte in der Außenmauer des Gebäudes.

»Ihr da! Rein da und nachsehen, was der Feind hier geheim gehalten hat«, rief der Offizier und zeigte wahllos auf fünf Soldaten. Leroy war unter ihnen. »Es muss einen Grund geben, weshalb sie diese Bruchbude noch nicht ganz aufgegeben haben.« Niemand widersprach oder sagte auch nur ein einziges Wort.

Leroy fühlte sich geehrt, obwohl ihm bewusst war, dass Lenry den Zufall hatte entscheiden lassen. Bevor sie die Ruine durch das Loch in der Wand betraten, sah sich Leroy noch einmal um. Er suchte nach Kjoren, doch der Firunensoldat war nirgends zu sehen. Wahrscheinlich hatte er sich zurückgezogen. Besser so für ihn. Er hatte auch allen Grund, sich zu schämen. Leroy schüttelte seine Gedanken ab. Er würde später noch Gelegenheit haben, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, weshalb Kjoren so gehandelt hatte.

Mit Lenry betraten sie die einsturzgefährdeten Überreste des Gebäudes. Ein widerlicher Gestank nach Unrat schlug Leroy entgegen. Die Innenräume im Erdgeschoss bestanden aus nur drei Räumen, die durch die Erschütterung stark beschädigten Zwischenwände neigten sich bedrohlich zur Seite. Aus einem

der Räume drang der Gestank, in den anderen beiden verteilten sich mehrere Stühle über den Boden. Ein umgestürzter Schreibtisch lag auf der Seite. Papierfetzen mischten sich mit Staub und Geröll.

Hauptmann Lenry gab das Kommando zum Stehenbleiben. Er kratzte sich am Kopf und ließ seinen Blick über das Chaos schweifen. Seine Stirn legte sich in tiefe Falten.

»Ich hatte mit allem gerechnet, aber nicht mit einer Schreibstube und einem Raum, von dem ich gar nicht wissen möchte, was darin ist. Der Gestank ist kaum auszuhalten.« Er wedelte mit einer Hand vor seinem Gesicht herum, als könnte er damit die schlechten Gerüche vertreiben. »Durchsucht die Papiere! Vielleicht finden wir etwas, das uns zumindest glauben lässt, die Mission sei nicht umsonst gewesen.«

Sogleich machte sich Leroy mit seinen Kameraden daran, die auf dem Boden verstreuten Papierfetzen aufzusammeln, aber er erkannte schnell, dass sie all die vom Ruß geschwärzten, zerrissenen und teilweise verbrannten Notizen nie würden entziffern können. Er wünschte sich sehnlichst, dass Hauptmann Lenry den Befehl zum Rückzug erteilen würde. Das hatte doch alles keinen Sinn! Der Gestank nach Fäulnis und Urin ließ Leroy in regelmäßigen Abständen würgen. Plötzlich erklang aus dem hinteren Teil des in völliger Dunkelheit liegenden Raumes ein leises Stöhnen. Die anderen Soldaten hatten es auch bemerkt, denn sie ließen von ihrer sinnlosen Aufsammelaktion ab und hoben die Köpfe. Hauptmann Lenry wandte seinen Blick auf die dunkle Ecke, aus der das Geräusch gekommen war. Jemand hustete dort. Leise, aber deutlich vernehmbar.

»Wer ist da?«, rief der Offizier. »Ergebt euch, sonst sehe ich mich gezwungen, euch mit Waffengewalt aus eurer stinkenden Ecke zu holen.«

Eine flüsternde, gepresste Stimme drang aus dem dunklen Raum. »Jetzt hast du uns verraten mit deinem Gehuste.«

»Vielleicht kommen sie, um uns zu befreien?«, fragte jemand anderes.

»Hey!« Hauptmann Lenrys Gebrüll ließ die Überreste des maroden Gemäuers erzittern. »Ich fordere euch ein letztes Mal auf. Kommt heraus und nennt eure Namen.«

Der Offizier hob sein Gewehr, bereit zum Schuss. Sie alle starrten wie gebannt in die dunkle Ecke, als sich zwei Gestalten, der Statur nach männlichen Geschlechts, allmählich aus der Dunkelheit schälten. Sie gaben ein erbärmliches Bild ab. Auf den ersten Blick war nicht zu erkennen, ob es sich um Firunen oder Valanen handelte, denn unter einer dicken Schicht Dreck konnte man weder die Haarfarbe noch die Hautfarbe ausmachen. Jedoch waren ihre Augen dunkel wie Kohlen, sodass Leroy schlussfolgerte, dass es sich um Valanen handelte. Firunen waren ausnahmslos sehr hellhäutig mit hellen Augen, während das valanische Volk alle erdenklichen Haar- und Augenfarben hatte.

Einer der Männer ging gebückt und humpelte, die Augen des anderen waren trübe und blickten ins Leere. Sie waren nackt bis auf einen widerlich anmutenden Fetzen Stoff, den sie sich um die Hüften gewickelt hatten. Sie waren beide nicht mehr jung, Falten zogen sich über ihre Gesichter, ihre Haut am Körper schlaff. Ihr Haupthaar hing lang und verfilzt über ihre dürren Schultern, dichte Bärte waren ihnen bis zur Brust hinab gewachsen. Leroy trat einen Schritt zurück. Sie stanken schlimmer als die Pest. Er legte eine Hand auf seinen Schwertgriff.

»Bitte, tut uns nichts«, sagte der eine. Seine Stimme klang heiser und belegt.

»Wer seid ihr?«, fragte Hauptmann Lenry in befehlsgewohntem Ton. »Und was macht ihr hier? Ihr seht mir nicht aus wie Firunenpack.«

Der Mann mit den trüben Augen ließ sich auf die Knie fallen und erhob die Hände, als wollte er um Gnade flehen. »Wir sind Valanen. Man hat uns gefangen gehalten – über zwanzig Jahre lang.«

Fast hätte Leroy aufgelacht. Das war doch Nonsens.

»Sie haben uns gefoltert. Sie dachten, wir hätten Informationen, aber die hatten wir nicht. Irgendwann sind die meisten von ihnen verschwunden, weil sie gemerkt haben, dass wir nichts wissen. Sie haben uns mit ein paar Wachen zurückgelassen. Nur ganz selten ist noch jemand von außerhalb gekommen, um nach uns zu sehen.«

Seine Stimme überschlug sich beinahe. Leroy zweifelte an der Geschichte, obwohl er äußerst überzeugend klang. Ihm waren die beiden Männer nicht geheuer, weshalb er sein Schwert weiterhin griffbereit hielt.

»Rede nicht so wirr«, sagte Lenry. »Wer hat euch hier gefangen gehalten und weshalb? Und jetzt bitte langsam und nacheinander.«

Jetzt sprach der alte Mann. Eine tiefe, schlecht verheilte Narbe zog sich quer über sein Gesicht. »Mein Name ist Tivor Breel, und das hier ist Phal Redland.« Er deutete auf den Mann mit den trüben Augen, der noch immer auf dem Boden kniete. »Wir waren mal zahlreicher. Ursprünglich, meine ich. Wir haben am Königshof gedient. Von König Alloret, dort haben sie uns weggeschleppt. Über zwanzig Jahre ist‘s her.« Er machte eine Pause und griff sich mit der Hand an den Hals. »Ich brauch Wasser.«

Hauptmann Lenry schickte einen der Soldaten hinaus, um eine

Feldflasche zu holen. Erst als Tivor deren Inhalt gierig hinuntergestürzt und auch Phal einen Schluck eingeflößt hatte, sprach er weiter. Der Offizier hatte die ganze Zeit geduldig gewartet, eigentlich nicht seine Paradeeigenschaft.

»Wir waren zu zehnt, damals«, fuhr Tivor mit seinem Bericht fort. »Man hat den Palast angegriffen und uns verschleppt. Der König ist bei uns gewesen.«

Ein Raunen ging durch die Gruppe. Leroy schluckte hart.

»Du lügst«, fuhr Lenry ihn scharf an. »Wenn du von dem Attentat auf den damaligen König sprichst, ist mir bekannt, dass seine Leiche in seinen Schlafgemächern gefunden wurde. Die Gefangenschaft hat dir wohl den Kopf verdreht.«

»Nein, nein.« Diesmal war es Phal, der sprach. »Er sagt die Wahrheit. Man hat uns verschleppt, ebenso den König. Alloret Durvin ist früh von uns gegangen, er hat sich das Leben genommen. Die Firunen waren wütend, sie haben uns hierbehalten und gefoltert, weil sie dachten, wir hätten wertvolle Informationen. Sie faselten etwas von einer geheimen Formel, mehr wissen wir nicht. Als sie endlich von unserer Unwissenheit überzeugt waren, haben sie uns trotzdem nicht gehen lassen. Selbst den Tod haben sie uns nicht gegönnt. Sie wollten, dass wir hier verrecken. Aber wir haben bis heute überlebt.« Er riss die Hände in die Luft. »Dem barmherzigen Gott sei Dank, man hat uns gefunden.«

Leroy hatte die zwei widerlich stinkenden Gestalten angegafft. Schnell wandte er den Blick ab. Hauptmann Lenry befahl, die beiden Gefangenen mit nach Valana zu nehmen, um dort ihre Identitäten zu klären. Vielleicht würde sich jemand an einen Mr. Breel und einen Mr. Redland, die vorgaben, im Palast gedient zu haben, erinnern können. Tivor beteuerte indes, einen Beweis für die Richtigkeit seiner Aussage parat zu haben, weigerte sich

jedoch, diesen jemand anderem als dem aktuellen König persönlich vorzutragen. Lenry tat sein Gerede mit einer abwertenden Handbewegung ab. Vermutlich wollte auch der Offizier endlich zurück nach Valana und keine Zeit durch die irren Worte eines Gefolterten verlieren.

Diejenigen, die draußen vor der Ruine gewartet hatten, bekamen große Augen, als sie die abgemagerten Gestalten erblickten. Niemand traute sich, sie mit Fragen zu löchern, doch die brennende Neugier war beinahe greifbar. Immer wieder sahen die Soldaten verstohlen zu den dreckverschmierten Männern hinüber, als sie sich auf den Weg zum Anlegeplatz des großen Luftschiffes machten, das am nächsten Morgen ablegen sollte, um sie zurück auf den Kontinent Lyn zu bringen.

# *Vier*

## *Ein Ärgernis*

Die Erschütterung, die Jahams Faustschlag auf dem kleinen Spieltisch verursachte, ließ die Hälfte aller Figuren umfallen. Einige Spielkarten segelten zu Boden.

»Wie oft habe ich dir gesagt, du sollst besser aufpassen?«, bellte Jaham. Im Sessel vor dem Kamin zuckte Annah unmerklich zusammen.

»Ich habe eben einen Fehler gemacht, na und?« Jonneth lehnte sich im Stuhl zurück. Er verstand nicht, weshalb sich Jaham wegen einer Partie Kelotti so aufregte. Es war nur ein dummes Spiel, das nicht einmal Spaß machte.

»Du passt nicht richtig auf! Ich habe dir tausend Mal gesagt, du musst vorausschauender werden. Wo soll das noch mit dir hinführen?« Jahams Augen funkelten zornig, an seiner Schläfe pochte eine Ader.

»Vater, ich habe keine Lust, mich auf dein dämliches Spiel zu konzentrieren.«

Jaham erhob sich von seinem Schemel, beugte sich vor und holte mit der flachen Hand zum Schlag aus, doch Jonneth wich zurück. Jaham ließ sich zurück auf den Hocker sinken und stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Du wirst bald König sein, wenn du erst Elane Durvin geheiratet hast. Keine Lust darf es dann nicht mehr geben. Du musst dich auch auf die Dinge konzentrieren, die dir unangenehm sind.« Jaham verbrannte ihn mit einem bitterbösen Blick. »Du denkst immer nur an dein Vergnügen, du

treibst dich mit Weibern herum und vernachlässigst deine Studien. Wie viele Bastarde willst du zeugen, wenn du erst auf dem Thron sitzt? Ich dachte, die Ausbildung beim Militär hätte dir gutgetan.« Jaham warf die Hände in die Luft, stieß ein verärgertes Knurren aus und schüttelte den Kopf. »Weshalb bin ich mit einem so unfähigen Sohn bestraft worden? Du bietest unserer Familie die einzige Möglichkeit, doch noch auf den Thron zu gelangen. Vielleicht hätte ich Elane besser selbst heiraten sollen.«

Annahs Stricknadeln, die bis dahin unentwegt geklappert hatten, pausierten für die Dauer eines Augenblicks. Seine Mutter hob den Kopf. »Zu schade, dass du mit mir vorliebnehmen musstest. Du solltest dich reden hören«, sagte sie. In dem großen Ohrensessel mit den goldenen Quasten an den Lehnen wirkte sie klein und verloren, doch ihre Stimme klang fest.

»Und du solltest die Klappe halten«, raunzte Jaham sie an, ohne sich zu ihr umzudrehen. »Du weißt, was für uns auf dem Spiel steht. Es geht um nicht weniger als ein Königreich.«

Annah senkte den Kopf und widmete sich wieder ihrer Strickarbeit. Jonneth empfand kein Mitleid. Sie war eine Frau, und es gab keinen Grund für sie, sich zu beschweren. Sie hatte einen wohlhabenden Edelmann geheiratet. Was erlaubte sie sich, die natürliche Autorität ihres Mannes zu untergraben, indem sie ihre lästigen Kommentare abgab?

»Ich kann mich hoffentlich auf dich verlassen«, sagte Jaham an Jonneth gewandt. »Ich habe hart kämpfen müssen, um für dich diese Verbindung zu organisieren. Ich wünschte nur, du hättest ein wenig mehr Verständnis für Politik.«

»Und ich wünschte, du würdest mich nicht unentwegt behandeln wie ein unmündiges Kind.« Jonneth hasste es, wenn

sein Vater an ihm zweifelte. Immerzu nörgelte er an ihm herum, er konnte ihm nichts recht machen. Von Kindesbeinen an hatte es für Jaham nur das eine Thema gegeben: »Wie kommen wir an die Krone?« Selbst der Drill auf der Militärakademie war ein Kinderspiel gegen die ständigen Anfeindungen seines Vaters. Eines Tages würde er dafür büßen müssen. Immerhin war er es, der die Krone tragen würde, und nicht Jaham. Jonneth wusste, wie sehr es seinen Vater wurmte. Und allein deshalb würde sich die Hochzeit mit der mädchenhaften Göre lohnen. Ein verstohlenes Lächeln huschte über Jonneth' Züge.

»Weshalb grinst du so dämlich?«, fuhr Jaham ihn an.

»Ich denke an das, was mich erwartet, wenn ich einmal König bin«, sagte Jonneth, und es war noch nicht einmal eine Lüge.

»Bleibt zu hoffen, dass du ein besserer König sein wirst als Adoran. Ein Glück, dass seine Nichte so ein dummes Weibsbild ist, das von Politik noch weniger Ahnung hat als du. Sie wird uns keine Schwierigkeiten bereiten.« Jaham beugte sich hinunter und hob die Spielfiguren vom Boden auf. »Ich gehe davon aus, dass du mit härterer Hand durchgreifen wirst als Mr. Drückeberger Adoran Durvin?« Er bedachte Jonneth mit einem strengen Blick.

»Jaham«, rief Annah. Der Schein des Kaminfeuers ließ sie älter wirken, als sie war. Tiefe Sorgenfalten zeichneten sich auf ihrem Gesicht ab. »Das ist Hochverrat!«

Jaham sprang von seinem Schemel auf, reckte drohend eine Faust in die Luft und trat einen Schritt auf seine Frau zu. Sie starrte ihn mit erschrockenem Blick an. Doch Jaham ließ die Hand wieder sinken.

»Mir ist scheißegal, ob es Verrat ist«, presste er hervor. »Und von dir lasse ich mich nicht zurechtweisen. Es ist eine Tatsache, dass wir das Firunenproblem längst gelöst hätten, wenn Adoran

doch nur härter durchgreifen würde.« Er zeigte auf Jonneth. »Was glaubst du, weshalb ich ihn zum Militär geschickt habe?« Er machte eine Pause, aber Annah erwiderte nichts. Jaham knurrte. »Damit er lernt, wie man Herr über das Problem werden kann, und zwar mit Waffengewalt. Die kleinen Scharmützel, in die Adoran seine Soldaten an der Grenze verwickelt, führen doch zu nichts.«

Jonneth räusperte sich, um die Aufmerksamkeit seines Vaters zu erlangen. »Soweit ich weiß, hat Adoran erst kürzlich einen bewaffneten Trupp nach Eld geschickt, um das Gebiet zu erschließen.«

Jaham kam zum Tisch zurück und setzte sich. In seinem Gesicht stand ein ablehnender Ausdruck. »Nichts als ein Tropfen auf heißem Stein. Schön, wenn Adoran neue Siedlungen errichten will, jedoch bietet er den Firunen stets an, sich zu unterwerfen. Sie dürfen Handel betreiben, wenn sie Steuern zahlen. Überhaupt dürfen sie alles, was ein Valane auch darf, sofern sie sich gefügig zeigen. Das ist eine Beleidigung unserer Rasse.« Er schlug mit der Faust auf den Tisch, erneut fielen ein paar Spielkarten zu Boden. »Wenn es nach mir ginge, würden wir sämtliche Firunen zusammenpferchen, ihnen irgendein unbedeutendes Stück Land geben und sie sich selbst überlassen.« Er machte eine kurze Pause, bevor er fortfuhr: »Oder noch besser, wir führen die Sklaverei wieder ein.«

Nicht, dass Jonneth irgendeine Form von Liebe oder Mitleid für die Firunen empfunden hätte, dennoch schüttete er noch einmal bewusst Öl ins Feuer. »Die Firunen sind nicht wie dummes Vieh, man kann sie nicht von hier vertreiben.« Ein böses Lächeln umspielte seine Züge. »Außerdem können sie fliegen.«

Jaham duckte sich, zog den Umkarton des Spiels unter dem Tisch hervor und schob die Karten und Figuren mit seinem Unterarm über die Tischkante zurück in die Verpackung. »Das erschwert uns leider den Plan, sie auf eine einsame Insel zu verbannen, da gebe ich dir recht. Aber vielleicht könnte man zumindest ihre Magie zerstören, indem man ihnen die Flügel abschneidet, oder ihnen das Bluteisen ihrer Halsbänder direkt in die Venen spritzt.« Er lachte hämisch. Dann wurde er jäh wieder ernst. »Enttäusche mich nicht, mein Sohn.«

Jonneth knurrte. »Jetzt bin ich wieder dein Sohn. Ich bin doch nur dein Werkzeug, Vater.«

»Und selbst wenn es so wäre, du tust, was ich dir sage.«

Jonneth sparte sich einen weiteren Kommentar, stand vom Tisch auf und verließ das Kaminzimmer. Heute Nacht würde er seine schlechte Laune an irgendeinem dummen Hausmädchen auslassen. Die taten wenigstens, was er von ihnen verlangte und stellten seine Autorität nicht infrage. Jonneth grinste. Und wenn doch, dann hatte er zwei Fäuste, um seine Argumente zu untermauern. Sein kaltes Lachen hallte über die Flure.

# *Fünf*

## *Zweifel*

Die Zeit war an Kjoren vorübergeflogen wie ein einziger Augenblick. Wie in Trance hatte er abseits der vor den Toren der zerstörten Burgruine wartenden Gruppe gestanden und Löcher in die Luft gestarrt. Zwischenzeitlich war ihm sogar entfallen, was er überhaupt mitten im Urwald von Eld verloren hatte. Nur langsam kehrten seine Erinnerungen zurück. Hauptmann Lenry hatte auf Befehl des Königs eine Truppe zusammengestellt, die die Firunengebiete im Osten erkunden sollte. Notfalls sollte mit Waffengewalt vorgegangen werden. Auf der Suche nach neuen Siedlungsgebieten und Rohstoffen schreckte der König von Lyn vor nichts zurück. Bilder von einer Schlacht, von Blut und Tod flackerten vor Kjorens geistigem Auge auf. Es fiel ihm schwer, mit seinen Gedanken im Hier und Jetzt zu bleiben, denn sie flogen fortwährend zurück zu dem Moment, als er nicht imstande gewesen war, auf Befehl zu töten. Die Bilder drängten sich mit immenser Brutalität in sein Bewusstsein. Er hatte wie ein Idiot dagestanden, das Gewehr in der Hand, die Augen auf den fliegenden Firunen gerichtet. Kjoren hätte ihn erschießen müssen, doch seine Skrupel hatten ihn daran gehindert. Seltsame Details, wie die grotesken Schatten der Firunenflügel auf dem Waldboden, waren ihm von der Schlacht in Erinnerung geblieben.

»Wir ziehen los. Abtreten!« Hauptmann Lenrys Stimme riss Kjoren aus seinen Gedanken, doch er fühlte sich noch immer benebelt von seinem Trauma. Wie eine Marionette marschierte er mit den anderen Soldaten auf dem ausgetretenen Pfad

zurück, über den sie hierhergelangt waren. Kjoren verfluchte diesen Ort. Er verfluchte die Armee und allem voran verfluchte er sich selbst. Er hätte sich von dem Irrsinn längst lossagen und das Weite suchen müssen.

Sie kamen nicht weit, bereits nach kurzer Zeit gab Lenry den Befehl zum Rasten. Wenn Kjoren nicht so sehr in seine Gedanken vertieft gewesen wäre, hätte er seinen Protest vermutlich sogar laut geäußert. Doch mittlerweile war ihm alles egal. Sie hätten den Landungssteg des Luftschiffes noch heute erreichen können, wenn sie sich beeilt hätten. Doch Hauptmann Lenry hatte zwei heruntergekommene Valanen aus der Ruine befreit. Sie behaupteten, Kriegsgefangene zu sein und waren zu geschwächt, um den Marsch zur Küste an nur einem Tag zurückzulegen. Einige von Kjorens Kameraden murrten über die frühe Rast, doch er beschwerte sich nicht. Eine alle Gedanken verschlingende Leere hatte es sich in seinem Kopf bequem gemacht.

Den ganzen Abend tuschelten die Soldaten hinter vorgehaltener Hand, wer die widerlich stinkenden Gesellen wohl sein mochten, und weshalb Hauptmann Lenry ihnen allen verbot, sie anzusprechen. Kjoren interessierte sich indes überhaupt nicht für das Thema. Er suchte sich einen Platz am Rand ihres Lagers. Die anderen hatten nie viel mit ihm geredet, und die meisten bemerkten nicht einmal, dass er sich zurückzog. Heute war er sehr dankbar dafür. Wahrscheinlich hatten sie von seinem Fehltritt nicht einmal etwas mitbekommen. Er hatte einen Befehl verweigert, weil er nicht imstande war, einen seiner Artgenossen zu erschießen. Weshalb plagten ihn in letzter Zeit vermehrt diese Zweifel, die ihm das Leben beim Militär so verflixt schwer machten? Er hatte sich immer für einen guten Soldaten gehalten. Ohne zu murren hatte er Befehle ausgeführt. Er war sich so sicher gewesen, die Jahre in der

Armee problemlos hinter sich bringen zu können. Er tat es doch nicht für sich, sondern für seinen Vater.

In dieser Nacht schlief Kjoren unruhig. Albträume umschwirrten sein Nachtlager wie geflügelte Dämonen. In einem seiner Träume breitete er seine Flügel aus. Sie waren blau wie ein klarer Frühlingshimmel. Kjoren wusste freilich nicht, welche Farbe sie tatsächlich hatten. Doch im Traum kam es ihm wie selbstverständlich vor, dass sie nur die Farbe des Himmels haben konnten. Er flog weit über den Köpfen seiner Kameraden und genoss die Freiheit. Doch alle Träume endeten stets damit, dass jemand ihm Schrot aus Bluteisen in den Leib schoss, der seine Magie augenblicklich außer Kraft setzte. Kurz, bevor er auf dem Boden aufschlug, erwachte Kjoren.

Er blinzelte in die Dunkelheit. Sein Puls raste. Der Traum verstörte ihn, weil der Gedanke an ein Leben in Freiheit zu abwegig war, als dass sich sein Hirn mit derlei Dingen beschäftigen sollte. Kjoren griff mit einer automatischen Handbewegung an das Halsband aus Bluteisen, das die Firunenmagie zügelte, mit der er ohnehin nicht umzugehen wusste. Niemals zuvor war ihm der Gedanke gekommen, wahrhaftig zu fliegen, seine nächtlichen Träumereien, in die Tat umzusetzen. Es war ein Vergehen, in die Lüfte zu steigen, das mit dem Tod bestraft wurde. Kjoren schüttelte den Kopf angesichts des Entsetzens, in das ihn die bloße Vorstellung daran versetzte. Er rollte sich wieder in seine Decken ein, doch an Schlaf war nicht mehr zu denken. Er wälzte sich hin und her, bis ein leichter grauer Schleier im Osten einen neuen Tag ankündigte.

Früh am Morgen setzte die Truppe ihren Weg Richtung Westen fort. Der stärker werdende Wind ließ auf die Nähe der Küste schließen, hinter deren Grenzen sich die gähnende Leere

des Luftmeers erstreckte. Den Marsch über hatte Kjoren fortwährend darüber nachgedacht, was er sich für seine Zukunft wünschte. Er konnte nicht mit gutem Gewissen so weitermachen wie bisher. Das Bild seiner fliegenden Artgenossen hatte sich in sein Hirn gebrannt, ihn schockiert und fasziniert zugleich. Nur selten bekam ein Valane oder urbaner Firune ein echtes Flügelpaar zu sehen, denn die wenigsten Firunen wagten es, sich dem Gesetz zu widersetzen. Kjorens Kopf schmerzte angesichts seiner Grübeleien, aber er wusste sicher, dass er fort musste, weit weg von Hauptmann Lenry und seiner niederträchtigen Armee. Er musste zu seinem Vater, ihm seine Entscheidung mitteilen, und dann mit ihm in die Einöde fliehen, um einer Strafe zu entgehen. Kjoren war sich über die Konsequenzen von Fahnenflucht bewusst. Sollte man ihn fassen, bedeutete dies den sicheren Tod. Zudem würde er nicht nur sein eigenes, sondern auch das Leben seines Vaters gefährden. Endlich hatte er eine Entscheidung getroffen. Eine äußerst waghalsige, dennoch spürte er, dass es die einzig wahre war.

Über Jahre hinweg hatte er Zweifel und Unmut unterdrückt und sich immer wieder ermahnt, für seinen Vater stark zu sein. Dennoch hatte sich das Fass mit jedem Tropfen gefüllt, bis es schließlich übergelaufen war. Er war kein Mann, der sich einsperren und maßregeln ließ; Freiheit und Gerechtigkeit gehörten zu den Werten, die sein Vater ihn gelehrt hatte. Die Sehnsucht nach Selbstbestimmung tobte in ihrem Käfig und verlangte nach Aufmerksamkeit. Er konnte sie nicht länger ignorieren.

»Hey, was ist los mit dir?« Eine Stimme riss Kjoren aus den Gedanken. »Du bist blass und du hast heute Morgen nichts gegessen.«

Kjoren wandte den Kopf. Es war der Soldat, mit dem er sich vor wenigen Tagen am Lagerfeuer unterhalten hatte, das Milchgesicht. Wie lautete sein Name noch? Leroy. Es fühlte sich an, als läge ihr Zusammentreffen Jahre in der Vergangenheit.

»Danke, mir geht es gut«, presste er hervor. »Du brauchst dich nicht um mich zu sorgen, weil du glaubst, mir etwas schuldig zu sein. Ich habe dein Leben nicht gerettet.«

Leroy erwiderte nichts, aber Kjoren bemerkte den gequälten Ausdruck in seinem Gesicht, als wollte er etwas sagen, traute sich aber nicht. Es verschaffte ihm die Gewissheit, dass er seinen Fehltritt mitbekommen hatte. Er sah es an einem kurzen verlegenen Aufflackern in Leroys Augen, an seinem Mund, der sich für die Dauer eines Herzschlags kurz geöffnet hatte und sich doch wieder schloss.

»Du weißt es, hm?«, knurrte Kjoren. Es war nie seine Art, um den heißen Brei herumzureden.

»Wovon sprichst du?« Leroy bemühte sich um einen beiläufigen Tonfall, doch er war ein schlechter Lügner.

»Du weißt von der Schande, die ich über mich und unsere Truppe gebracht habe.«

Eine kurze Pause entstand. Leroy wandte den Blick nach vorn ab. Sie latschten schon seit Stunden. Allmählich begann das Gelände, sanft abzufallen, der Baumbewuchs wurde lichter und der Wind stärker. Man musste aufpassen, wohin man trat, damit man mit dem Fuß nicht zwischen den Steinen hängen blieb.

»Ich habe mich nie mit Ehre bekleckert«, sagte Leroy mit gedämpfter Stimme. »Zuerst habe ich dich für einen Dummkopf gehalten, weil du Lenrys Befehl verweigert hast, aber mir ist bewusst geworden, dass ich nicht das Recht dazu habe.«

Also hatte er es tatsächlich gesehen. Vermutlich gab es niemanden in seiner Truppe, der es nicht gesehen hatte.

Großartig! Aber welche Rolle spielte es noch? Der Gedanke an ein vorzeitiges Ausscheiden aus der Armee war allmählich zu einer reifen Frucht gereift, die er am liebsten auf der Stelle pflücken würde. Sein Versagen im Wald wäre angesichts des Verbrechens nichts weiter als ein Fliegenschiss.

»Du musst das nicht sagen, damit ich mich besser fühle. Ich bin der Feigling von uns beiden.« Kjoren beabsichtigte keineswegs, Leroy mit seiner Aussage zu trösten. Vielmehr wollte er sich seine Fehlbarkeit noch einmal vor Augen führen. Es auszusprechen hatte etwas Endgültiges und Befreiendes.

Eine Weile schwiegen sie. Leroys Anwesenheit begann Kjoren allmählich zu stören. Falls Leroy es bemerkt haben sollte, ließ er sich dennoch nicht davon abbringen, weiterhin neben ihm zu gehen.

»Ich möchte dich wissen lassen, dass ich zuhause in Lyn zu niemandem ein Wort über den Vorfall sagen werde«, sagte Leroy schließlich.

Kjoren verbrannte ihn mit einem zornigen Blick. Als ob ihn dies jetzt noch interessierte. Sein Entschluss stand fest.

Trotzdem rang er sich einen halbherzigen Dank ab.

»Ich weiß, wie schwer es für dich sein muss.«

Leroy ließ nicht locker. Weshalb konnte er nicht einfach seinen Mund halten? Kjoren beschlich das Gefühl, dass Leroy ein mächtiges Problem mit seiner Selbstachtung haben musste, wenn er sogar den Kontakt zu dem mit Abstand unbeliebtesten Soldaten der Truppe suchte. Kjoren holte gerade Luft, um Leroy in aller Deutlichkeit ins Gesicht zu sagen, dass er weder Wert auf Mitleid, noch auf seine Gesellschaft legte, als Leroy fortfuhr.

»Du denkst sicher, ich könnte es nicht nachempfinden, wie es sich für dich anfühlen muss, deine Artgenossen zu töten. Doch ich weiß es besser, als du glaubst.«

Weshalb dachte das Milchgesicht, Kjoren würde etwas um seine Meinung geben? Er war ihm so egal wie der Waldschlamm, der an seinen Stiefeln klebte. Was verstand ein Valane schon davon? Er erwischte sich kurzzeitig dabei, wie er sich wünschte, Leroy nie kennengelernt zu haben. Kjoren gab ein missmutiges Brummen von sich. Zum Glück gab Leroy nun endlich auf, ihn mit seinen Beileidsbekundungen zu langweilen.

Abrupt blieb er stehen. Kjoren wäre beinahe in den Rücken seines Vordermannes gelaufen. Als er den Kopf hob, sah er den Grund dafür.

Die wenigen Bäume, die so nahe der Küste dem kräftigen Wind und dem rauen Wetter nicht standhielten, standen derart licht und verkrüppelt umher, dass sie die Sicht auf ein weites Tal freigaben, das sich vor ihren Füßen erstreckte. Sie befanden sich weniger als zwei Meilen vom Abgrund entfernt. Er erinnerte sich noch genau an den Tag, als er mit seinem Vater zum ersten Mal in den Abgrund sah – das Ende jeden festen Landes von Yel. Damals war es für ihn unvorstellbar gewesen, dass die Kontinente wie riesige Inseln in der Luft schwebten und die Entfernungen nur mithilfe von Luftschiffen überbrückt werden konnten. Oder man flog als Firune selbst, was aber bereits damals verboten war. Den Anblick des Abgrundes an einem klaren Morgen würde er niemals vergessen. Denn dort, wo die Landmassen endeten, verwehrten zumeist Wolken den Blick in die unendlichen Tiefen.

Kjoren erschauderte, als er am weit entfernten Ufer ein gewaltiges Luftschiff entdeckte, das sie über das Windmeer bis nach Lyn zurückbringen würde. Es hatte einen gewölbten hölzernen Bauch, in den fünf Kutschen mit Zugtieren angespannt hintereinander gepasst hätten. Die schneeweißen Segel hatte man eingeholt, drei Masten ragten viele Manneslängen hoch in

den Himmel. Das Schiff bot einen Ehrfurcht gebietenden Anblick. Dieses und seine zwei Schwesterschiffe waren der ganze Stolz des Königs und zugleich die einzige Möglichkeit, sich zwischen den Kontinenten zu bewegen. Eine Fahrkarte war für die meisten Arbeiter nicht erschwinglich.

Der Weg hinab schlängelte sich durch Felsen und scharfkantiges Gestein. Kein Grashalm streckte seinen Kopf zwischen den Gesteinsritzen hervor. Der Wind peitschte Kjoren ins Gesicht, seine Haare flogen ihm wild um den Kopf. Trotz der Eintönigkeit der Landschaft war dieses Fleckchen Erde wunderschön. Fasst so schön wie die Mündung des Flusses Blau bei Valana, wo sich die gewaltigen Wassermassen hinab ins Nichts stürzten, um sich in ein Meer der Unteren Welt zu ergießen. Zweifelsohne war jedoch kein Ort so schön wie die dichten Wälder seiner Heimat Ona. Kjoren verlor sich in seinen Erinnerungen, bis sich der Trupp jäh wieder in Bewegung setzte und ihm jemand in den Rücken stieß.

Den Weg hinunter zum Landungssteg sprachen nur wenige. Sie lockerten ihre Formation und liefen in losen Gruppen. Hauptmann Lenry ließ sie gewähren. Er lief neben den befreiten Gefangenen, die zwar noch immer einen grauenhaften Anblick boten, sich mittlerweile jedoch den gröbsten Dreck vom Leib gewaschen und ihre Bärte gestutzt hatten. Alle freuten sich nach den Entbehrungen der letzten Tage wieder auf eine warme Mahlzeit und ein weiches Bett an Bord des Schiffes.

Der Kapitän kam mit einem Teil der Crew von Bord und begrüßte Hauptmann Lenry herzlich, als die Gruppe endlich den Landungssteg erreichte. Die Halbglatze und die mit tiefen Falten versehene, wettergegerbte Haut ließen den Mann sicher älter aussehen, als er war. Seine Kapitänsuniform schien ihm um einige Nummern zu groß zu sein. Er lächelte, aber es wirkte

gequält. Er erkundigte sich nach dem Grund ihrer Verspätung, immerhin hatte man vor drei Tagen mit ihnen gerechnet. Als Lenry ihm die Geschichte von der versteckten Festung erzählte, schlug der Kapitän die Hände vor sein Gesicht und scheuchte zwei Matrosen zurück auf das Schiff, auf dass sie saubere Kleidung und eine Kabine für die beiden Entführten vorbereiten sollten.

Rasselnd ließ man eine Zugbrücke herunter, die ins Innere des riesigen Bauches der »Wind I« führte. Ein wohliges Kribbeln breitete sich in Kjoren aus. Obwohl er schon oft mit einem Luftschiff gefahren war, versetzte es ihn dennoch immer wieder in Erstaunen. Die fliegenden Ungetüme, die zwischen den Kontinenten Fracht und Personen beförderten, vermochten lautlos durch die Luft zu schweben.

Der Wind blies Kjoren heftig um die Ohren, als er das Schiff über die Brücke betrat. Er heulte sogar so laut, dass er nicht hören konnte, was der Kapitän ihnen vom anderen Ende aus zurief. Kjoren vermutete, es war ein Aufruf, sich zu beeilen. Immerhin waren sie längst außerhalb ihres Zeitplanes.

Endlich waren alle Soldaten an Bord. Mehrere Matrosen bedienten eine riesige Kurbel, die die Zugbrücke hinter ihnen in Bewegung setzte. Schlagartig wurde es still, als sie den Wind aussperrten.

Kjoren benötigte eine Weile, um sich an das gedämpfte Licht an Bord zu gewöhnen. Sie befanden sich in einem großen Raum, in dem Fracht und Gepäck gelagert wurden. Drei Petroleumlampen baumelten von der Decke, konnten die Dunkelheit aber nicht aus den Ecken vertreiben. An den Wänden standen Kisten und Fässer, die man mit Spanngurten aneinander befestigt hatte. Es roch nach Holz und Öl.

Der Kapitän der »Wind I« richtete das Wort an seine

Passagiere. Er stellte sich mit Kapitän Hifflin vor und predigte ihnen die Verhaltensregeln an Bord. Frühstück gab es nach Sonnenaufgang, mittags bestand die Möglichkeit, einen Imbiss zu erwerben. Ihre Fahrt würde voraussichtlich zwei Tage dauern, da das Schiff schwer mit Fracht beladen war. Auf Kjoren machte es den Eindruck, als hätte Kapitän Hifflin den Vortag schon mehrere Tausend Male gehalten. Sein Blick schweifte gelangweilt von einem Soldaten zum nächsten, seine Stimme klang monoton. Er hätte sich seine Reden sparen können, denn Kapitän Scood, der sie mit der »Wind III« vor zehn Tagen nach Eld gebracht hatte, hatte einen auffallend ähnlichen Vortrag gehalten.

Nachdem Hauptmann Lenry alle Soldaten auf ihre Kabinen aufgeteilt hatte, begaben sich Kjoren und seine Kameraden unverzüglich dorthin. Sie waren müde, erschöpft, dreckig und hungrig. Die beiden Gefangenen aus der Firunenfestung – Kjoren erfuhr, dass ihre Namen Tivor und Phal lauteten – bekamen eine komfortable Kabine auf dem ersten Deck zugeteilt, sie mussten sich mit den weniger geräumigen Kabinen nahe dem Frachtraum begnügen. Kjorens Zimmergenossen waren Abe und Louis, zwei Busenfreunde, die sich für unglaublich charismatisch hielten. Ständig wetteiferten sie, wer für das geringste Geld die hübschesten Huren abbekam, wer am weitesten pinkeln oder am lautesten aufstoßen konnte. Kjoren hätte sich ruhigere Zimmergenossen gewünscht.

Die Enge der Kabine schnürte Kjoren die Luft ab. Selbst ohne ihr Gepäck auf dem Gang zwischen den Kojen hatte ein Mann kaum Platz, um zum anderen Ende des schmalen Raumes zu gelangen. Es gab nicht einmal ein Fenster, das einem eine schöne Aussicht versprach, nur ein Lüftungsgitter. Von der Decke baumelte eine Petroleumlampe, die sie und die drei

Doppelkojen in schummriges Licht tauchte. Er hoffte, dass nicht noch drei weitere Soldaten ihrer Kabine zugeteilt wurden, damit er wenigstens niemanden über sich pennen hatte, dessen Ausdünstungen er einatmen musste.

Kjoren setzte sich auf eine der unteren Kojen, wühlte ganz unten in seinem Marschgepäck nach einigermaßen sauberer Kleidung und begann, die Schnürsenkel der Stiefel zu lockern. Er ließ seine schmutzige Wäsche auf den Boden fallen und zog sich ein frisches Hemd an. Frisch roch es genau genommen nicht. Es fühlte sich klamm an und er verzog die Nase. Doch es war besser, als seine mit Blutspritzern versaute Uniform. Abe und Louis schienen von den Strapazen der letzten Tage noch nicht hinreichend geschwächt zu sein, denn sie schmiedeten bereits Pläne, wie sie den Abend verbringen wollten.

»Könnt ihr nicht den Mund halten und euch wie erwachsene Valanen benehmen?«, knurrte Kjoren. Das alberne Gelächter der beiden hämmerte auf seine Nerven ein.

»Halt die Klappe, Firune«, sagte Louis. »Wir können nichts für deine schlechte Laune. Du bist doch selbst schuld, dass du keine Freunde hast.«

Kjoren war nicht in die Armee eingetreten, um Freundschaften zu schließen, und erst recht nicht mit Valanensoldaten. Er war sich bewusst, dass die anderen ihn für ungehobelt, mies gelaunt und unausstehlich hielten, aber das war Kjoren nur recht.

»Sprich doch nicht mit dem. Der ist es nicht wert«, sagte Abe. »Dreckiges Firunenpack.« Louis pflichtete ihm bei, warf Kjoren noch einen bösen Blick zu und verschwand mit seinem Kumpel auf dem Kabinengang.

Endlich war er allein. Er lehnte sich mit dem Rücken gegen die holzvertäfelte Wand und fuhr sich über das Gesicht. Er benötigte Zeit zum Nachdenken, immerhin hatte er einen Entschluss

gefasst, an dessen Umsetzung es zu feilen galt. Er würde verschwinden, sobald die »Wind I« bei Valana angelegt hatte, das nahm er sich fest vor. Grund waren weder die fortwährenden Hänseleien der anderen Soldaten, noch störte ihn das entbehrungsreiche Leben, das er führen musste. Aber sein Gewissen, das marterte ihn doch über Gebühr … Noch während Kjoren Pläne für seine Flucht schmiedete, übermannte ihn der Schlaf.

# *Sechs*

## *Rückkehr*

Wie klein und zerbrechlich die Welt doch war. Jedes Mal, wenn er an Bord eines Luftschiffs über die Windmeere segelte, überkam ihn dieselbe unverminderte Ehrfurcht. Aus der Distanz wirkten die fernen Kontinente am Horizont so unwirklich, als hätte sie jemand mit einem Pinsel willkürlich in die unendlichen Weiten des Himmels gemalt.

Leroy lehnte an der Reling und ließ seinen Blick durch die wolkenlosen Lüfte von Yel gleiten. Ungeachtet des starken Windes, der stets um die Kontinente peitschte, beugte er sich weiter nach vorn. Unterhalb des Schiffes gab es nichts als Luft. Es konnte einem schwindlig werden, wenn man länger darüber nachdachte, wie weit es hinabging. Die Kontinente von Yel schwebten wie dichte Wolkenburgen viele Meilen über der Unteren Welt, die niemand bislang mit eigenen Augen gesehen hatte, zumindest niemand, der heute noch lebte. Die Valanen waren vor vielen Jahrhunderten von dort unten nach Yel gezogen, in eine Welt, in der es zwischen den Kontinenten nichts als Wind gab. Die Bewohner von Yel bezeichneten alles jenseits ihrer zerklüfteten Küsten als Abgrund. Ein Hauch von Hochachtung und Schrecken begleitete stets die Geschichten vom Abgrund, unartigen Kindern drohte man bisweilen damit, sie hinunterzuwerfen. Der Abgrund hatte seinen Ruf mehr als verdient, denn niemand wusste, wie tief es tatsächlich hinabging. Die Wassermassen an den Mündungen der Flüsse von Yel stürzten sich als gewaltige Wasserfälle hinunter in die Ozeane der Unteren Welt. Beim Blick abwärts verloren sie sich

jedoch in der Dunkelheit.

Leroy starrte hinab in die Tiefe und kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können, doch er erfasste nur die Schwärze, die den Blick auf die Untere Welt verhinderte. Es hatte keinen Zweck, sogar mit einem Fernrohr der Marine war es unmöglich, das Meer zu erkennen. Es hieß, Valanen und Firunen hätten sich gleichermaßen daran versucht, die unteren Ozeane und Landmassen zu erspähen und sich dabei die Zähne ausgebissen. Freilich würde sich niemand trauen, sich dorthin zu begeben.

Das Metallgeländer, welches das obere Deck der »Wind I« umsäumte, wackelte jäh. Leroy erschrak und wandte den Kopf. Zwei Kameraden waren an die Reling getreten. Durch das Heulen des Windes hatte er sie sich nicht nähern gehört. Sie stellten sich neben Leroy, beachteten ihn jedoch nicht. Es waren Louis und Abe, zwei enge Freunde, die überall, wo sie auftauchten, die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Trotz ihrer unbefangenen und lockeren Art waren sie zwei der besten Soldaten der Truppe. Leroy neidete ihnen ihre Sorglosigkeit und die Furchtlosigkeit, mit der sie den Kameraden gegenübertraten.

Der große hagere Abe beugte sich über die Reling und spuckte hinunter. Louis tat es ihm gleich. Es war respektlos, trotzdem ersparte sich Leroy einen Kommentar. Er zwang sich zu einem gequälten Lächeln. Er wollte nicht als Spielverderber gelten. Doch die beiden beachteten ihn nicht. Er bezweifelte, dass sie seinen Rüffel, sofern er sich getraut hätte, die Stimme zu erheben, überhaupt zur Kenntnis genommen hätten. Ein kurzer Stich fuhr Leroy in die Brust. Gar nicht beachtet zu werden schmerzte noch schlimmer als Geringschätzung.

Nachdem er das alberne Spiel noch einen Moment lang

beobachtet hatte, wandte Leroy den Blick ab.

»Meine Fresse, ist das stürmisch hier oben«, sagte Abe. »Man kann nicht einmal anständig runterspucken. Da muss man sogar noch Angst haben, das Zeug wieder ins Gesicht zu bekommen.« Louis lachte herzhaft.

»Ich geh wieder rein. Kommst du mit und spielst eine Partie Kelotti mit mir?«

Das Stichwort weckte Leroys Aufmerksamkeit. Louis lehnte rücklings gegen die Reling und legte den Kopf in den Nacken. »Hör mir auf mit diesem schrecklichen Spiel. Dabei muss ich immer so viel nachdenken.«

Abe knuffte seinen Freund freundschaftlich in die Seite. »Nur, weil du zu blöd dazu bist.« Louis reagierte nicht auf die Stichelei.

»Ich finde sicherlich jemand anderen, der mit mir spielen will. Ich habe noch ein paar Münzen, sicher kann ich mein Geld vermehren, bis wir wieder in Valana sind.« Abe stieß ein gehässiges Lachen aus. »Ich habe geübt, mich schlägt so leicht niemand.«

»Ich könnte mit dir spielen«, sagte Leroy. Seine Zunge schien schneller zu sein als sein Verstand, denn im nächsten Moment schämte er sich bereits, Abe das Angebot gemacht zu haben. Er war gut beim Kelotti, doch er verspürte keine Lust, unter Deck zu gehen und sich mit Glücksspielen zu beschäftigen, und erst recht nicht mit jemandem, dem Fairness ein Fremdwort war.

Abe musterte ihn von oben bis unten wie ein Pferd, das er zu kaufen beabsichtigte, und zog die Stirn kraus. »Du möchtest mit mir um Geld spielen? Ich habe dich immer für kleinkariert und überkorrekt gehalten.« Er betonte die letzten Worte besonders abfällig.

Ein Schwall Blut schoss Leroy ins Gesicht. Die meisten Soldaten mieden ihn, auch wenn er nie den genauen Grund gekannt hatte. Leroy hatte sich immer bemüht, ein redlicher Soldat und ein hilfsbereiter Kamerad zu sein, trotzdem hatte er nie wirklich Anschluss innerhalb der Gruppe gefunden. Dass man ihm Disziplin und Genauigkeit als etwas Negatives auslegte, überraschte ihn.

»Nun gut«, brummte Abe. »Spielen wir eine Partie. Hast du Geld?«

Leroy nickte und zog einige Münzen aus der Hosentasche. Ein verschlagenes Lächeln machte sich in Abes Gesicht breit.

Nur wenig später saßen sie an einem kleinen hölzernen Tisch im Speisesaal des Schiffes. Zu dieser Uhrzeit war der Bereich für gewöhnlich menschenleer. Dennoch wagten sie nicht, eine Lampe zu entzünden, damit niemand Verdacht schöpfte. Durch die fünf runden Fenster an der Längsseite des Saals fiel genug Mondlicht, um die Karten und Spielfiguren zu erkennen. Hauptmann Lenry sah es nie gern, wenn seine Männer sich mit Glücksspielen die Zeit vertrieben, aber gerade der Reiz des Verbotenen schien Abe und Louis zu locken. Leroy hingegen konnte sich nicht entspannen. Immer wieder glitt sein Blick zu der blau gestrichenen Schwingtür, die zum Gang führte. Doch seine Sorgen waren unbegründet, niemand kam herein und störte sie. Louis saß gelangweilt am Nebentisch und nippte an einem Flachmann. Auch der Genuss von Alkohol war auf den Missionen streng untersagt. Leroy fragte sich, wie die beiden es immer wieder schafften, unbemerkt die Gesetze zu brechen.

Sie spielten einige Partien und unterhielten sich über vielerlei Dinge, vornehmlich über den zurückliegenden Einsatz und den seltsamen Fund, den sie in der Wildnis gemacht hatten. Leroy entspannte sich zunehmend. Er genoss die Gesellschaft so

sehr, dass er über Abes unfaires Spiel hinwegsah. Abe glaubte wohl, er bemerkte es nicht. Dabei hielt sich Leroy für einen der besten Kelottispieler von Lyn, er kannte alle Tricks und Kniffe. Doch er verlor Spiel um Spiel, weil er sich nicht traute, die ausgelassene Stimmung zu trüben. Es kam selten genug vor, dass jemand mehr als ein paar Floskeln mit ihm wechselte. Er hatte sich daran gewöhnt, doch Momente wie dieser riefen ihm äußerst brutal seine Einsamkeit ins Gedächtnis zurück.

Abes Laune stieg ins Unermessliche, als er Leroys letztes Kupferstück gewann. Er tanzte um den Tisch. Leroy lächelte gequält. Ein Anflug von schlechtem Gewissen quälte ihn. Wie weit war er gesunken, dass er für ein wenig Gesellschaft und die Illusion, einen Freund zu haben, sein ganzes Geld verspielte? Als Leroy später in der Koje lag und den gleichmäßigen Atemgeräuschen seiner Zimmergenossen lauschte, fühlte er sich nur noch schlecht. Zum Glück würden sie bald ihr Ziel erreichen und in Lyn anlegen. Er freute sich auf die wenigen freien Tage, die ihm im Anschluss an die Mission vergönnt sein würden.

Der folgende Tag war eine Aneinanderreihung bedeutungsloser Ereignisse. Das Frühstück an Bord war einfach, aber dennoch schmackhafter als alles, was den Soldaten in den Tagen zuvor serviert worden war. Schweigend saßen sie im Speisesaal und genossen zum ersten Mal seit Beginn der Mission wohlschmeckendes Brot, Käse, Trockenobst und Gebäck. Die Tischgespräche beschränkten sich auf die Bitten, das Essen herumzureichen.

Leroy ließ den Blick durch den Saal schweifen. Tivor und Phal, ihre Schützlinge, glänzten durch Abwesenheit. Hauptmann Lenry hob nicht ein einziges Mal den Kopf, während er aß. Sogar Abe und Louis gaben sich erstaunlich ruhig. In der hintersten Ecke

des Raumes saß Kjoren allein an einem kleinen Tisch. Er stocherte mit dem Messer in einem Stück Gebäck herum und pulte die Rosinen heraus, als handelte es sich um ein wissenschaftliches Forschungsprojekt.

Den Nachmittag verbrachte Leroy allein in seiner Koje. Er las in einem Buch, das er aus einem Regal auf dem Gang genommen hatte. Es handelte sich um Anleitungen zum Schiffbau. Es war sterbenslangweilig, doch Leroy verspürte nicht den Wunsch, sich mit den anderen in den Aufenthaltsraum zu setzen. Er hörte ihre Stimmen und ihr Lachen durch die dünnen Holzwände bis in die Kabine. Leroy bereute seinen Entschluss, den Rest des Tages in Einsamkeit zu verbringen, nicht im Geringsten. Es bereitete nicht viel Freude, anderen beim Fröhlichsein zuzusehen, während man danebensaß und nicht wahrgenommen wurde. Seine Begegnung mit Abe und Louis hatte einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen. Wenn der Preis für Akzeptanz der war, sich selbst zu belügen, zog es Leroy doch lieber vor, sich von anderen fernzuhalten. Er hatte immer den Wunsch gehegt, eines Tages zum Offizier aufzusteigen. In seinen Träumen hörte man ihm zu, man respektierte ihn und legte Wert auf seine Meinung. Doch selbst wenn er das nötige Geld besessen hätte, um sich ein Offizierspatent zu kaufen, hätte es ihm dennoch an Durchsetzungskraft gefehlt. Leroy seufzte. Bis an sein Lebensende würde er gemeiner Fußsoldat sein. Ein Anflug von Heimweh brandete durch ihn hindurch. Es schmerzte, an die Heimat zu denken. Sein Vater hatte Leroys Entscheidung, in die Armee einzutreten, nie nachvollziehen können. Sie hatten sich oft deswegen gestritten. Leroy rang die aufkeimende Schwermut nieder. An seine Vergangenheit zu denken war wie das Stochern in einem Geschwür. Zu viele schmerzliche Erinnerungen waren damit verbunden.

Früh am nächsten Morgen polterte jemand durch die Gänge, hämmerte an die Zimmertüren und brüllte: »Frühstück! Aufstehen, los!«

Leroy fühlte sich, als hätte er gar nicht geschlafen, und als er die Augen öffnete, lag der langweilige Wälzer noch auf seiner Brust. Sogar die Kleidung hatte er seit dem Vortag nicht mehr gewechselt. In den anderen Kojen gähnten und nölten seine Zimmergenossen. Leroy hatte nicht einmal bemerkt, wie sie die Kajüte gestern Nacht betreten hatten. Er schalt sich einen disziplinlosen Narren. Ein Soldat durfte weder faul noch unaufmerksam sein. In Windeseile strich sich Leroy seine Uniform glatt und wusch sich das Gesicht mit dem abgestandenen Wasser aus der Schüssel, die neben der Tür auf einem Hocker stand.

Sie nahmen das Frühstück in aller Eile ein, denn der Kapitän verkündete, sie hätten in der Nacht gute Fahrt gemacht und würden schon bald in Valana anlegen.

Als Hauptmann Lenry ihnen die Erlaubnis erteilte, vom Tisch aufzustehen, war Leroy der Erste an der Treppe zum oberen Deck. Er stürmte nach draußen, wo ihn sogleich der scharfe Wind erwartete, der in ganz Yel, besonders aber auf den Luftmeeren, mit unbarmherziger Brutalität wütete. Leroy trat an die Reling. Und tatsächlich, die Bucht von Valana erstreckte sich am Horizont – beinahe schon zum Greifen nahe. Der atemberaubende Anblick ließ sein Herz schneller schlagen. Der Fluss Blau stürzte sich in die unendlich erscheinende Tiefe des Abgrunds, die schroffen Felsen der Küste glitzerten in der Morgensonne. Leroy wandte sich um und legte den Kopf in den Nacken. Die schneeweißen Segel der »Wind I« blähten sich im Wind und sie rasten mit hohem Tempo hinab auf den Hafen zu. Aus der Distanz sahen die an der Küste aneinandergereihten

Häuser aus wie Perlen auf einer Schnur. Weit dahinter erhob sich das Klingengebirge mit seinen scharfkantigen Felsvorsprüngen und Schluchten bis in den Himmel. Schleierwolken umspielten die Gipfel.

Leroy blieb an der Reling stehen, bis die Besatzung des Schiffes ihn aufforderte, unter Deck zu gehen, weil sie die Segel einholen wollten. Widerwillig kam Leroy ihrer Aufforderung nach, es war eh Zeit, zu packen. Zurück in der Kabine verstaute er die wenigen Habseligkeiten in seinem Rucksack. Er ging in den Speisesaal, um mit den anderen Soldaten darauf zu warten, von Bord gehen zu dürfen. Vom Fenster aus beobachtete er, wie der Kapitän das Schiff geschickt in den Hafen steuerte und an einem der Landungsstege anlegte. Nachdem die Matrosen es vertäut hatten, ließen sie die Zugbrücke hinunter. Hauptmann Lenry erteilte die Erlaubnis, das Schiff zu verlassen. Wenig später reihten sich die Soldaten wie Orgelpfeifen an der Kaimauer. Sogar Tivor und Phal standen bei ihnen. Mittlerweile sahen sie wie ordentliche Valanen aus, gewaschen und angekleidet, wenn auch noch ein wenig blass um die Nase. Sie drängten sich dicht neben Hauptmann Lenry aneinander, als suchten sie in seiner Nähe Schutz. Ihre Augen weiteten sich, als sie die hohen Gebäude und das geschäftige Treiben am Hafen von Valana beobachteten. Wenn ihre Geschichte stimmte, hatten sie die Stadt seit über zwanzig Jahren nicht gesehen. Vieles hatte sich seitdem verändert. Valana war förmlich explodiert und aus allen Nähten geplatzt.

Hauptmann Lenry kratzte sich am Kopf, blickte nach rechts und links und machte einen ratlosen Eindruck. Ein äußerst seltenes Schauspiel. Leroy wartete wie alle anderen mit dem Gepäckstück zu seinen Füßen auf weitere Anweisungen.

»Wo ist Mr. Swatt?«, fragte Lenry, mehr zu sich als an jemand

bestimmten gerichtet. Er knurrte ärgerlich, bellte den Befehl, alle sollten stillstehen und stapfte von dannen. Als er nach kurzer Zeit zurückkehrte, begleitete ihn ein gut gekleideter Mann. Er trug Hut und Anzug, sein ergrauter Schnauzbart zuckte bei jedem Wort, das er sprach. Leroy stand zu weit entfernt, um zu verstehen, worüber sie sich unterhielten. Aus den Bruchstücken der Diskussion ließ sich schließen, es ging um einige georderte Kutschen, die den Trupp zurück zur Kaserne hatten fahren sollen, die aber augenscheinlich nicht vor Ort waren. Der Geschäftsmann, der vermutlich Mr. Swatt von der Droschkenvermietung war, begründete den ärgerlichen Vorfall mit der Verspätung der Kompanie. Um einem Verdienstausfall entgegenzuwirken, habe man die Kutschen anderweitig vermietet. Hauptmann Lenry und der Droschkenverleiher kamen näher. Jetzt verstand Leroy jedes ihrer Worte.

»Dann organisieren Sie gefälligst Ersatz«, sagte Lenry in verärgertem Ton.

Mr. Swatt zuckte die Achseln. »Ich kann Ihnen nicht viel anbieten, in diesen Tagen sind fast alle Kutschen ausgebucht. Morgen heiratet die Prinzessin. Obwohl man keine großen Feierlichkeiten geplant hat, ist die Stadt trotzdem gerammelt voll. Noch dazu naht das Sturmfest, da befindet sich ohnehin alles und jeder im Ausnahmezustand.«

Lenry zog die Stirn kraus. »Haben Sie gar keine Alternative für uns?« Seine Stimme klang beinahe flehend und wollte überhaupt nicht zu ihm passen. Anscheinend war er ebenso müde und verzweifelt wie der Rest der Truppe.

»Nun, ich traue mich kaum, Ihnen das Angebot zu machen, aber das Einzige, das ich Ihnen anbieten kann, ist ein Handelskarren, den ich noch vermieten kann. Ein Kunde ist wegen Krankheit abgesprungen. Es ist wirklich nicht viel mehr

als ein Maultiergespann mit einer etwas größeren Ladefläche. Kaum geeignet, um Personen zu befördern. Aber vielleicht können wir das Gepäck damit zur Kaserne fahren.«

Man merkte Hauptmann Lenry seinen Unmut deutlich an, doch ihm blieb nichts übrig, als zuzustimmen. Sie würden den Marsch zur Kaserne wohl oder übel zu Fuß zurücklegen müssen. Was machte das noch für einen Unterschied? Sie kamen gerade von einer Mission, die ihnen einiges mehr abverlangt hatte. Leroy nahm den zusätzlichen Marsch mit Gleichmut hin.

Mr. Swatt verabschiedete sich mit einem Händedruck und nur wenig später fuhr der Wagen vor. Es war tatsächlich nur ein Bauernkarren zum Befördern von Stroh oder Ähnlichem. Die Tiere hatten schon bessere Tage gesehen. Der Fahrer sprang vom Kutschbock, steuerte auf den Offizier zu und nickte zur Begrüßung.

»Sie können das Gepäck auf den Wagen laden. Ich weiß, wohin ich es bringen soll. Mr. Swatt hat mich informiert.« Der kleine dürre Mann lächelte verschmitzt. »Bitte entschuldigen Sie, dass ich Ihnen beim Beladen nicht behilflich bin, aber ich müsste mal … na ja, Sie wissen schon.« Er stieß ein gepresstes Lachen aus und wandte sich ab. Hauptmann Lenry schüttelte den Kopf, sagte aber nichts.

Die meisten schienen froh, dass endlich eine Entscheidung gefallen war, auch wenn sie nicht unbedingt jedermanns Geschmack traf. Der Weg zur Kaserne war weit und führte mitten durch die Stadt hindurch, doch das lange Herumstehen am Hafen war noch unerträglicher als der Gedanke an den Marsch. Immerhin konnten sie sich ihrer schweren Rucksäcke entledigen.

Der Andrang auf den Karren war gewaltig. Die Soldaten stürzten darauf zu wie ein Rudel hungriger Wölfe auf ein totes

Tier. Sie schmissen ihre Rucksäcke ohne Rücksicht und Ordnung auf die Ladefläche. Sofort brüllte Hauptmann Lenry sie an, sie sollten sich gefälligst in Reih und Glied anstellen und ihr Gepäck ordentlich verstauen, eher würde niemand auch nur einen Schritt in Richtung Kaserne gehen. Er würde sich hinterher höchstpersönlich von der korrekten Befestigung des Gepäcks überzeugen. So blieb ihnen nichts anderes übrig, als seinem Befehl Folge zu leisten, und eine weitere Verzögerung in Kauf zu nehmen. Leroy stand hinten in der Schlange. Es war ihm nicht unrecht, denn es reduzierte die Gefahr, dass sein Rucksack unten lag und unter dem Gewicht der anderen Gepäckstücke zerdrückt wurde. Nicht, dass er wertvolle oder zerbrechliche Gegenstände bei sich trug, zumindest nichts, das sich in Münzen aufwiegen ließ. Als er sein Elternhaus vor Jahren verlassen hatte, um sich als Soldat zur Armee zu melden, hatte er sich mit leeren Taschen auf den Weg gemacht. Lediglich einen abgegriffenen Umschlag hatte er zuvor aus seinem Nachttisch herausgenommen. Er enthielt einige kurze Briefe und Gedichte, die seine Mutter für ihn geschrieben hatte, als er noch ein Kind war. Es würde ihm das Herz zerreißen, wenn sie beschädigt würden. Er schluckte bei dem Gedanken daran.

Als er endlich an die Reihe kam, hievte er den Rucksack ganz oben auf den Gepäckberg. Er wollte sich gerade abwenden, als Lenry ihn harsch anfuhr: »Der Letzte zurrt gefälligst die Riemen fest.«

Leroy zuckte zusammen. Seine Ohren erwärmten sich vor Scham, weil er glaubte, alle Augenpaare in seinem Nacken zu spüren, als er den Spanngurt griff und sich nach unten beugte, um ihn an der Unterkonstruktion des Karrens zu befestigen. Doch was er unter dem Karren erblickte, jagte ihm einen weitaus größeren Schreck ein als die Zurechtweisung seines Offiziers. Neben dem Wagenrad kauerte jemand.

»Pst, glotz weg, du Idiot. Sonst werden sie auf mich aufmerksam.«

Der Firunensoldat. Kjoren. Leroy starrte ihn einen Moment lang nur an. Kjoren umklammerte fest einen Rucksack und machte eine Geste, als wollte er Fliegen verscheuchen. Seine Augen verzog er zu schmalen Schlitzen. Er sah richtig wütend aus.

Wie in Trance hakte Leroy den Gurt ein, wandte sich ab und stellte sich zurück zu den Kameraden. Seine Gedanken überschlugen sich. Kjoren würde es doch wohl nicht wagen zu türmen? Das glaubte er nicht. Niemand würde so töricht sein, und sich ohne offizielle Entlassung von der Truppe entfernen. Aber weshalb saß Kjoren dann unter dem Wagen? Leroys Knie zitterten. Es wäre seine Pflicht als redlicher Soldat, den Vorfall beim Offizier zu melden. Doch Petzen sah man unter den Soldaten nie gern, und gerade Leroy konnte sich nicht erlauben, sich seine ohnehin kaum vorhandene Beliebtheit noch weiter zu verspielen. Also schwieg er. Er schwieg auch dann noch, als der Kutscher vom Häuschen zurückkehrte, sich auf den Bock schwang und die Maultiere antrieb. Leroys Augen hafteten auf dem Wagen, doch dort, wo Kjoren hätte zum Vorschein kommen müssen, war nichts zu sehen als graue Pflastersteine. Er war verschwunden. Er hatte es tatsächlich gewagt abzuhauen.

Lenry gab den Befehl zum Aufbruch, und sie marschierten brav in Zweierreihen die Straße entlang. Niemand schien zu bemerken, dass jemand fehlte …

# *Sieben*

## *Neuigkeiten*

Wie aufregend alles war. Elane fiel es schwer, ihre Nervosität zu verbergen, und sich wie eine Dame von Rang zu benehmen. Sie saß aufrecht und steif auf einem gepolsterten Stuhl zwischen ihrer Tante und ihrem frisch angetrauten Ehemann an der Tafel des Königs. Noch immer befand sie sich in einem Rauschzustand, der zweifelsohne den Hochzeitsfeierlichkeiten vor zwei Tagen geschuldet war. Nach dem Vorfall beim Dinner vor drei Wochen hatte sie der Hochzeit mit gemischten Gefühlen entgegengeblickt. Was, wenn sie unglücklich werden würde oder Jonneth ihr deutlich zu verstehen gab, dass er sie nicht liebte? Doch ihre Ängste hatten sich als unbegründet erwiesen. Jonneth, ein wahrer Gentleman, hatte dem Volk mit einem Lächeln zugewinkt und sich ihr gegenüber höflich und zuvorkommend verhalten. Natürlich hatte man ihnen die Verhaltensregeln im Vorfeld immer und immer wieder vorgebetet, aber Elane verdrängte den Gedanken, dass die Hochzeit nicht viel mehr als ein inszeniertes Schauspiel gewesen war. Ihr Kleid war das schönste von allen. Die Jubelrufe von Tausenden hallten in ihrem Gedächtnis nach. Die Vorkommnisse vor drei Wochen, der verpatzte Abend ihrer Verlobung und die belanglosen Vorfälle beim Dinner, verblassten zunehmend wie ein Albtraum, dessen vage Bilder man tags darauf zu keinem Ganzen mehr zusammenfügen konnte. Elane schalt sich eine Närrin, dass sie den Ereignissen mehr Bedeutung beigemessen hatte, als sie es verdienten. Was besagte schon ein einzelner Abend gegenüber der

Freude, die sie jetzt empfand? Seit Jahren hatte sie diesem Moment entgegengefiebert und nichts auf der Welt hätte ihr das Glück verderben können.

Elane war vollkommen in ihre Gedanken versunken, als der König zwei Plätze neben ihr geräuschvoll seinen Stuhl zurückschob und sich räusperte. Schlagartig kehrte Elane in die Realität zurück. Stille senkte sich über den Saal.

»Ich danke Ihnen für Ihr Kommen, liebe Anwesende«, sagte Adoran mit lauter Stimme. Elane wandte den Kopf und beobachtete ihren Onkel. Er lächelte, aber in seinen Augen spiegelten sich Traurigkeit und Erschöpfung, als er einmal kurz in ihre Richtung blickte. Seine Frau Celesa starrte auf die Tischplatte. Sie rührte sich keinen Millimeter.

»Mir ist zu Ohren gekommen, dass unsere tapferen Soldaten, die an der Grenze für die Erweiterung des Königreiches kämpfen, von ihrer Expedition zurückgekehrt sind«, fuhr Adoran fort. »Dies ist auch der Grund, weshalb ich diese Versammlung einberufen habe.« Er machte eine Pause und ließ den Blick durch den Saal schweifen, als wollte er sicherstellen, dass ihm die ungeteilte Aufmerksamkeit zuteilwurde.

Elane sah sich ebenfalls um. Die neun Mitglieder des Kronrats saßen an einer gesonderten Tafel unterhalb des Podests des Königs. Sie lächelten und nickten zufrieden. Ein Soldat mit dem Abzeichen eines Offiziers saß an einem anderen Tisch, neben ihm zwei ältere Männer. Über das Gesicht des einen zog sich eine hässliche Narbe. Ansonsten durften nur die Königin Celesa, Adorans Berater Kase Borey, Elane und Jonneth anwesend sein.

Ein Anflug von Stolz durchflutete sie. Zum ersten Mal erlaubte man ihr, bei einer Versammlung des Kronrates zugegen zu sein. Sie war jetzt eine vollwertige Frau, und noch dazu die

zukünftige Königin. Bislang hatten die andauernden Feierlichkeiten und dringende politische Geschäfte, von denen Elane nichts verstand, Jonneth abgehalten, die eigens für sie hergerichteten Zimmer im Palast zu beziehen. Doch Elane freute sich bereits auf die erste Nacht, die sie als Ehepaar gemeinsam verbringen würden.

Sie strich den Kragen ihres blauen Kleides glatt und warf ihrem frisch angetrauten Ehegatten einen zufriedenen Seitenblick zu.

Jonneth jedoch blickte interessiert geradeaus. Der dunkelblaue Anzug stand ihm ausgezeichnet und unterstrich seine Männlichkeit. Elane freute sich wie ein kleines Kind, dem man zum Sturmfest einen Korb voll Süßigkeiten schenkte, über ihr grenzenloses Glück.

»Hauptmann Lenry, dem das Kommando über diese Mission oblag, hat mich gebeten, den Kronrat heute Abend hierherkommen zu lassen.«

Adorans aufgeregt klingender Bass holte Elanes Aufmerksamkeit zur Versammlung zurück. Der Soldat mit den Offiziersabzeichen nickte. Die Mitglieder des Kronrats warfen skeptische Blicke in seine Richtung. Die beiden Männer, die mit dem Offizier am Tisch saßen, hielten die Köpfe gesenkt. Irgendetwas Sonderbares musste geschehen sein. Elane richtete sich auf, ihr Interesse war geweckt.

»Bitte, Hauptmann, sprechen Sie. Was gibt es so Wichtiges, das Sie zu berichten haben?«, verlangte der König zu wissen.

Der Offizier räusperte sich und erhob sich von seinem Platz. Er stand kerzengerade und steif, Soldat durch und durch. »Auf unserem Eroberungsfeldzug durch Eld sind wir auf eine Festung der Firunen gestoßen. Sie lag versteckt mitten im Wald. Wir haben sie eingenommen und zerstört, keiner unserer Feinde ist

entkommen. Dort haben wir diese beiden tapferen Valanen gefunden.« Er deutete auf die Männer, die immer noch mit gesenkten Köpfen am Tisch saßen. »Sie sagen, ihre Namen seien Tivor Breel und Phal Redland. Weiterhin gaben sie an, einst im Palast unter König Alloret gedient zu haben.«

Ein leises Raunen ging durch den Kronrat. Jonneth rutschte auf einmal auf seinem Stuhl hin und her. Elane teilte die allgemeine Unruhe nicht, denn sie hatte bislang weder etwas von einem Mr. Breel noch von einem Mr. Redland gehört. Was war so bedeutend an zwei Vagabunden, die man auf einem von wilden Firunen bevölkerten Kontinent aufgelesen hatte? Wahrscheinlich trugen sie selbst schuld an ihrer Gefangennahme. Der Offizier hatte den König und den Kronrat aufgescheucht, nur um ihnen von zwei befreiten Valanen zu erzählen?

Es war nicht das erste Mal, dass sich Firunen gegen sie auflehnten und mitunter sogar Geiseln nahmen, aber ein Offizier musste mit derlei Scharmützeln allein zurechtkommen.

»Das würde bedeuten, dass sie seit mehr als zwanzig Jahren verschollen gewesen wären«, sagte König Adoran.

Elane merkte auf. Waren Mr. Breel und Mr. Redland etwa bekannte Gesichter am Königshof?

»Das ist richtig«, pflichtete Hauptmann Lenry bei, »und sie ließen nicht von dieser Behauptung ab. Sie gaben an, im Besitz handfester Beweise zu sein.«

Elane warf ihrem Onkel einen flüchtigen Seitenblick zu. Sein Gesicht hatte bereits bei der Erwähnung der Namen ein leichtes Erstaunen gezeigt, doch jetzt zog er die Stirn kraus und nichts als Skepsis lag in seinen Augen, als er in die Runde blickte.

»Mr. Breel und Mr. Redland bestanden darauf, diese Versammlung einberufen zu lassen. Ich habe versucht, sie

davon abzuhalten, einen Antrag auf Anhörung zu stellen, weil ich es als aussichtslos betrachtet habe, aber sie haben dennoch darauf bestanden. Ich kann mir nicht erklären, wie sie es schaffen konnten, die Sekretäre und Berater von der Dringlichkeit ihres Anliegens zu überzeugen. Es muss sich um etwas wirklich Wichtiges handeln.« Ihm war anzumerken, dass er sich darüber ärgerte, über den Sachverhalt nicht aufgeklärt worden zu sein.

Der König nickte und bedeutete Lenry mit einer Geste, sich zu setzen. »Mr. Breel, Mr. Redland?« Die Männer hoben die Köpfe. Erst jetzt bemerkte Elane, dass die Augen des einen Mannes trüb und leer waren. Er schien blind zu sein.

»Wenn es stimmt, was Sie behaupten, wäre es eine Sensation, Sie nach so langer Zeit lebend gefunden zu haben«, sagte Adoran. »Mir ist bereits durch meinen Hofsekretär mitgeteilt worden, dass es damals unter der Herrschaft meines Bruders einen Koch und einen Kammerdiener mit diesen Namen gegeben hat. Nach dem Stand der alten Akten sollen sie bei dem Attentat während der Taufzeremonie meiner Nichte getötet worden sein. Mehrere Zeugen haben die Identität dieser beiden Männer jedoch bestätigt, sodass ich mich bereiterklärt habe, Sie anzuhören. Mir ist sehr daran gelegen, den damaligen Tathergang lückenlos aufzuklären, mag er auch Jahrzehnte in der Vergangenheit liegen. Bitte schildern Sie mir, was Sie in der Gegenwart meiner Sekretäre zu Protokoll gegeben haben?«

Elane fuhr es eiskalt durch die Glieder. Nur selten hatte ihr Onkel das Attentat erwähnt, bei dem ihre Eltern umgekommen waren. Dieses Thema war tabu.

Der Mann mit der hässlichen Narbe räusperte sich. »Mein Name ist Tivor Breel«, sagte er mit fester Stimme. »Wir sind

damals nicht getötet worden. Man hat uns gefangen genommen und verschleppt, ebenso wie König Alloret.«

Plötzlich schwoll die Lautstärke im Saal an. Empörte Ausrufe und Laute des Entsetzens hallten durch den Raum, bis der König ihnen mit einer Geste gebot, still zu sein. »Ihnen ist bewusst, wie weitreichend Ihre Behauptung ist, Mr. Breel?«

»Durchaus, Eure Majestät. Aber es ist die Wahrheit. Wir waren zehn Männer und Frauen, als die Firunen uns nach Eld brachten. König Alloret war einer von uns. Man hat ihn gefoltert, doch mir ist unbekannt, weshalb. Nach wenigen Wochen der endlosen Qual hat er sich selbst gerichtet.«

Mr. Breel senkte seinen Kopf. Eine beängstigende Stille breitete sich aus. König Adoran bemühte sich, ruhig zu bleiben, doch Elane kannte ihren Onkel gut genug, um den verborgenen Zorn hinter seinen funkelnden Augen zu erkennen. Seine Frau Celesa zeigte indes keinerlei Emotionen. Elane hatte die Worte von Tivor Breel verstanden, aber ihre Bedeutung war noch nicht zur Gänze bis in ihr Bewusstsein gesickert. Hatte er gerade von ihrem leiblichen Vater gesprochen? Ärger brandete durch sie hindurch. Er log, und das auf dem Rücken ihrer verstorbenen Eltern.

»Haben Sie einen Beweis hervorzubringen?«, fragte der König.

Jemand aus dem Kronrat hob den Arm. Adoran nickte ihm zu, um ihm die Erlaubnis zum Sprechen zu erteilen.

»Eure Majestät, das ist doch eine ruchlose Behauptung! Der damalige König, Ihr werter Bruder, ist gestorben, weil er feige ermordet worden ist. Wir haben ihn königlich aufgebahrt und niemand hat gesehen, dass es Gefangene gegeben hat. Ich verlange eine Bestrafung für diese Lüge.« Der ältere Mann mit dem weißen Backenbart reckte eine Faust in die Luft. Sein

Gesicht verzerrte sich vor Wut. Adoran machte eine beschwichtigende Geste, woraufhin er die Fäuste herunternahm.

»Bitte, Mr. Breel, beantworten Sie meine Frage«, sagte der König mit rauem Unterton. »Wir haben die Leichen nie offiziell identifizieren können, weil …« Er machte eine Pause und rang nach Worten. »Nun ja, jedenfalls hat niemand die Leichen mit eigenen Augen gesehen, zumindest nicht an einem Stück.«

Elanes Herz schlug ihr hart bis zum Hals. Hätte sie bereits gegessen, wäre es ihr unverzüglich hochgekommen. Man hatte ihr nie die genauen Umstände des Todes ihrer Eltern geschildert. Sie war ein Säugling gewesen, als das Attentat verübt wurde. Jede Faser ihres Körpers schrie danach, die Flucht anzutreten. Sie wollte weg von dem Irrsinn. Doch ihre gute Erziehung verbot es ihr, ihren Bedürfnissen nachzugeben. Außerdem war es nun, wo sie zur Frau geworden war, endlich an der Zeit, zu erfahren, was damals wirklich geschehen war.

Tivor Breel antwortete nicht gleich, sondern blickte unsicher von links nach rechts, griff in die Brusttasche seines Hemdes und förderte ein Stück Papier zutage. Es sah alt und zerknittert aus. Die Atmosphäre im Saal spannte sich bis zum Zerreißen. Selbst Jonneth richtete sich in seinem Stuhl auf, um einen besseren Blick auf Mr. Breel und seinen vergilbten Zettel werfen zu können.

Er hielt das vermeintliche Beweisstück auf Augenhöhe und bemühte sich, selbstsicher zu klingen, als er sagte: »Ich verwahre dieses Dokument seit über zwanzig Jahren. Ich weiß nicht, was darin geschrieben steht, das schwöre ich! Ich war immer ein gewissenhafter und verlässlicher Diener König Allorets. Er hat mir diesen Brief anvertraut. Es ist sogar noch sein Siegel darauf.« Mr. Breels Stimme brach und er senkte

den Blick.

Adoran ließ ihm Zeit, um sich wieder zu fangen.

»Wir hatten nur normales Kerzenwachs dort unten in dem dunklen Loch, in dem man uns gefangen hielt. Es ist ganz brüchig und nicht mehr gut zu erkennen. Alloret hat den Brief auf die Rückseite der Einkaufsliste geschrieben, die ich damals anlässlich der Taufzeremonie angefertigt hatte und zum Zeitpunkt unserer Entführung bei mir trug.« Mr. Breel zog geräuschvoll die Nase hoch, doch niemand wies ihn zurecht. Auch dem anderen Mann, Mr. Redland, stiegen Tränen in die trüben Augen. Elane spürte einen Knoten in ihrer Kehle. Sie schluckte. Mitleid trat an die Stelle des Zorns. Sollte er die Wahrheit sagen, blickte Elane in das Gesicht eines Mannes, der die letzten Stunden im Leben ihres Vaters miterlebt hatte. Elane fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

»Alloret gab mir den Brief, kurz bevor er starb. Ich bin mir sicher, er wusste, dass er die Gefangenschaft nicht lange überleben würde. Ich verwahre seinen Letzten Willen seitdem, und ich habe den ausdrücklichen Befehl erhalten, ihn niemand anderem als seinem Bruder persönlich zu überreichen, sollte ich die Gefangenschaft überleben und je nach Valana zurückkehren. Und hier bin ich nun.«

Eine Weile sprach niemand. Alloret starrte Tivor Breel mit geweiteten Augen an. Die innere Zerrissenheit stand ihm deutlich ins Gesicht geschrieben. Elane spürte, dass er dem armen Mr. Breel gern glauben würde, doch sie nicht. Dieser Mr. Breel schien ein wahrlich guter Schauspieler zu sein. Elane glaubte ihm kein Wort. Sie bemitleidete ihn. Die Gefangenschaft hatte ihm den Verstand geraubt. Der gewaltsame Tod König Allorets und seiner Gemahlin infolge eines Attentats vor fast zweiundzwanzig Jahren war eine

Tatsache, an der es nichts zu rütteln gab. Lediglich sie hatte man aus der Wiege retten können.

Elane griff nach Jonneth' Hand. Dieser warf ihr einen fragenden Blick zu, ließ die Berührung jedoch zu.

»Mr. Breel, kommen Sie und geben mir den Brief meines Bruders«, sagte Adoran. Seine Stimme klang nicht mehr so fest wie zuvor. Es war seine Pflicht, als König zu jeder Zeit besonnen und gefasst aufzutreten, aber hier ging es um seine Familie. Elane wusste, dass er seinem Bruder nahe gestanden hatte, auch wenn er wenig von ihm sprach. Der Brief würde sich als Fälschung erweisen und dann liefe wieder alles seinen gewohnten Gang und sie würde sich auf ihre Hochzeitsnacht vorbereiten können.

Mr. Breel tat, wie ihm befohlen, und reichte das zerfledderte Stück Papier mit zittrigen Händen an Adoran. Dieser begutachtete das Siegel.

»Die Firunen beraubten uns unserer Würde, aber nicht unseres Schmucks«, murmelte Mr. Breel und senkte den Kopf.

Adoran nickte, brach das behelfsmäßige Siegel und entfaltete das brüchige Dokument. Während er las, schien der Saal die Luft anzuhalten. Selbst die sonst so gesprächigen Mitglieder des Kronrats wagten es nicht, einen Kommentar abzugeben. Alle Augen richteten sich auf Adoran, der sich bemühte, ein möglichst abgeklärtes Gesicht zu machen. Doch seine Mundwinkel zuckten leicht und seine Augen glänzten. Elane saß nahe genug, um die dezenten Zeichen seiner emotionalen Erregtheit zu bemerken. Nach einer schier unendlich langen Zeit hob Adoran schließlich wieder den Blick. Er seufzte, ein Betragen, das nicht zu einem König passte.

»Die Handschrift ist eindeutig die meines Bruders. Mr. Breel ist kein Betrüger«, sagte er.

Plötzlich erwachte der Saal aus seiner Lethargie. Elanes Blut rauschte so laut in den Ohren, dass sie die Worte eines Mannes aus dem Kronrat kaum verstand.

»Nun gut, jetzt wissen wir, dass unser König damals noch gelebt hat, als wir ihn für tot erklärten. Doch was ändert diese Tatsache? Es ist ein bedauerlicher Umstand, dass er die Qualen der Folter erlitten hat. Aber halten Sie es für angebracht, die Sache an die Öffentlichkeit zu tragen?«

Der kleine, glatzköpfige Mann ereiferte sich mit ganzem Körpereinsatz. Elane hatte ihn bei den Hochzeitsfeierlichkeiten oft in der Nähe ihres Onkels gesehen. Sie hielt ihn für einen Speichellecker. Jaham, der nach eigenen Angaben das bedeutendste Mitglied des Kronrats war, hatte bislang beharrlich geschwiegen, was ihm nicht ähnlich sah. Alles in allem beunruhigte sie dieses aus dem Ruder laufende Treffen. Wenn sie doch all die Zusammenhänge besser verstehen würde.

Adoran atmete einmal tief ein und aus, als müsste er Kraft sammeln, um zu sprechen. »Wir werden es an die Öffentlichkeit tragen müssen«, sagte er. »Denn der Brief ist viel mehr als der bloße Beweis, dass mein Bruder das Attentat überlebt hat. Ich bin es dem Volk schuldig, den Inhalt kundzutun. Es ist meine Pflicht als König, die Wahrheit zu offenbaren.« Er räusperte sich und senkte den Blick wieder auf den Zettel. Elanes Herz hämmerte heftig gegen ihre Brust. Eine düstere Vorahnung breitete sich in ihr aus wie Gift. Sie kannte den Tonfall in der Stimme ihres Onkels. Etwas musste ihn zutiefst erschüttert haben. Was verflixt noch mal stand auf dem Papier?

»Geliebter Bruder«, las Adoran vor. Seine Stimme zitterte ein wenig. »Falls du das hinterhältige Attentat auf mich und unsere Familie überlebt haben solltest, bist du es nun, der an meiner

Stelle regiert. Ich bin sicher, du erfüllst dein Amt mit Freude und Pflichtbewusstsein. Ich weiß, es ist unwahrscheinlich, dass dich der Brief je erreichen wird, doch ich muss alles tun, um zur Aufklärung der Vorkommnisse beizutragen. Weißt du noch, als ich nach der strapaziösen Geburt des Kindes scherzhaft zu dir gesagt habe: »Ein schwerer Anfang ergibt ein gutes Ende?« Ich muss mich korrigieren, denn ich sehe nicht mehr allzu optimistisch in die Zukunft.

Die Firunen haben mich entführt, weil sie etwas von mir wissen wollen. Es hatte so kommen müssen, doch ich habe die Gefahr nie wahrhaben wollen. Ich habe Jahre darauf verwendet, eine geheime Formel zu entwickeln, die die Magie unserer Rasse ins Unermessliche steigern könnte. Doch in jedem System gibt es Lücken, und so hat es auch unter meinen Anhängern eine undichte Stelle gegeben. Freilich wird mein Mund für immer verschlossen bleiben. Sie können mich quälen, ich nehme das Geheimnis mit ins Grab. Und auch jetzt werde ich Stillschweigen bewahren, denn diese Formel hat in Anbetracht der jüngsten Ereignisse vollkommen an Bedeutung verloren. Zudem wäre es zu gefährlich, sie niederzuschreiben. Ich verfasse die Zeilen aus einem anderen Grund. Ich bitte dich, meinen Sohn zu suchen, falls er noch lebt. Ich habe ihn damals in Sicherheit bringen lassen, bevor die Rebellen das private Schlafgemach meiner Frau stürmen konnten. Ich weiß, dass es Tradition ist, weder den Namen noch das Geschlecht eines Kindes vor der offiziellen Taufzeremonie bekannt zu geben, und erst recht ist es ein Frevel, das Kind zuvor mit dem Magischen Mal zu kennzeichnen, doch die damalige Situation hat mich dazu gezwungen. Ich habe meinem Sohn den Namen Cyles gegeben. Kurz bevor die Aufständischen die Tür zum Schlafzimmer aufbrachen, konnte ich ihn in aller Eile mit dem Magischen Mal unserer Familie kennzeichnen, jedoch ist das

Mal unvollständig und kaum erkennbar. Es befindet sich auf seinem rechten Oberarm. Ich bezweifle, dass ich es fachgerecht ausgeführt habe, denn ich bin kein Priester. Vielleicht verfügt er über keine Magie. Aber bitte versuche, Cyles zu finden. Der Platz auf dem Zettel geht zur Neige. Meine Gedanken sind stets bei dir.«

Adoran senkte die Arme und faltete das Papier sorgsam zusammen. Elane fühlte sich, als hätte ihr ein Pferd in den Bauch getreten. Sie weigerte sich zu glauben, was sie gerade gehört hatte. Jäh ließ Jonneth ihre Hand los. In seinen Augen funkelten Zorn und Entsetzen gleichermaßen. Tränen stiegen ihr in die Augen. Beinahe erwartete sie, aus einem Traum zu erwachen. Die rätselhaften Worte ihres Vaters wollten keinen Sinn ergeben. Hatte die Folter ihm den Verstand geraubt? Sie senkte den Blick auf ihr linkes Handgelenk, auf dem das Magische Mal ihrer Familie prangte.

Nur Mitgliedern der königlichen Blutlinie war es erlaubt, Magie zu wirken. Das Mal, das einen Menschen dazu befähigte, wurde einem Kind im Rahmen seiner Taufe in die Haut gebrannt. Elane war das Kind Allorets, daran gab es keinen Zweifel. Weshalb bereitete Adoran dem Irrsinn nicht ein Ende und klagte Mr. Breel und Mr. Redland der Lüge und des Hochverrats an?

»Nun, ich muss den Wunsch meines Bruders akzeptieren, es ist meine Pflicht«, sagte Adoran stattdessen. Seine Frau Celesa starrte mit geweiteten Augen zu ihm auf. Sie war blass wie der Vollmond.

»Anscheinend bin ich getäuscht worden.« Adorans Stimme klang mit einem Mal wieder fest und ernst. »Elane kann nicht meine Nichte sein, denn mein Bruder sprach von einem Sohn. Das ist unerfreulich. Jemand muss nach der Entführung einen anderen Säugling in die Wiege gelegt haben. So leid es mir

auch tut, aber ich kann Elane nicht mit dem Thron beerben.« Er wandte ihr den Kopf zu. »Ich hoffe, du verstehst das. Selbstverständlich darfst du hier bei Hofe bleiben, solange es dir beliebt. Aber ich kann diese Lüge nicht weiterleben.«

Elane wusste, dass ihr Onkel stets korrekt und gewissenhaft handelte, aber dass er dazu imstande sein könnte, sie zu enterben, überstieg ihre Vorstellungskraft. War er sich darüber im Klaren, was er tat? Hatte er den Verstand verloren? Es war nur ein dummer Brief! Wie konnte er wegen ein paar verblichener Zeilen alles zerstören, wofür sie gelebt hatte? Elane starrte ihn mit offenem Mund an, unfähig, etwas zu erwidern. Ihre Knie zitterten. Diese Demütigung! Diese Kränkung! Und das vor dem versammelten Kronrat. Wie konnte er ihr das nur antun? Es war doch nur ein vergilbter alter Zettel.

Jonneth rührte sich. Er stieß ein verärgertes Knurren aus und ballte die Hände zu Fäusten. Elanes Blick glitt flüchtig zu Jaham. Auch sein Gesicht leuchtete rot vor Zorn. Elane hatte ihm und seinem Sohn die Träume geraubt. Jonneth hatte sich doch so sehr gewünscht, an ihrer Seite zu regieren. Jetzt rückte der Thron jäh in unerreichbare Ferne. Wut kochte in ihr auf. Wut auf Mr. Breel, der sie mit seinem verfluchten Brief ins Unglück gestürzt hatte. Hass auf Hauptmann Lenry, der den verlotterten Tivor Breel hierher gebracht hatte. Sie alle hatten ihre Träume auf dem Gewissen. Unter dem Tisch ballte auch sie vor Hilflosigkeit die Fäuste. Sie musste sich beherrschen, nicht laut loszuheulen wie ein Kleinkind. Quälte sich, mit der Vorgabe, gefasst zu bleiben.

Die Äußerungen und Einwände des Kronrats, man könne doch nicht die gesamte Familie auseinanderreißen und müsse Stillschweigen bewahren, bekam Elane nur noch am Rand ihres Bewusstseins mit. Das Blut in ihren Ohren rauschte so laut,

dass sie kaum etwas wahrnahm. Als sich die Versammlung endlich auflöste, war Jonneth der Erste, der mit wutverzerrtem Gesicht zur Tür hinausstürmte.

# Acht

## Pläne

Hatte es jemals eine Zeit ohne diese sengende Wut gegeben? Das schwelende, zerstörerische Gefühl im Bauch, das ihm fortwährend den Eindruck vermittelte, kochendes Wasser strömte durch seine Eingeweide, war zu einem ständigen Begleiter geworden. Gründe für seinen Zorn gab es hinreichend. Am schlimmsten wütete die Empörung über sein Schicksal, das ihn als Spielball benutzte. Sein Los, eine hässliche grinsende Fratze, die ihn aufs Übelste verlachte.

Jonneth presste die Kiefer aufeinander, bis seine Zähne schmerzten. Sein Puls pochte an den Schläfen. Die Bodenvase mit dem grauenhaften Muster zerbarst in tausend Stücke, als er mit dem Fuß dagegen trat. Das Klirren hallte durch den Flur – Musik in seinen Ohren.

Ein spitzer Schrei brachte Jonneth in die Realität zurück. Die dumme wertlose Schlampe kauerte immer noch neben seinen Knien auf dem Boden. Strähnen hatten sich aus ihrer kunstvollen Frisur gelockert und klebten in ihrem tränennassen Gesicht. Sie wischte sich mit dem Handrücken über die Wangen und schluchzte.

»Ich kann doch nichts dafür, ich kann doch nichts dafür«, wiederholte sie immerzu in einem monotonen Singsang.

Ihre ständigen Unschuldsbekundungen heizten die Wut nur noch mehr an. Jonneth packte mit der Hand in ihren dunkelbraunen Schopf und riss sie an den Haaren hoch auf die Beine. Elane starrte ihn aus geweiteten Augen an. Sie hatte sein Leben zerstört. Seine sorgsam von seinem Vater

durchgeplante Zukunft war mit nur einem stinkenden Brief zunichtegemacht worden. Tief in seinem Inneren wusste Jonneth, dass die Dirne keine Schuld traf, doch das war ihm egal. An dem wahren Schuldigen würde er sich alsbald nicht rächen können. Dafür würde er andere bestrafen. O ja, allen voran den stinkenden Tivor Breel. Jonneth schwor, den Thronerben qualvoll sterben zu lassen.

Seine Handfläche brannte, als er Elane eine schallende Ohrfeige verpasste. Endlich schwieg sie, wenigstens für den Augenblick. Sie schnappte nach Luft und versuchte, sich von ihm loszureißen, aber er würde sie nicht gehen lassen. Wenn sie auch von König Adoran offiziell enterbt worden war, so bestand dennoch die Möglichkeit, dass der König sich nach wie vor für ihre Rechte einsetzte und sie womöglich noch schützte. Es war zu riskant, dem Impuls nachzugeben und sie zu erwürgen. Dabei stand es dem König nicht länger zu, über Elanes Zukunft zu entscheiden. Sie war jetzt seine Ehefrau, und somit sein Eigentum. Er würde sie mitnehmen in das Stadthaus der Venells. Als Hure taugte sie noch immer, zumindest war ihr Körper ansehnlich.

Als Jonneth dem winselnden Unglücksbringer gerade ein weiteres Mal ins Gesicht schlagen wollte, vernahm er das Geräusch von mehreren Stiefelpaaren, die die Treppe heraufkamen, begleitet von mindestens zwei männlichen Stimmen, die sich leise unterhielten. Jonneth wandte sich hektisch zu Elane um, presste ihr eine Hand auf den Mund und zerrte sie in einen kleinen Raum, der direkt hinter ihnen vom Gang abzweigte. Es war eine Vorratskammer für Putzutensilien, fensterlos und kaum breiter als eine Armlänge. Jonneth lehnte die Tür an und lauschte angestrengt, ohne Elane loszulassen, obwohl sie keine Anstalten machte, zu schreien oder sich zu wehren.

Die Männer erreichten das Ende der Treppe und blieben stehen. Jonneth spähte aus dem Türspalt, um zu erkennen, wer ihn in diesem abgelegenen Teil des Palastes bei seinem Wutanfall gestört hatte. Sie befanden sich im Gästeflügel für die weniger hochrangigen Besucher des Königs. Hier gab es nur einfache Unterkünfte, die die meiste Zeit des Jahres leer standen. Lediglich einige Angestellte kamen hierher, um zu lüften oder den Staub, der sich über das Jahr auf Böden und Möbel absetzte, zu entfernen. Wer sich hier aufhielt und kein Palastangestellter war, wünschte aus irgendeinem Grund, ungestört zu sein. Genau wie er.

Jonneth erkannte zwei Männer. Einer war Kase Borey, ein enger Berater König Adorans. Er war ein stiller und unscheinbarer Mann, der eher im Hintergrund agierte und selten an öffentlichen Anlässen teilnahm. Sein beleibter Körper kleidete ein schlichtes Hemd und zu eng sitzende Hosen. Den anderen Mann hatte Jonneth noch nie gesehen, doch er trug ein Leinenhemd in den Farben der Kammerdiener, dunkelbraun und sandfarben. Für einen Moment unterbrachen sie ihre Unterhaltung und blieben neben dem Treppengeländer stehen.

»Barmherziger Gott, was ist denn hier geschehen?«, fragte der Diener und schlug die Hände vors Gesicht.

»Jemand hat die Vase umgestoßen. Oder es war eines von den unzähligen Erdbeben, die wir hier haben, wer weiß das schon«, sagte Borey mit quäkender Stimme und verdrehte die Augen. Er ließ den Blick über die Scherben zu seinen Füßen gleiten. »Wir werden den Vorfall melden, damit eine der Mägde das Chaos beseitigen kann.« Er lächelte verstohlen und machte eine abwertende Handbewegung. »Die Vase war ohnehin hässlich.«

Der Diener gab keine Antwort. Es stand ihm nicht zu, den

Geschmack des Königs infrage zu stellen.

»Weshalb wollten Sie denn unbedingt ungestört mit mir sprechen, Vilonor? Sprechen Sie! Meine Zeit ist nur begrenzt.« Borey senkte die Stimme, damit sie nicht von den Wänden und hohen Decken widerhallte. Jonneth musste sich anstrengen, damit ihm kein Wort entging. Mittlerweile hatte er Elane aus seinem eisernen Griff entlassen. Sie hockte mit gesenktem Kopf neben seinem Knie wie ein kleines Kind. Zumindest hatte sie begriffen, dass sie still sein sollte. Braves Mädchen.

Vilonor blickte unterwürfig zu Borey auf, als wollte er ihm etwas beichten. Eine Schweißperle glänzte auf seiner Stirn. »Mir ist zu Ohren gekommen, dass König Adoran seine Nichte enterbt hat.« Er schnappte nach Luft. Mit einem Mal wirkte er völlig aufgelöst. »Aber das …«

»Das ist wahrlich kein Geheimnis«, unterbrach Borey ihn. »Ich war dabei, als der König es verkündet hat. Außerdem gibt es kaum jemanden in Yel, der es noch nicht weiß. Adoran hat sofort nach seinem Neffen Cyles suchen lassen, und das im ganzen Königreich.« Etwas in seinem Tonfall deutete darauf hin, dass Adoran dies gegen den Willen seiner Berater veranlasst hatte. Borey verdrehte für den Bruchteil einer Sekunde die Augen, bevor er sich besann und eine ernste Miene aufsetzte. Er straffte sich. »König Adoran ist wie besessen von dem Gedanken, seinen leiblichen Neffen zu finden. Er hofft auf die Mithilfe der Bevölkerung. Vielleicht weiß jemand etwas über den Verbleib von Cyles.«

»Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen ins Wort falle«, sagte Vilonor. Er hatte sich wohl wieder gefasst, jedenfalls japste er nicht mehr wie ein Fisch auf dem Trockenen nach Luft. »Genau deswegen wollte ich mit Ihnen sprechen. Ich habe Informationen.«

Boreys Augen weiteten sich und auch Jonneth öffnete die angelehnte Tür einen Fingerbreit weiter, um kein Wort zu verpassen. Borey blickte nach rechts und links und die Treppe hinab, um sich zu vergewissern, dass niemand sie beobachtete. Dann wandte er sich wieder an Vilonor. Der überraschte Ausdruck auf seinem Gesicht wich offensichtlicher Skepsis. Seine Augenbrauen zogen sich verärgert zusammen. »So? Sie haben Informationen? Woher denn? Ich kann mir denken, dass in Valana derzeit viel getratscht wird. Jeder möchte Anspruch auf die Belohnung erheben, die der König auf seinen Neffen ausgesetzt hat.«

Vilonor wich angesichts des harschen Tons einen Schritt zurück. »Es ist gewiss kein Tratsch, weshalb ich Sie hierher gebeten habe. Die Information stammt von mir. Ich bin bei dem Attentat zugegen gewesen.«

Boreys Augen funkelten vor Zorn. Man merkte ihm an, wie ungehalten er war. »Und weshalb rücken Sie erst jetzt mit der Sprache heraus? Über zwanzig Jahre danach! Haben Sie den Verstand verloren? Was wissen Sie? Ich schwöre Ihnen, wenn Sie mir eine Lüge auftischen, wird Sie das teuer zu stehen kommen.«

»Nein, nein. Ich sage die Wahrheit, das schwöre ich. Ich war nur indirekt in die Geschichte verwickelt. Ich kenne den Dienstboten, der Cyles damals aus dem Schloss geschleust hat. Der barmherzige Gott sei seiner Seele gnädig, denn dieser Diener ist längst tot. Er hat den Säugling in die Gegend um Budford gebracht. Ich weiß nicht, ob er je lebend dort angekommen ist. Er verfügte über gefälschte Papiere für das Kind, ich habe sie gesehen.«

»Wie kann das wahr sein?«, knurrte Borey. »Das würde bedeuten, dass die Flucht von langer Hand geplant gewesen

sein musste. Soviel ich weiß war es ein Überraschungsangriff. Weshalb sollte jemand gefälschte Papiere für ein Kind bereithalten?«

Vilonor zuckte die Achseln. »Es ist die Wahrheit. Ich erlaube mir kein Urteil darüber.«

»Ist das alles, was Sie wissen? Können Sie sich an etwas erinnern, irgendein Detail?«

Vilonor schloss kurz die Augen, als müsste er nachdenken. Dann schüttelte er sachte den Kopf. »Nein, ich glaube, das war alles.«

»Ich danke Ihnen für Ihren Mut, mir dies anzuvertrauen«, sagte Borey. »Ich werde Ihre Behauptungen einer Überprüfung unterziehen. Trotzdem würde ich gern wissen, weshalb Sie all die Jahre geschwiegen haben.« Skepsis lag in Boreys Stimme.

Vilonor kehrte mit dem Fuß einige der Scherben auf dem Fußboden hin und her. Er wirkte angespannt. »Ich war mir darüber bewusst, dass es niemals einen Weg geben würde, meine Aussage zu beweisen. Immerhin hatte das Kind doch offiziell weder einen Namen noch ein Magisches Mal. Zudem hat man gleich nach dem Unglück einen weiblichen Säugling als Erben präsentiert. Ich wollte den neuen König doch nicht gleich mit einer Bloßstellung begrüßen. Deshalb habe ich geschwiegen.«

Borey nickte, trug jedoch weiterhin eine verärgerte Miene zur Schau. »Ich habe Verständnis für Ihre Gründe, dennoch bin ich nach wie vor der Meinung, Sie hätten nicht so lange schweigen dürfen. Wie dem auch sei, ich werde den König davon in Kenntnis setzen, sobald er von seinem Jagdausflug zurück ist.«

Gerade, als er sich zum Gehen abwandte, sagte Vilonor: »Mir ist doch noch etwas eingefallen, das von Bedeutung sein könnte.« Er machte eine Pause. »Ich habe damals einen kurzen

Blick auf die gefälschten Papiere werfen können.«

Borey hielt in seiner Bewegung inne, zog eine Augenbraue hoch und warf Vilonor einen erwartungsvollen Blick zu. »So?«

Der Kammerdiener senkte die Stimme zu einem Flüstern. Jonneth presste sein Ohr dichter an den Türspalt, um kein Wort zu verpassen. Vilonor hatte tatsächlich etwas zu berichten, das Jonneth' Laune sichtlich aufhellte. Vielleicht gab es doch noch eine Lösung für das Problem der Venells …

*

»Tischst du mir schon wieder ein Märchen auf?«

Der kalte Ausdruck in Jahams Augen jagte Jonneth einen Schauder über den Rücken. Er hätte sich nach all den Jahren längst daran gewöhnen müssen, doch noch immer schaffte es sein Vater, ihm Angst einzujagen.

»Ich erzähle keine Märchen!« Wieder einmal brandete eine Woge aus Zorn über Jonneth hinweg. Er musste ein hohes Maß an Selbstbeherrschung aufbringen, um den Teller mit heißer Rinderbrühe, der vor ihm auf dem Tisch stand, nicht gegen eine Wand zu werfen. Seine Mutter Annah beäugte ihn von der anderen Seite der Tafel aus mit kritischen Blicken, doch sie schwieg. Sie schwieg immer, wenn Jaham und er aneinandergerieten. Kluge Frau.

Jaham griff nach einem Brotkanten, zog das Butterfass heran und stippte die knusprige Kruste hinein. Er nahm einen großen Bissen und kaute gemächlich, anstatt etwas zu erwidern. Jonneth hasste es, wenn sein Vater ihn mit Desinteresse strafte. Seit der König Elane enterbt hatte, ignorierte Jaham ihn demonstrativ.

»Glaub es oder nicht«, sagte Jonneth und kratzte mit dem Griff seines Löffels so hart über die Tischplatte, dass eine Kerbe im Holz verblieb. »Ich bin der Meinung, man sollte verhindern, dass der Neffe des Königs gefunden wird. Und nach dem, was dieser Diener berichtet hat, ist es nur eine Frage der Zeit, bis Cyles auftaucht.«

Jaham, wie jeden Abend tadellos gekleidet und rasiert, verdrehte die Augen. »Du willst mir also weismachen, ein Kammerdiener wisse, dass der leibliche Neffe des Königs mit gefälschten Papieren unterwegs ist und in Budford lebt. Selbst, wenn es so wäre, was haben wir davon?«

Er stieß ein tiefes Knurren aus. »Wenn Adoran erfährt, wie sich sein Neffe jetzt nennt, wird er ihn schnell finden. Unsere Chance auf den Thron wäre damit ein für alle Mal dahin. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätten wir den umständlichen Weg mit der Hochzeit nicht erst eingeschlagen.«

»Aber Jonneth, ich wusste gar nicht, dass du so wild darauf bist, König zu werden.« Jaham lächelte bitterböse. »Ich habe dich immer für einen verweichlichten Feigling gehalten, den seine Mutter zu einem Drückeberger erzogen hat. Anscheinend gibt es doch noch Disziplin und Ehrgeiz in dir.«

Obwohl Jonneth sich hätte beleidigt fühlen müssen, schmeichelten die Worte seines Vaters auf eine seltsame Art und Weise. War er wirklich schon so tief gesunken, für ein wenig Anerkennung über Leichen zu gehen? Es stimmte, er war nie wild auf die Königswürde gewesen, doch sein Vater würde ihn dann respektieren müssen, anstatt ihm ständig Vorhaltungen zu machen, wie fehlerhaft er war.

»Wo ist die Göre überhaupt?«, riss Jaham ihn aus seinen Gedanken.

»Ich habe Elane in ihr Zimmer gesperrt. Dummerweise hat sie

alles mitgehört, was dieser Vilonor erzählt hat.«

Jaham machte eine abwertende Handbewegung. »Und was soll ich deiner Meinung nach jetzt tun? Wenn deine Geschichte wahr ist, hat Borey es sicher längst dem König erzählt. Es ist zu spät.« Jaham biss erneut in das Stück Brot. Als er fortfuhr, waren seine Worte kaum zu verstehen, denn er sprach mit vollem Mund. Jonneth hätte für dieses schlechte Benehmen einen Schlag auf den Hinterkopf bekommen. »Und wenn es König Adoran erst weiß, weiß es bald die ganze Stadt.« Er schluckte den Bissen hinunter.

»Borey kann dem König noch nichts erzählt haben«, zischte Jonneth. »Adoran befindet sich auf einem Jagdausflug. Wenn wir verhindern, dass Borey oder Vilonor den Mund aufmachen, gibt er die Suche nach seinem Neffen vielleicht bald auf. Dann setzt er Elane vielleicht doch wieder als Erbin ein. Der Thron muss vom Namen Durvin gesäubert werden.«

Annah schnappte geräuschvoll nach Luft, sagte jedoch nichts. Jaham lehnte sich im Stuhl zurück, verschränkte die Arme vor der Brust und verfiel in Schweigen, als müsste er angestrengt nachdenken. Als er endlich wieder das Wort erhob, hatten Jonneth und seine Mutter ihre Suppenteller bereits geleert.

»Adoran wird die Enterbung nicht rückgängig machen. Diese Blöße wird er sich nie geben. Aber dein Gerede ist dennoch nicht so dumm wie sonst.« Ein hämisches Grinsen breitete sich auf Jahams Gesicht aus. »Allerdings denkst du noch immer zu umständlich. Wir könnten die Enterbung Elanes vielleicht sogar zu unserem Vorteil nutzen.« Er verengte die Augen zu Schlitzen und stieß ein boshaftes Lachen aus. »Nehmen wir an, Borey und Vilonor schweigen, Cyles wird nie gefunden und Adoran verliert durch ein furchtbares Missgeschick sein Leben, dann wäre ich als sein Cousin in jedem Fall der Nächste in der

Erbfolge, da Elane nicht mehr infrage käme. Der Thron würde mir gehören.«

»Aber Jaham! Das kannst du doch nicht ernsthaft in Erwägung ziehen«, sagte Annah.

Jaham hob die Hand, als wollte er sie schlagen. Sie wich zurück. »Ich habe dir schon hundert Mal gesagt, dass du dein Maul halten sollst, wenn ich mich unterhalte.« Er schlug mit der Faust so fest auf den Tisch, dass das Geschirr klapperte.

Annah winselte, doch Jonneth ignorierte es. Sein Vater hatte seine Neugier geschürt. »Und was genau sollen wir jetzt tun?«

Jaham setzte zu einer Antwort an, doch die Tür zum Speisezimmer schwang auf. Einer der Hausangestellten schob einen Servierwagen hindurch, räumte die leeren Suppenteller und das Brot ab und platzierte große Tabletts mit dem Hauptgang auf dem Tisch. Es gab Wildbraten mit Preiselbeersoße. Der Duft stieg Jonneth in die Nase, doch er fühlte sich viel zu nervös, um ans Essen zu denken. Erst als der Diener die Tür hinter sich schloss, ergriff Jaham das Wort.

»Ich bin mir noch nicht sicher, was wir genau tun können. Aber ein ähnlicher Plan schwirrt mir schon seit Jahren im Kopf herum. Als man Elane schließlich an dich versprochen hat, habe ich ihn begraben. Immerhin wärest dann zumindest du früher oder später König geworden.« Jaham griff nach der Fleischgabel und nahm sich ein dickes Stück von der Servierplatte. Annah würdigte dem Hauptgang indes keines Blickes. Sie starrte auf die Tischplatte und schniefte.

»Wie dem auch sei, ich denke, es ist an der Zeit, den alten Plan aufleben zu lassen«, fuhr Jaham fort. »Du hast mich auf eine Idee gebracht, mein Sohn.« Er lächelte kühl.

# Neun

## Ein unerwartetes Angebot

Er war frei. Endlich. Er durfte tun, wonach ihm der Sinn stand, zum ersten Mal seit Jahren. Niemand würde ihn wegen Missachtung irgendeiner sinnlosen Regel bestrafen. Ha! Ein wunderbarer Gedanke. Er fühlte sich unendlich befreit, wieder Herr über sein Schicksal zu sein.

Kjoren sog die frische Morgenluft tief in seine Lungen. Die weiten Graslande im Südosten von Lyn waren zwar nicht mehr so wild und unberührt, wie sie es noch vor wenigen Jahren gewesen waren, doch noch immer lag der vertraute Geruch von feuchter Erde und blühenden Wildblumen in der Luft. Die Gräser wiegten sich im Wind, schwer von ihren Samen.

Kjoren zurrte den Rucksack fester und setzte seinen Weg fort. So nahe der Küste blies ihm der Wind unerbittlich um die Ohren. Er konnte es kaum erwarten, in die schützenden Gassen eines Dorfes zu gelangen. Seine Haare hingen verfilzt und strähnig wie bei einem Penner hinab und die Haut juckte ausgetrocknet von dem ewigen Sturm, der stets um Yel tobte. Aber er war endlich frei, und das war alles, was zählte.

Doch die Freiheit hatte ihren Preis. Kjoren würde sich einen Platz in der Welt fern der Kaserne von Valana erkämpfen, dabei musste er jedoch stets auf der Hut sein, denn ihn erwartete die Todesstrafe, sollte sein Regiment ihn je ergreifen. Alles hatte seine Schattenseiten, und das immerwährende Versteckspiel war nur eine von ihnen. Es bestand ebenso die reelle Chance, zu verhungern, Räubern zum Opfer zu fallen, oder als Dieb in der Gosse zu enden. So ungezwungen sein Leben nun auch

sein würde, so gefährlich war es auch. Außerdem musste er dringend seinen Vater warnen. Durch seine Flucht hatte Kjoren ihn mit ins Verderben gezogen. Damit würde sein alter Herr leben müssen, immerhin verbüßte er die Strafe, die seinem Vater seinerzeit auferlegt worden war. Er hatte sich verpflichtet, mindestens zehn Jahre als Soldat für die Valanen zu kämpfen. Kjoren nahm sich vor, seinem Vater Svorolf einen Brief zu schreiben, wenn er die nächste Siedlung mit einer Poststelle erreichte. Er musste so schnell wie möglich sein Heimatdorf verlassen.

Der laue Morgenwind erwärmte seine müden Glieder, aber er machte sich nichts vor, die ersten Vorboten des Herbstes waren allgegenwärtig. Nicht nur stürmisches Regenwetter, sondern auch die fallenden Temperaturen machten die Reise vor allem in den Nächten zu einer Zerreißprobe. Der feuchte Boden dampfte in der Morgensonne. Trotz der Wärme schlug Kjoren den Kragen seines Hemds nach oben. Besser, wenn ihn niemand sofort als Firune identifizierte. Das Halsband aus Bluteisen, das magiekundige Valanen mit einem Zauber getränkt hatten, und das seine Firunenmagie unterdrückte, kennzeichnete ihn unmissverständlich als einen der »unterworfenen Wilden«. So bezeichneten die Valanen diejenigen seiner Art, denen man die Zivilisation vor vielen Jahren aufgezwungen hatte. Kjoren war schon in eine solche Gesellschaft hineingeboren worden, er kannte es nicht anders. Sein Vater jedoch schämte sich bis heute dafür, ein Halsband tragen zu müssen. Immer schon hatte er sich dagegen gewehrt. Doch das hätte er lieber bleiben lassen, denn seine Verstöße gegen das Valanengesetz hatten Kjoren überhaupt erst in diese missliche Situation gebracht.

Je weiter er auf der Straße nach Süden vorankam, desto reger wuselte der Verkehr. Karren, Reiter, Kutschen, Eselskarawanen

oder Familien, die zu Fuß gingen, tummelten sich auf dem festgetretenen Schotterweg, der Valana mit Budford verband. Auch die Besiedlung nahm zu. Einfache, ohne Liebe zum Detail gezimmerte Holzhütten, Baumwollfelder und Schafweiden säumten die Straße nun zu beiden Seiten. Kjoren zählte ebenso viele Valanen wie Firunen. Die Gegend um Budford sowie die Stadt selbst war bekannt dafür, dass beide Rassen hier Seite an Seite lebten. Aber nicht nur dieser Umstand trieb Kjoren hierher, sondern auch das Wissen um eine Anlegestelle für Luftschiffe. Eines der drei Schiffe verkehrte regelmäßig zwischen Budford und Derris, seiner Heimatstadt. Kjoren hegte den Wunsch, genügend Geld anzusparen, um sich eine Überfahrt kaufen zu können. Für einen langen Zeitraum war er nicht mehr in Ona, dem südlichsten Kontinent von Yel, gewesen. Er vermisste die dichten Urwälder und die mannigfaltigen Gerüche seiner Heimat. Der Kontinent war erst vor knapp dreißig Jahren von den Valanen erschlossen worden und zählte somit zu einer ihrer jüngeren Eroberungen. Vermutlich sah es dort mittlerweile auch nicht mehr so aus, wie Kjoren es in Erinnerung behalten hatte. Er seufzte. Es war eine Schande, dass die Valanen jedes wilde Stück Land unterwarfen und zerstörten. Die Kontinente Ean und Eld waren die letzten Refugien für Firunen, die noch ihrer Traditionen frönen wollten. Doch selbst dort drang man immer weiter in ihre Dörfer ein, wie Kjoren erst kürzlich auf seiner letzten Mission als Soldat hatte feststellen müssen.

Als die Sonne bereits hoch am Himmel stand, erreichte Kjoren die ersten Ausläufer von Budford, eine kleine Siedlung, bestehend aus einer ungeordneten Ansammlung von Hütten und wenigen Backsteinhäusern.

Handkarren, Pferde und Fußgänger verkehrten in den engen Gassen. Es gab einen Brunnen, um den reges Getriebe

herrschte, doch anscheinend kein Abwassersystem. Dementsprechend abstoßend stank es. Kinder mit dreckverkrusteten Gesichtern, die zwischen freilaufenden Hühnern spielten, schienen gegen den Geruch immun zu sein. Kjoren rümpfte die Nase. Je weiter er der Hauptstraße, die sich mitten durch die Siedlung schlängelte, folgte, desto ordentlicher und aufgeräumter wirkten Häuser und Gassen. In diesem Viertel wohnten ausschließlich Valanen, denn Firunen gelangten nur selten an die finanziellen Mittel, um sich massive Steinhäuser mit gepflegten Gärten leisten zu können. Auch wenn sich Kjoren unwohl fühlte, glaubte er doch, hier eher an eine Arbeit zu gelangen als im Armenviertel. Und er brauchte dringend Geld, nicht nur für die Überfahrt nach Derris, sondern auch zum Überleben, denn sein Geldbeutel litt an chronischer Unterfüllung.

Kjoren schluckte seine Bedenken hinunter. Bis auf die Jacke fiel die recht unauffällige Armeekleidung kaum auf, wenn man sich nicht auskannte. Also machte er sich auf die Suche nach einem Betrieb, der eine ungelernte Arbeitskraft einstellen würde. Er war nie bei einem Meister in die Lehre gegangen, denn seit seinem siebzehnten Lebensjahr hatte er sein Leben in die Hände von Offizieren gelegt. Dennoch hielt sich Kjoren nicht für ungeschickt, er konnte hart zupacken und auf den Kopf gefallen war er auch nicht.

Er sah sich um. Ihm gefiel die Siedlung nicht, aber der Gedanke, auf der Suche nach Arbeit bis nach Budford weiterzuziehen, gefiel ihm noch weniger. Je größer die Stadt, desto mehr Valanen. Und je mehr Valanen, desto wahrscheinlicher, dass jemand ihn als Deserteur entlarvte. Zudem trug er noch immer den Soldatenrucksack und die Uniformjacke bei sich, verräterische Dinge, auf die er leider nicht verzichten konnte.

Kjoren beschleunigte seine Schritte und bog in eine Gasse ein, aus der das metallische Geräusch von Hammerschlägen auf einen Amboss dröhnte. Er duckte sich unter Wäsche hindurch, die zwischen den Häuserwänden auf gespannten Leinen zum Trocknen hing. Der schmale Weg machte nicht den Eindruck, als gäbe es hier eine Schmiede, doch die Hammerschläge wurden stetig lauter. Kjoren hätte den Eingang der Werkstatt beinahe übersehen, denn er war nicht mehr als ein Loch in der Häuserwand, vor das man einen Vorhang gespannt hatte. Nicht einmal ein Schild wies darauf hin, dass es sich um den Eingang einer Schmiede handelte.

Er schob den Vorhang beiseite und steckte den Kopf in den dahinter liegenden Raum. Hitze schlug ihm entgegen. Er sah kaum etwas, lediglich eine kleine Lampe baumelte von der Decke und im hinteren Teil des Raumes glimmten Kohlen in einer Feuerstelle. Ein Mann bearbeitete ein glühendes Hufeisen mit einem Hammer auf dem in der Mitte des Raumes stehenden Amboss. Als das Tageslicht durch den beiseite gezogenen Vorhang fiel, hielt er in der Bewegung inne und hob den Kopf. Sein dichtes dunkles Haar klebte an seiner Stirn.

Kjoren räusperte sich. »Entschuldigen Sie die Störung. Ich hörte die Hammerschläge und hatte gehofft, hier eine Schmiede vorzufinden.«

Der Mann nickte, bedeutete Kjoren mit einer Geste, einen Moment zu warten und bearbeitete das Hufeisen, bevor es erkaltete. Er hob es mit einer Zange vor sein Gesicht und betrachtete sein Werk mit einem zufriedenen Lächeln. »So müsste es passen«, knurrte er. »Das Eisen war der alten Shelly zu breit.« Abermals hob er den Kopf. »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

Kjoren machte einen Schritt nach vorn über die Türschwelle.

Der Valane musterte ihn von oben bis unten. Er gab sich Mühe, ruhig und gefasst aufzutreten. »Ja, vielleicht können Sie das. Ich bin auf der Suche nach Arbeit. Mein Name ist … Leroy.« Es war der einzige valanische Name, der ihm spontan einfiel. Hätte er dem Schmied seinen wahren Namen genannt, hätte dieser nicht nur sofort über seine Abstammung Bescheid gewusst, sondern ihn womöglich sogar verpfiffen. Vermutlich fahndete man bereits nach einem Mann mit dem Namen Kjoren. Er bezweifelte zwar, dass sich der Befehl schon bis in die Provinz herumgesprochen hatte, doch er ging lieber auf Nummer sicher.

Der Mann lachte tief und dröhnend. »Arbeit? In Feddys? Hier haben wir kaum selbst genug zu fressen. Die meisten Valanen fahren nach Budford, um dort zu arbeiten und ihre Einkäufe zu erledigen. Ich betreibe die Schmiede überwiegend privat. Ich kann Ihnen keine Arbeit anbieten.«

Kjoren nickte nicht übermäßig enttäuscht, er hatte mit einer solchen Antwort gerechnet. Er wollte um jeden Preis vermeiden, in Budford nach Arbeit zu suchen, denn dort stieg die Gefahr, gefangen genommen zu werden. Aber was, wenn ihm nichts anderes übrig blieb?

»Ich danke Ihnen für Ihre Zeit«, sagte Kjoren. »Wie weit ist es noch bis nach Budford? Ich bin seit Tagen unterwegs und hatte gehofft, endlich ein Dach über dem Kopf und Arbeit zu finden.«

Der Valane wischte sich die dreckverschmierten Hände an der Schürze ab. »Budford ist noch mindestens einen Tagesritt von hier entfernt. Vorausgesetzt, Sie haben ein kräftiges und schnelles Pferd.«

Einen Tagesritt? Zu Fuß würde er mindestens drei Mal so lange brauchen.

Der Schmied schien seine Überraschung zu bemerken, denn er fügte an: »Wenn Sie dem Bach folgen, der direkt in den

Abgrund mündet, erreichen Sie eine Pferdevermietung. Der Besitzer heißt Mort. Er hat keine prächtigen Schlachtrösser, überwiegend Zugpferde. Wenn Sie ein Pferd mieten wollen, sagen Sie ihm, Riley schickt Sie.«

»Wird er mir dann einen besseren oder einen schlechteren Preis machen?«

»Keine Ahnung, aber dann weiß er, dass er mir einen Gefallen schuldet.« Riley grinste breit und offenbarte eine Zahnlücke. Kjoren verabschiedete sich und machte sich auf, den Bach zu finden, von dem Riley gesprochen hatte. Auf seinem Weg durch die Gassen zerbrach sich Kjoren den Kopf, wie er je lebend in Budford ankommen sollte. Seine Nahrungsvorräte reichten nur noch für einen Tag. Zu Fuß würde er Budford ewig nicht erreichen, weil er sich zu müde und erschöpft fühlte, um noch weitere drei Tage lang zu marschieren. Und ein Pferd mieten … ausgeschlossen, die wenigen Münzen, die er sich mühsam vom Mund abgespart hatte, würden mitnichten reichen, egal, wie niedrig der Preis auch sein mochte. Außerdem hatte er sich vorgenommen, die Stadtgrenze von Budford erst zu passieren, wenn er das Geld für die Überfahrt nach Derris zusammengespart hatte. Aber wie es aussah, blieb ihm nichts anderes übrig, als weiter zu ziehen, wenn er Geld verdienen wollte.

Vermaledeite Zwickmühle!

Kjoren entschied, sich erst einmal die Pferde anzusehen, bevor er sich Gedanken über das Geldproblem machte. Es war nicht verwunderlich, dass er den Bach erst nach dreimaligem Nachfragen fand, denn dieses Rinnsal als Bach zu bezeichnen, grenzte an Hohn. Das Wasser verströmte einen penetranten Geruch nach Verwesung und Unrat. Durch den Mund atmend folgte Kjoren dem Lauf, dennoch drehte sich ihm der Magen um.

Die Pferdevermietung war indes nicht zu übersehen. Schon von Weitem sah er die Gäule, die entlang eines Zauns hübsch aufgereiht neben der Straße angebunden standen und darauf warteten, dass jemand sie von ihrem Schicksal erlöste. Viele Pferde sahen abgearbeitet aus, die meisten waren Zugpferde oder Ackergäule für schwere Feldarbeit. Die Tiere ließen die Köpfe hängen, nur wenige stellten die Ohren auf, als Kjoren an ihnen vorüber zu dem kleinen Bretterverschlag ging, der auf einem schroffen Felsen am Abgrund thronte. Jemand hatte ein Schild über die Tür genagelt. Morts Pferdevermietung stand mit schwarzer Farbe darauf geschrieben.

Der Abgrund war ein gefährlicher Ort, um dort ein Haus zu bauen. Die meisten Leute vermieden es, zu nahe an die Kante zu gelangen. Sie hatten wohl schlicht Angst, hinunterzufallen. Kjoren konnte es ihnen nicht verübeln. Schon oft waren Valanen abgestürzt. Und nicht nur sie. Seit die Pflicht für Firunen bestand, die fürchterlichen Halsbänder zu tragen, die ihnen die Flugfähigkeit raubten, kamen auch sie des Öfteren durch einen Sturz zu Tode. Eine Schande!

Kjoren hatte seinen Fuß noch nicht auf die unterste Stufe der zur Tür führenden Treppe gesetzt, da tauchte hinter dem Fenster der Hütte – es war nicht mehr als ein Loch in der Bretterwand mit einem Stück Segeltuch davor – das Gesicht eines Mannes im Spalt zwischen dem Stoff und dem Fensterrahmen auf. Kurz darauf öffnete sich die Tür und der Mann kam strahlend und mit ausgebreiteten Armen die Treppe herunter. Kjoren wich angesichts der extrovertierten Art einen Schritt zurück. Er hatte schon befürchtet, der hochgewachsene Valane mit dem dichten krausen Haar wollte ihn umarmen, doch er nahm die Hände wieder hinunter. Ein wabbeliger Bauch hing über dem Gürtel und er sah ihn aus kleinen Augen interessiert an. Auf Kjoren wirkte er wie ein Clown.

»Willkommen bei Morts Pferdevermietung! Sie suchen ein Kutschpferd? Ein Pferd für Ihren Pflug? Sehen Sie sich nur um, hier bleiben keine Wünsche offen.«

Der Text klang merkwürdig auswendig gelernt, als hätte er ihn schon zig Mal heruntergebetet. Kjoren griff in seine Hosentasche und wurde sich wieder einmal schmerzlich bewusst, wie wenig Geld er besaß.

»Ich brauche bloß ein Pferd, mit dem ich nach Budford gelangen kann. Ich nehme sogar einen Esel. Das Billigste, das Sie mir anbieten können.«

Mort zog die Stirn kraus. Er musterte Kjoren von oben bis unten. Wenn er Verdacht schöpfte, dass Kjoren ein fahnenflüchtiger Soldat war, ließ er es sich jedenfalls nicht anmerken.

»Soso, Sie sind also einer von der geizigen Sorte.«

»Ich bin momentan nur knapp bei Kasse.«

Mort knurrte und führte Kjoren durch die Reihe der angepflockten Pferde. Er steuerte zielstrebig auf einen struppigen sandfarbenen Wallach zu, der betreten den Kopf hängen ließ. »Das ist Cliff. Den wollte ich eigentlich schon an einen Schlachter verkaufen. Aber ich dachte mir, es fragen so oft Leute nach billigen Pferden, dass ich ihn noch ein paar Mal kurze Strecken laufen lasse. Bis nach Budford schafft er es in jedem Fall.«

Kjoren betrachtete das arme Tier, das nicht den Eindruck erweckte, als hätte es noch viel Freude am Leben. Es war stämmig und recht groß, vermutlich ein Kutschpferd. Warum erzählte Mort ihm das? Weil er das Monopol besaß und man eh bei ihm kaufen musste?

»Wie teuer ist der Gaul pro Tag?« Kjoren machte eine kurze Pause und strich sich verlegen durch das verfilzte Haar. »Es

gibt leider ein kleines Problem. Ich könnte ihn nicht zurückbringen. Ich beabsichtige, in Budford zu bleiben.«

Mort lachte und hielt sich den dicken Bauch. »Machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Unser Mietstall hat seine Hauptstelle in Budford, dies ist doch nur eine kleine Zweigstelle. Oder glauben Sie, ich könnte all die Tiere mit den Einnahmen, die hier in die Kasse fließen, versorgen? Hier kommt selten jemand vorbei, der ein Pferd mieten will. Die meisten sind in umgekehrter Richtung unterwegs und geben die Tiere hier wieder ab. Einer meiner Stalljungen bringt die Pferde wieder nach Budford zurück. Das ist im Preis inbegriffen.«

Kjoren atmete erleichtert auf. Zumindest das Problem wäre geklärt. Blieb nur noch die Frage nach dem Geld …

»Sie haben mir noch nicht gesagt, was Cliff kosten soll, vorausgesetzt, ich schaffe es, ihn innerhalb eines Tages in Budford abzugeben.« Kjoren bemühte sich, ehrlich interessiert zu klingen, dabei war er sich beinahe sicher, keinen Preis, und sei er noch so gering, bezahlen zu können.

Mort antwortete nicht sofort, als müsste er zunächst darüber nachdenken, was er für den alten Klepper haben wollte. Kjoren hoffte, dass das Tier die Reise überhaupt überleben würde. Aber alles war besser, als noch drei weitere Tage zu Fuß unterwegs zu sein.

»Sieben Taler«, sagte Mort schließlich.

Es dauerte einige Augenblicke, ehe die Bedeutung der Worte sich einen Weg in Kjorens Gehirn gesucht hatte. »Sieben Taler? Ich wollte Cliff nicht kaufen! So viel habe ich nicht. Tut mir leid, wenn ich Ihre Zeit verschwendet habe.« Kjoren wandte sich ab und entfernte sich, doch schon einen Herzschlag später spürte er die Berührung einer Hand auf seiner Schulter.

»Ach, kommen Sie. Sie können nicht gehen, ohne mir ein

Gegenangebot zu machen. Vielleicht einigen wir uns noch.«

Kjoren trug gerade einmal zwei Taler und zwanzig Groschen bei sich, und einiges davon würde er noch benötigen, um seine Vorräte aufzufrischen. Den Luxus eines überteuerten Pferdes konnte er sich nun wahrlich nicht leisten. Er dachte kurz darüber nach, ob er den Namen des Schmieds nennen sollte, um einen besseren Preis zu erzielen, entschied sich jedoch dagegen. Irgendetwas im Blick des Schmieds hatte ihm verraten, dass die beiden kein gutes Verhältnis zueinander pflegten.

Kjoren schämte sich, Mort ein Angebot zu machen, das in seinem Budget lag, deshalb sagte er: »Nein, ich kann das definitiv nicht bezahlen. Ich wünsche Ihnen einen schönen Tag.« Er wandte sich abermals ab, doch Mort gab nicht nach.

»Bitte, ich höre mir Ihr Angebot gern an.«

Kjoren seufzte und klimperte mit den Münzen in seiner Hosentasche. »Ich kann Ihnen maximal zwei Taler geben.«

»Zwei Taler? Sie sind aber ein knallharter Geschäftsmann.«

»Ich bin kein Geschäftsmann, sondern …« Kjoren hätte beinahe Soldat gesagt. Er konnte es sich weder leisten, seine Fahnenflucht durch ein unbedachtes Wort zuzugeben, noch entsprach es der Wahrheit. In seinem Herzen war er nie ein Soldat gewesen. »Ich habe einfach nicht mehr Geld. Und jetzt lassen Sie mich gehen. Wenn ich den Marsch morgen zu Fuß zurücklegen will, muss ich ausgeruht sein.« Bitterkeit und Enttäuschung lagen in seiner Stimme, sie ließen sich nicht so gut unterdrücken, wie er vorgehabt hatte.

»Kommen Sie morgen früh zurück. Ich will es mit meiner Frau Kelly besprechen, wenn sie heute Abend heimkehrt.« Mort grinste ihn an. Wahrscheinlich schrieb die Zweigstelle der Pferdevermietung seit Längerem rote Zahlen. Anders konnte sich Kjoren sein Einlenken nicht erklären. Er versicherte Mort,

am Morgen herzukommen und verabschiedete sich.

Nachdem Kjoren an mehrere Türen geklopft und sich mindestens zwanzig Abfuhren eingefahren hatte, fand er am Ende ein Nachtlager bei einer Firunenfamilie im ärmeren Stadtteil von Feddys. Die Gasthäuser verlangten allesamt zu viel für seinen schmalen Geldbeutel, davon hatte er sich gleich zu Anfang überzeugt. Er musste sich sein Geld einteilen. Das Bett, das ihm die Familie für die Nacht zur Verfügung stellte, war nicht einmal ein richtiges Bett, sondern ein Haufen Stroh in einem Stall, über das sie eine Decke geworfen hatten. Wenigstens verlangten sie von ihm keine Bezahlung, lediglich den Hühnerstall musste er ausmisten. Kjoren empfand den Handel als äußerst fair. Ihm wäre jede Arbeit recht gewesen, um seinen dürftigen Vorrat an Geldmünzen zu schonen, aber dennoch wollte er gut schlafen. Allein der Gedanke, dass er den Rest des Weges nach Budford bequem zu Pferd zurücklegen würde – sofern sich Mort zu einem Geschäft herabließ – ließ ihn das unkomfortable Bett im Stroh schnell vergessen. Nach getaner Arbeit sank Kjoren sogleich in einen tiefen Erschöpfungsschlaf.

Als er die Augen aufschlug, wusste er, dass er verschlafen hatte. Niemand hatte ihn geweckt. Er war es gewohnt, jeden Morgen von der Trommel zum Morgenappell aus dem Schlaf gerissen zu werden. Und auch während der letzten Woche, als er seine nächtlichen Ruhelager vornehmlich unter freiem Himmel gefunden hatte, war er immer früh aufgewacht, lange bevor die ersten Sonnenstrahlen das Land kitzelten. Doch sein Lager im Stroh war weicher als es aussah, und durch die schmalen Ritze zwischen den Brettern der Scheune fiel nur wenig Licht, das ihm hätte vermitteln können, dass es Zeit zum Aufstehen war. Als er die Tür zur Scheune aufstieß und verschlafen in die bereits hoch am Himmel stehende Sonne

blinzelte, schnaufte er wütend. Schlagartig fühlte sich Kjoren vollkommen wach. Er raffte übereilt seine wenigen Habseligkeiten zusammen und verließ den Hof der freundlichen Firunenfamilie, ohne sich von ihnen zu verabschieden. Das schlechte Gewissen nagte an ihm, aber er musste dringend zurück zur Pferdevermietung. Er wollte doch heute Abend schon in Budford sein.

Schon als Kjoren am Zaun vorüberhastete, bemerkte er, dass Cliff und ein paar andere Tiere nicht mehr an ihrem Platz standen. Die Reihe der Pferde wies einige Lücken auf. Er stürmte zu dem Bretterverschlag hinauf. Der Wind peitschte ihm um den Kopf und blies so stark von der Seite, dass sich Kjoren am Treppengeländer festkrallen musste, um nicht mitgerissen zu werden. Am Tag zuvor hatte der Sturm noch nicht so unerbittlich gewütet. Yels Wetter war launischer als ein altes Waschweib. Aber auch bei gutem Wetter wäre Kjoren nie auf die Idee gekommen, so nahe am Abgrund ein Haus zu bauen. Er bemühte sich, den Blick nicht nach unten zu richten, als er immer drei Stufen auf einmal nehmend die Treppe erklomm. Firunen waren von Natur aus schwindelfrei, die Angst vor der Höhe lag ihnen nicht im Blut, aber das würde ihm nichts nützen, wenn er hinunterstürzte. Er trug das verhasste Halsband, zudem war er nie zuvor geflogen, und wusste seine Magie nicht zu nutzen. Er schluckte seine Bedenken hinunter und hämmerte gegen Morts Tür. Es dauerte, ehe sie sich knarrend öffnete. Als Mort in Kjorens abgehetztes Gesicht blickte, biss er sich auf die Unterlippe, um sein Grinsen zu verbergen.

»Ach, Sie sind's. Ich dachte schon, Sie würden nicht wiederkommen.«

»Ich hatte noch Wichtiges zu erledigen«, presste Kjoren hervor. »Haben Sie es sich überlegt? Würden Sie mir Cliff für

einen Tag überlassen?« Kjoren wusste, dass er unhöflich klang, doch das war ihm egal. Er würde Mort ohnehin nie wiedersehen.

Mort trat aus der Tür heraus auf die Treppe. Er hielt sich am Geländer fest und erhob die Stimme, um das Heulen des Windes zu übertönen. »Es tut mir leid, aber meine Frau hat Cliff heute Morgen mitgenommen. Sie kam gestern Abend spät aus Budford und berichtete, dass sie ihn und einige unserer älteren Tiere zu einem unschlagbaren Preis an einen Schlachthof verkauft hätte. Da konnte ich nicht Nein sagen. Sie musste sehr früh aufbrechen, der Termin, Sie verstehen?« Er kratzte sich am Kopf. »Aber vielleicht überlegen Sie es sich und mieten eines unserer besseren Tiere?«

Kjoren knurrte. Die Enttäuschung stieg wie eine heiße Blase in ihm auf und platzte jäh. »Nein danke, ich möchte nicht wissen, welchen Preis Sie für die verlangen. Vermutlich könnte ich davon ein ganzes Jahr lang einen privaten Kutscher bezahlen.« Er machte auf dem Absatz kehrt, eine Hand am Geländer, die andere in der Hosentasche zur Faust geballt. Hinter ihm meckerte Mort und über Kjorens Unhöflichkeit, dann fiel die Tür lautstark ins Schloss. Kjoren kochte vor Wut, obwohl den Pferdehändler keine Schuld an seiner Misere traf, das wusste er. Trotzdem ärgerte er sich maßlos über sein Unglück.

Er kaufte bei einem Straßenverkäufer ein nicht näher definierbares frittiertes Gebäckstück. Es war ihm egal, was er sich in den Mund steckte, denn sein knurrender Magen ließ sich nicht länger ignorieren. Hungrig schlang er die faustgroße und in Zucker gewälzte Teigkugel hinunter und eilte schnellen Schrittes die Hauptstraße entlang nach Süden. Er wollte so schnell wie möglich dieses gottverdammte Dorf verlassen. Weitere drei Tage zu Fuß. Es war zum Verrücktwerden.

Kjoren folgte für mehrere Stunden der Uferstraße. Der Wind blies mit unverminderter Kraft. Verkrüppelte Bäume wuchsen nahe am Abgrund zwischen den Felsspalten und boten dem anhaltenden Sturm tapfer die Stirn. Doch der Wind hatte ihre verkümmerten Äste zu bizarren Gebilden geformt. Ihre Blätter waren klein und eher beige als grün. Den wohltuenden Anblick einer blühenden Wiese suchte man in dieser Gegend vergebens. Nur trockenes Moos und niedriges Gras wagten es, die Köpfchen aus dem Boden zu recken.

Die geebnete und begradigte Sandstraße, die Budford mit Valana verband, wirkte wie ein Fremdkörper. Sie schien sich wie Säure in den steinigen Untergrund geätzt zu haben. Es war eine von Valanen geschaffene künstliche Notwendigkeit, die auch nach vielen Jahrzehnten ihrer Herrschaft noch unnatürlich und keinesfalls in die Landschaft integriert zu sein schien. Die hohen Häuser und planierten Straßen der Valanen gehörten nicht hierher. Sie wucherten wie ein Geschwür, das das Land äußerlich verunstaltete und innerlich verkümmern ließ.

Kjoren begegnete nur wenigen Reisenden, und wenn, dann grüßten sie nicht oder waren kurz angebunden. Der Staub, den die Karren und Pferde aufwirbelten, wurde vom stetig blasenden Wind hinweggefegt. Der Verkehr auf den Straßen würde zunehmen, je näher er der Großstadt kam. Momentan glich die Umgebung bloß einem öden Stück Land, das außer der Straße noch keine Anzeichen von Besiedlung aufwies. Er war an keinem Dorf vorbeigekommen und gegen Mittag knurrte sein Magen so laut, dass er missmutig etwas von dem Dauerbrot aß, das er noch in seinem Marschgepäck fand.

Am frühen Nachmittag entdeckte er vor sich eine Kutsche, die sich nicht von der Stelle zu bewegen schien, weil sie keinen Staub aufwirbelte. Noch war sie zu weit entfernt, als dass Kjoren

erkennen konnte, weshalb das Gefährt unbeweglich mitten auf der Straße stand. Er vermutete, dass es aufgrund eines Achsbruchs oder eines ähnlichen Problems liegen geblieben war. Erst als er näher war, erkannte er, dass neben den Zugpferden noch drei andere Pferde an die Kutsche angebunden waren. Er verzog das Gesicht zu einer missmutigen Grimasse, denn eines der Tiere war eindeutig Cliff. Sie waren also nicht weit gekommen. Kjoren nahm sich fest vor, mit erhobenem Haupt am Kutschbock vorüberzuschreiten und den Kutscher keines Blickes zu würdigen. Er würde nicht einmal fragen, ob sie Hilfe benötigten, obwohl süße Rache und ein schlechtes Gewissen in seinem Inneren stritten.

Plötzlich gellte ein Knall wie ein Peitschenhieb durch die Luft. Kjoren blieb wie angewurzelt stehen. Zwei Männer sprangen aus der Kutsche, einer der beiden hielt einen Revolver empor. Kjoren erkannte die Gesichter der Männer nicht, denn sie hatten sich bunt gemusterte Tücher um Kopf und Hals geschlungen.

Räuber, schoss es Kjoren in den Kopf.

Eines der Zugpferde schrie vor Schreck auf. Es buckelte. Auch das andere Pferd tänzelte nervös, beide in unterschiedliche Richtungen, und brachten die Kutsche zum Wanken. Ein spitzer Schrei ertönte. Eine Frau! Die Diebe rannten von der Straße hinunter und verschwanden zwischen den Sträuchern im offenen Gelände. Ganz helle schienen die nicht zu sein, ohne eine Wache einen Überfall zu begehen. Die drei alten Gäule, die an die Kutsche gebunden waren, blieben auffällig ruhig. Vermutlich waren sie taub oder hatten in ihrem Leben schon die eine oder andere Schießerei miterlebt. Die hochbeinigen Zugtiere jedoch gedachten, sich in ihrer Panik loszureißen. Kjoren näherte sich schneller. Eine Frau und ein Mann versuchten vergeblich, die

wild gewordenen Pferde zu beruhigen. Kjoren lief zur Kutsche, unschlüssig, ob er sich einmischen sollte. Die Frau bekam die Zügel nicht zu fassen. Ihr langer blonder Zopf wirbelte wild umher. Ihr Begleiter kam von der anderen Seite ebenfalls nicht heran, da das zweite Zugpferd ihm mit seinem massigen Leib den Weg versperrte. Das Pferd stieg unvermittelt und sein Kopf prallte mit dem der Dame zusammen. Sie taumelte rückwärts und sank in die Knie. Das Pferd schlug mit den Hufen aus. Bevor es sie noch am Kopf traf, machte Kjoren einen Satz nach vorn und griff beherzt nach dem Zaumzeug. Ein Hufeisen prallte auf seine Schulter. Schmerz durchzuckte ihn, doch er bekam es zu fassen und brachte das wilde Pferd zum Stehen. Aus den geblähten Nüstern drang heißer dampfender Atem und die weit aufgerissenen Augen rollten umher, doch wenigstens stand es wieder mit allen vier Hufen auf dem Boden. Die blonde Frau erhob sich und warf Kjoren einen gleichermaßen überraschten wie dankbaren Blick zu. Der Mann nahm seine Begleiterin mit besorgtem Ausdruck in die Arme.

»Kelly, hast du dich verletzt? Beim barmherzigen Gott, das sieht aber böse aus!« Er deutete auf die Platzwunde, die der harte Pferdeschädel auf ihrem Kopf hinterlassen hatte.

»Lass gut sein, Gord. Es ist nicht schlimm. Wäre der fremde Retter nicht gewesen, hätte mich das Pferd zertrampelt.« Kelly ließ sich von Gord stützen und reichte Kjoren eine ihrer kleinen Hände. Zaghaft griff er danach und erwiderte den Händedruck.

»Sie sind wirklich ein Geschenk Gottes«, sagte sie. Ein Blutstropfen rann ihre Schläfe hinab, doch sie kümmerte sich nicht um die Wunde. Stattdessen lächelte sie Kjoren liebevoll an, ihre grünen Augen funkelten vor Dankbarkeit.

Kjoren war die Situation unangenehm. Er drückte Gord die Zügel in die Hand und wischte sich seine schweißnassen Finger

an der Hose ab. »Ist schon in Ordnung.«

»Nein, das ist es nicht«, sagte Gord. »Sie verdienen eine Belohnung. Die Räuber hätten uns töten können. Vermutlich waren sie wütend, dass sie nicht viel erbeutet haben. Außer den Postsendungen befindet sich in dieser Kutsche nämlich nichts Brauchbares.« Auch Gord hielt ihm die Hand entgegen. Widerwillig schlug Kjoren ein. Gord war um einiges kleiner als er, schlank, mit wettergegerbtem Gesicht. Trotz der Statur schien er kräftig zu sein. Muskeln spannten sich unter seinem Hemd.

»Was können wir Ihnen zum Dank anbieten?«, fragte Kelly.

Beinahe hätte Kjoren losgelacht. Er warf dem alten Klepper Cliff einen Seitenblick zu.

»Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich nach Budford mitnehmen könnten«, sagte Kjoren. Ihm entging nicht, dass Gords Blick an seinem Halsband haften blieb, doch der valanische Mann zeigte keinerlei Reaktion darauf.

»Nur eine Mitfahrgelegenheit? Das ist alles? Sie haben mir das Leben gerettet.« Kelly fischte in ihrer Rocktasche nach einem Taschentuch und tupfte sich das blutverschmierte Gesicht ab. »Gibt es sonst nichts, das wir für Sie tun könnten? Sie haben sich auch verletzt.«

Kjoren lächelte bitter. »Nicht der Rede wert. Nun ja, ich suche Arbeit in Budford. Nach etwas anderem verlangt es mich nicht.« Außer vielleicht nach Bargeld oder einer Überfahrt nach Ona. Doch das wäre eine unverschämte Forderung. »Vielleicht kennen Sie jemanden, bei dem ich es versuchen könnte?«

Kelly und Gord tauschten einen undeutbaren Blick. »Wir suchen noch nach jemandem, der in unseren Ställen arbeitet. Einer unserer Stallburschen ist ausgefallen. Den armen Kerl hat das Fieber dahingerafft.« Gord lächelte. »Wir führen eine gut

gehende Pferdevermietung. Es wäre körperlich anstrengend, aber Essen und Unterkunft sind inklusive. Dass Sie mit Pferden umgehen und beherzt zupacken können, haben Sie soeben bewiesen. Hätten Sie Interesse?«

Hatte der Valane ihm gerade tatsächlich Arbeit angeboten? »Und wenn ich ja sage?«, fragte er zögerlich. Nur Narren sprangen Hals über Kopf in unbekanntes Gewässer.

»Dann stelle ich Sie ein.« Gord grinste und offenbarte eine Reihe weißer Zähne. »Es ist schwer, jemanden zu finden, der schwere Arbeit machen möchte. Wie ist Ihr Name?«

»Leroy.« Inzwischen kam ihm der falsche Name rasch über die Lippen.

Sie besiegelten das Geschäft mit einem weiteren Händedruck. Nachdem Kelly sich von der Unversehrtheit ihrer Pferde überzeugt hatte, kletterte sie neben Gord auf den Kutschbock. »Steigen Sie ruhig in die Kutsche.«

»Nein danke, ich werde auf dem sandfarbenen Wallach reiten, den Sie im Schlepptau führen«, sagte Kjoren. Diesen Triumph wollte er sich gönnen.

# Zehn

## Ehre und Pflicht

Sein Körper brannte vor Schmerz. Bis zum heutigen Tag war sich Leroy nie über die Anzahl Muskeln in seinem Körper bewusst gewesen. Jeder einzelne schien ihn quälen zu wollen.

Er hatte sich immer für einen sportlichen Soldaten gehalten, doch jetzt wusste er, dass sein Training immer nur einseitig gewesen war. Allem voran bereiteten ihm Gesäß und Rücken Probleme. Sein letzter Ritt lag lange zurück, und damals war das Pferd kein so großes Schlachtross wie Rigo gewesen. Er war pechschwarz, hochbeinig und sein Rücken so breit, dass Leroy glaubte, er hätte die kurzen Beine eines Kleinkinds, das kaum die Steigbügel erreichte. Die Prozession zog seit dem Vormittag vom großen Friedhof in den Wäldern vor Valana zurück zum Palast, dessen goldene Zinnen er in der Ferne bereits über den Dächern der Häuser emporragen sah. Er ritt zwischen zwei Soldaten, die er noch nie gesehen hatte. Sie gehörten zum Regiment von Offizier Torren. Sie schwiegen, niemand in dem fast hundert Mann starken Tross sprach. Es war gespenstisch. Leroy ritt in der Mitte des Zuges, unmittelbar vor ihm fuhr die große geschlossene Kutsche, in der König Adoran und seine Frau Celesa saßen. Die zugezogenen Vorhänge an den Fenstern des Fahrgastraumes versperrten den Blick in dessen Inneres. Vor der Kutsche ritten weitere Soldaten auf ihren schwarzen Schlachtrössern, und davor gingen Fußsoldaten. Alle trugen zum Zeichen der Trauer schwarze Kleidung. Insgeheim wünschte Leroy, sie würden endlich das große Zelt erreichen, das man für das Totenmahl im

riesigen Schlosspark vorbereitet hatte. Die Schmerzen waren nun kaum noch zu ignorieren. Er war eben kein Kavallerist, sondern Fußsoldat. Weshalb man ihn aufgefordert hatte, die Prozession zu Pferde zu begleiten, blieb ihm ein Rätsel. Er war erst vor wenigen Tagen von der letzten Mission in den Grenzgebieten zurückgekehrt. Niemand anderem aus seinem Regiment war nach einer derart kurzen Erholungspause eine Aufgabe auferlegt worden, und erst recht keine wie diese. In den letzten beiden Tagen, seit man Leroy mitgeteilt hatte, er stehe als Kavallerist auf der Liste der Ehrengäste des Königs, hatte er sich den Kopf zerbrochen, ob es einem Irrtum oder seinen besonderen Leistungen zu verdanken war. Er entschied sich für die einzig logische Erklärung: Man hatte ihn verwechselt. Das Mitglied des Kronrats, das den Trauerzug organisiert hatte, musste sich geirrt haben. Was auch in Ordnung war, denn nun ritt er auf einem edlen Ross hinter der Kutsche des Königs und durfte an einem Festmahl teilnehmen. Trotz Versehen erfüllte es ihn mit Stolz und war sicher einen schmerzenden Hintern wert.

Die Kolonne bewegte sich durch die für gewöhnlich belebte Innenstadt, doch heute ließ sich kaum ein Valane blicken, zumindest nicht auf den Straßen. Die wenigen, die ihre Köpfe aus den Fenstern streckten, machten ein betretenes Gesicht und beobachteten schweigend, wie die schwarz gekleideten Edelmänner und Soldaten vorüberzogen. Leroy kannte den Verstorbenen nicht einmal. Sein Name war Kase Borey, vermutlich ein Palastangestellter. König Adoran musste viel von ihm gehalten haben, wenn er seinetwegen so viel Aufhebens machte. Leroy war zu Ohren gekommen, dass Borey des Nachts im Schlaf in seinen Gemächern erstickt sein soll, weil der Abzug des Kamins verstopft gewesen war. Ein tragischer Tod. Ein sinnloser Tod. Es fiel ihm nicht schwer, ein einer

Beerdigung angemessenes Gesicht zu machen. Es stimmte ihn tatsächlich traurig. Ein wenig ärgerte er sich aber auch über seine Weichherzigkeit. Als Soldat stand es ihm nicht zu, weich zu sein. Er begleitete die Prozession, um für ihre Sicherheit zu sorgen, mehr nicht. Es war seine Pflicht, seriös aufzutreten. Er hatte kein Recht, Trauer zu zeigen.

Ein Blick in die Gesichter der anderen Soldaten verriet ihm, dass sie ihre Aufgabe ernst nahmen. Sie starrten geradeaus, keine Emotion schien sich in ihnen zu regen.

Die Kolonne bog von der Hauptstraße auf einen sich allmählich aufwärts zum Palastgelände schlängelnden Kiesweg ab. Die Sonne stand hoch am Himmel und brannte Leroy auf den Leib. Er schwitzte. Der Sommer war merklich vorangeschritten, doch an einem wolkenfreien Tag wie diesem stiegen die Temperaturen noch auf ein kaum erträgliches Maß. Auch die Pferde glänzten mittlerweile vor Schweiß.

Wenig später erreichten sie das Tor zu den weitläufigen Parkanlagen. Der Tross blieb stehen und die Ordnung innerhalb der Reihen löste sich rasch auf. Leroy und die anderen Kavalleristen saßen ab und übergaben die Zügel den Stallburschen, die schon auf sie gewartet hatten. Die Fußsoldaten bezogen vor dem Tor Stellung, sie würden warten, bis auch der letzte Gast den Park betreten hatte, bevor sie sich auf den Rückweg zur Kaserne machten. Einigen Auserwählten war es erlaubt, am Totenmahl teilzunehmen. Insgeheim freute er sich darauf, denn das Essen würde sicherlich die Qualität und den Umfang des Kasernenessens um Längen schlagen.

Leroy bemühte sich um einen aufrechten Gang, was sich mit steifen Gliedern und einem schmerzenden Hintern als mühsam erwies. Die anderen Reiter machten nicht den Eindruck, als hätte ihnen der Ritt ähnliche Qualen bereitet. Sie waren es

gewohnt, jeden Tag stundenlang im Sattel zu sitzen.

Die Festgesellschaft betrat den Park und bewegte sich ebenso schweigend wie zuvor über die sorgsam angelegten und gepflegten Kieswege. Leroy ging mit den anderen Soldaten, die ihn jedoch keines Blickes würdigten. Vermutlich fragten sie sich ebenso wie er, was er hier verloren hatte. Ein wenig Unbehagen mischte sich mit der Kränkung, aber was hatte er erwartet? Nicht einmal die Soldaten aus seiner Truppe sprachen viel mit ihm. Eine Welle der Traurigkeit und Enttäuschung brandete über ihn hinweg, gefolgt von maßloser Wut auf sich. Er würde niemals eine Führungspersönlichkeit werden, wenn alle nur Luft in ihm sahen.

Sie durchquerten einen kleinen Wald aus penibel in Kugelform geschnittenen Bäumen und erreichten eine große, runde Rasenfläche, die ringsum von Blumenbeeten eingefasst war. Die Farben Gelb und Orange dominierten das Bild. Leroy wandte den Kopf und betrachtete die Blüten, die so exakt wie eine Truppe Soldaten beim Morgenappell in Reih und Glied die Beete zierten. Kein überflüssiges Blatt tanzte aus der Reihe oder durchbrach die Ordnung. Er schüttelte den Kopf. Weshalb verschwendete jemand Zeit damit, derart künstlich wirkende Zierrabatte anzulegen?

In der Mitte des Rasens befand sich ein dunkelgrünes Zelt, das so hoch und so breit wie ein Haus war. Es bestand aus festem Leinenstoff, der sich über ein Gestänge aus Metall spannte. Den Durchgangsstoff hatte jemand zur Seite gezogen und mit einem goldenen Seil an einem der Metallpfosten befestigt, sodass ein breiter Durchlass entstand. Ein köstlicher Duft nach gebratenem Speck und frischem Brot drang aus dem Inneren des Zelts.

König Adoran und seine Frau betraten es als Erste, gefolgt

von Verwandten und engen Freunden, die Leroy noch nie gesehen hatte. Er kannte überhaupt niemanden. Unbehagen stieg in ihm auf. Er würde sich für den Rest des Nachmittags unauffällig verhalten und das gute Essen genießen.

Als einer der Letzten durchschritt er den Durchlass und betrat die Holzplattform. Der Innenraum des Zelts war geräumig und bot allen Gästen hinreichend Platz. Man hatte mehr als ein Dutzend Tische aufgestellt, an denen bis zu acht Personen Platz fanden. Das Königspaar steuerte geradewegs auf einen Tisch am gegenüberliegenden Ende zu. Eine dunkelgrüne Tischdecke aus feiner Seide mit goldenem Saum floss über die Tischplatte, Blumengestecke mit gelben und weißen Blüten rundeten das Bild ab. Leroy erhaschte einen kurzen Blick auf das fahle Gesicht des Königs. Markante Falten hatten sich hineingegraben und die Augen lagen in tiefen Höhlen. Der Verstorbene hatte dem König vermutlich sehr nahe gestanden. Aus Celesas Gesicht war indes nichts abzulesen, sie wirkte wie in Stein gemeißelt. Erst als sie sich setzten, strömten die anderen Gäste an die Tische. Jeder Platz war mit einem Namenskärtchen gekennzeichnet, das den Stuhl für denjenigen reservierte.

Die Offiziere saßen an einem gesonderten Tisch nahe dem Zelteingang. Leroy setzte sich stocksteif auf seinen Stuhl und bemühte sich um einen seriösen Gesichtsausdruck. Erst jetzt bemerkte er die zahlreichen Diener, die am Rand des Zeltes auf ein Zeichen König Adorans warteten, mit der Bedienung der Gäste zu beginnen. Einige Servierwagen mit abgedeckten Tabletts standen neben ihnen.

Als jeder saß, schob König Adoran seinen Stuhl geräuschvoll zurück, erhob sich und blickte in die Runde. Mehrere Sekunden lang schwieg er, die Stille war zum Zerreißen gespannt.

Es folgte eine schier endlos lange Rede über den Sinn des Lebens und eine Lobeshymne an den barmherzigen Gott, weil er ihr Volk aus seinem Leid befreit und in die Obere Welt nach Yel geführt hatte. Schließlich erzählte König Adoran noch lang und breit die Geschichte vom Aufstieg der Valanen, von der Entdeckung des Bluteisens und von der Magie, die es den Valanen verlieh. Leroys Gedanken schweiften ab. Er hatte sich schon während des Gottesdienstes am Vormittag unwohl gefühlt, wie er es immer tat, wenn es um Religion und Dankbarkeit gegenüber dem barmherzigen Gott ging. Jeder Valane frönte die Traditionen, aber Leroy war derlei Dinge aus seinem Elternhaus nicht gewohnt. Sein Vater hatte nie viel vom barmherzigen Gott gehalten. Leroy schämte sich vor seinen Kameraden bisweilen dafür, dass er nicht im Sinne des barmherzigen Gottes erzogen worden war und die vielen Texte aus der Heiligen Schrift, die Valanen von Kindesbeinen an erzählt bekamen, schlichtweg nicht kannte. Er hatte immer große Mühe, es vor den anderen zu verbergen. Unter keinen Umständen durfte jemand vom Frevel seiner Eltern erfahren, ihre Kinder nicht getauft zu haben. Da hätte er ihnen direkt erzählen können, dass er bei Firunen aufgewachsen war. Ein schrecklicher Gedanke. Man würde ihn noch mehr verachten als zuvor. Niemand wusste von seiner Herkunft. Leroy und sein Vater waren damals nicht im Guten auseinandergegangen, weil sein Vater den Entschluss nicht akzeptierte, in der Armee dienen zu wollen. Er hatte sich durchgesetzt … zum ersten Mal.

Der König klatschte in die Hände und Leroy zuckte unwillkürlich zusammen. Schlagartig zerstoben seine Gedanken wie ein Haufen Staub im Wind. Zwei Diener betraten das Zelt. Sie schoben einen mannshohen Servierwagen, auf dem eine fast ebenso hohe silberne Abdeckglocke thronte, den Mittelgang entlang auf den Tisch des Königspaares zu. Noch

immer schwiegen alle. Ein flüchtiges Lächeln huschte über Adorans Gesicht, als der Wagen vor ihm zum Stehen kam, doch es reichte nicht bis zu seinen Augen hinauf. Er schob die Ärmel des imposanten seidenen Gewandes aus grünem Brokatstoff nach oben und breitete die Hände über der Glocke aus. Leroy erwischte sich dabei, wie er die Szene mit geweiteten Augen verfolgte. Schnell bemühte er sich, seine entgleisten Gesichtszüge unter Kontrolle zu bringen.

Der König hob die Arme ein wenig an und die Glocke darunter löste sich lautlos von dem Tablett, bis sie mehr als eine Handbreit darüber schwebte. Die beiden Diener rührten sich und griffen gleichzeitig nach der Glocke, um sie hinunterzuheben. Sie wirkten äußerst routiniert, anscheinend hatten sie das Prozedere schon mehrfach erlebt. Leroy hingegen sah zum ersten Mal, wie sein König die Magie des Bluteisens wirken ließ. Es hatte nur wenige Sekunden gedauert, doch Leroy fühlte sich, als sei er Zeuge eines monumentalen Ereignisses geworden. Sicherlich hatten nur wenige Valanen je so etwas miterlebt. Leroy wusste natürlich, dass alle Angehörigen der Königsfamilie über das Magische Mal verfügten, das sie befähigte, die Magie des Bluteisens für sich zu nutzen und alle Arten von Metallen zu bewegen. Das Magische Mal brannte man ihnen in einem speziellen Ritual mit einem Bluteisen in die Haut. Die Halsbänder der Firunen bestanden aus jenem Metall, dem so viel Macht innewohnte, dass sie es geschafft hatten, das fliegende Volk zu unterdrücken. Mit den Valanen war eine Reihe Veränderungen nach Yel gelangt, und seitdem war »das Land des immerwährenden Sturms« nicht mehr dasselbe wie zuvor. Auch, wenn valanisches Blut durch seine Adern floss, war die Erziehung seiner Eltern, die keinen Hehl aus ihrer Verachtung für die Herrscherrasse machten, auf fruchtbaren Boden gefallen

und hatte bittere Wurzeln geschlagen. Er war ein ständig zweifelnder und zutiefst verunsicherter erwachsener Mann, der nicht wusste, wohin er gehörte und er hasste sich dafür. Leroy war in die Armee eingetreten, weil er sich letztlich dafür entschieden hatte, das Blut der Herkunft vorzuziehen. Er hatte eine Entscheidung treffen müssen, auch wenn sie schmerzte. Er schluckte seinen aufkeimenden Seelenschmerz hinunter, ehe ihm Tränen in die Augen stiegen.

Weitere Diener kamen mit Servierwagen ins Zelt und servierten im Team. Einer füllte die Teller, während der andere sie den Gästen an den Tisch brachte. Ein köstlicher Duft stieg Leroy in die Nase, sein knurrender Magen hätte es kaum länger aushalten können. Sie aßen sich satt, schaufelten Brot, Suppe, Braten und Klöße in sich hinein, als wäre es die letzte Mahlzeit ihres Lebens.

Nach dem Essen löste sich die Gesellschaft recht schnell auf. Einige blieben, um mit dem König zu reden, oder um lange vernachlässigte Freundschaften zu pflegen, doch die meisten machten sich auf den Rückweg zu ihren Kutschen, die sicher vor dem Parkeingang auf sie warteten. Leroy beschloss, den Weg zur Kaserne zu Fuß zurückzulegen. Ein Verdauungsspaziergang wäre genau das Richtige. Rigo, sein geliehenes Schlachtross, vertraute er einem der anderen Kavalleristen an, der es zurück in die Ställe des Königs bringen würde.

Als Leroy endlich den Eingang zur Kaserne erreichte, stand die Sonne bereits tief am Himmel. Eine ohnmächtige Müdigkeit befiel ihn, außerdem schmerzte sein Rücken noch immer. Morgen würde ihn ein mächtiger Muskelkater quälen.

Leroy verbrachte den Abend damit, auf seinem Bett zu liegen, die Decke anzustarren und seinen Gedanken nachzuhängen. Er drehte sich auf die Seite und zog den Umschlag, der die Briefe

seiner Mutter enthielt, aus der Ritze zwischen Matratze und Wand. Obwohl er nach all den Jahren jedes Wort auswendig kannte, las er die Gedichte erneut. Seine Mutter hatte sie ihm als Kind vorgelesen, wenn er in seinem Bett gelegen hatte und nicht einschlafen konnte. Noch heute las er sie vor dem Zubettgehen, wenn ihn die Sehnsucht nach Zuhause übermannte. Ein wehmütiges Lächeln machte sich auf seinem Gesicht breit. Vorsichtig verstaute er den Umschlag wieder an seinem Platz. Es war bereits spät, doch keiner seiner Zimmergenossen war anwesend, ihre Betten leer und verwaist. Es war der sechste Tag der Woche, vermutlich trieben sie sich in der Stadt herum, betranken sich oder vergnügten sich in einem der zahlreichen Bordelle, auch wenn Oberst Ripps es den Rekruten und Soldaten strikt verboten hatte. Der sechste Tag der Woche war der einzige Tag, an dem es ihnen erlaubt war, die Stadt zu besuchen. Leroy bevorzugte es hingegen, die freien Stunden allein zu verbringen. Er besuchte die Stadt nur, wenn dringende Einkäufe ihn dazu zwangen.

Es klopfte an der Tür. Leroy erschrak fürchterlich und wurde aus dem Halbschlaf gerissen. Wer klopfte denn an seine Tür? Für gewöhnlich hielten die Kameraden nicht viel von Privatsphäre, sie platzten einfach herein.

»Wer ist da?«, rief er. Seine Stimme klang belegt, er räusperte sich.

»Sergeant Pelling. Darf ich eintreten?«

Leroy musste einen erbärmlichen Anblick bieten, zumal er noch immer die schwarze Traueruniform vom Vormittag trug, die vom Wälzen auf dem Bett völlig zerknittert war. Er schämte sich für seine Disziplinlosigkeit, doch er musste dem Sergeanten Eintritt gewähren.

»Treten Sie ein, Sir«, sagte Leroy und erhob sich rasch von

der Bettkante, um Haltung anzunehmen.

Die Tür öffnete sich knarrend, und ein stocksteifer Sergeant Pelling erschien auf der Türschwelle. Er trug eine gebügelte und tadellos sitzende Uniform. Wenn er an Leroys Erscheinung Anstoß nahm, ließ er es sich nicht anmerken.

»Oberst Ripps wünscht, Sie in seinem Büro zu sprechen. Jetzt.«

Ein Schreck fuhr Leroy durch die Glieder. Niemals zuvor hatte der Oberst ihn persönlich in sein Büro gerufen. Was hatte das zu bedeuten?

»Was möchte der Oberst, Sir?«, fragte er. Bestimmt merkte er ihm seine aufkeimende Angst an.

»Das weiß ich nicht. Ich befolge nur die Befehle.« Pelling ließ seinen Blick kurz über Leroys zerknitterte Uniform schweifen, sagte aber nichts.

»Dürfte ich mich vorher noch umziehen, Sir?«

»Gewiss, aber beeilen Sie sich. Ich warte vor der Tür.« Leroys Herz klopfte wie eine Kriegstrommel, als er sich eine saubere Uniform anzog, vor die Tür trat und mit Sergeant Pelling den Weg über das Kasernengelände bis zum Büro des Obersts ging. Mittlerweile war die Sonne untergegangen. Laternen erhellten die schnurgerade angelegten Wege des Geländes. Es wirkte verlassen. Für gewöhnlich durften sich die Soldaten nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr außerhalb ihrer Behausungen aufhalten, aber am sechsten Tag der Woche wurde die Regelung gelockert. Die meisten amüsierten sich sicherlich noch in der Stadt.

Sergeant Pelling klopfte an die Tür des Obersts, und als dieser persönlich öffnete, salutierten er und der Sergeant, der beiseitetrat. Leroys Beine fühlten sich an, als seien keine Muskeln mehr darin. Seine Knie zitterten, der Blick verwischte

und sein Magen drehte sich im Schleudergang. Nervosität bescherte ihm feuchte Hände.

Oberst Ripps bat ihn herein. Der Schreibtisch im Vorzimmer war verwaist, vermutlich vergnügte sich sein Sekretär Sergeant Suttler ebenfalls bei einem Bier.

Leroy folgte dem Oberst in sein Büro. Zahlreiche Urkunden, Wappen, Landkarten und Zeichnungen zierten den großen Raum. Persönliche Gegenstände suchte er vergeblich, selbst der massive Eichenholzschreibtisch war sauber und aufgeräumt, nur eine Schreibfeder und ein Blatt Papier lagen auf der Tischplatte.

Sie nahmen auf zwei Sesseln nahe dem Kamin Platz. Es lag nur kalte Asche darin. Eine winzige Wandleuchte spendete spärliches Licht. Leroys Atmung ging schnell und flach. Er hoffte, dass man ihm seine Nervosität nicht allzu sehr anmerkte. Vielleicht wollte ihn Oberst Ripps lediglich für eine gelungene Begleitung des Trauerzugs loben? Doch Ripps Miene sah zu ernst aus. Seine grauen Augen fixierten Leroy, sodass er sich fühlte wie ein kleines Kind, das etwas angestellt hatte. Der Oberst presste die Lippen zu einem schmalen Strich aufeinander. Er fuhr sich mit der Hand durch das grau melierte Haar und holte tief Luft.

»Mr. … Wie lautet Ihr korrekter Name?«, fragte er in ruhigem Ton. Seine Stimme klang tief und fest. Leroy wusste aus Erfahrung, dass sie hervorragend dazu geeignet war, Befehle quer über den Exerzierplatz zu brüllen.

»Leroy, einfach nur Leroy, Sir.« Er erschrak vor seiner dünnen Stimme und räusperte sich.

»Sie müssen doch einen Familiennamen haben.«

»Nein, Sir. Ich bin bei Firunen aufgewachsen, in der Wildnis.« Heißes Blut schoss ihm in den Kopf. Er hasste es, wenn jemand

ihn darauf ansprach. Und noch peinlicher war es vor einem Vorgesetzten.

Oberst Ripps Augen weiteten sich ein wenig und ein überraschter Ausdruck huschte über sein Gesicht. »So? Das ist interessant. Zufällig wollte ich Sie heute dazu befragen, wie Sie zu den Firunen stehen.«

Eine Schwindelattacke packte Leroy. Er hoffte, dass er sich nicht würde übergeben müssen. Er fühlte sich elend. Sein Kopf glühte. »Meine Anstellung in der Armee mag Ihnen unter den gegebenen Umständen merkwürdig erscheinen, Sir, doch ich versichere Ihnen, dass ich keinerlei Kontakt zu meiner Adoptivfamilie pflege. Ich bin Valane, durch und durch.«

Der Oberst lehnte sich im Sessel nach vorn. Seine Augen funkelten, als müsste er Zorn unterdrücken. Leroy glaubte, in Ohnmacht zu fallen, beherrschte sich aber nach Kräften.

Ripps' kalter Blick schien ihn zu durchbohren. »Es ist keine Frage von Rassenzugehörigkeit, sondern von Sympathie. Empfinden Sie Sympathie für die Firunen?«

Worauf wollte er hinaus? Leroy fand keine Antwort. »Nein, das tue ich nicht, Sir«, sagte er. Eine Lüge. Hoffentlich bemerkte es der Oberst nicht. Leroy hatte jahrelang diese Fassade aufrechterhalten. Sie durfte jetzt nicht brechen.

»Sie fragen sich sicher, weshalb ich Ihnen diese Frage stelle«, fuhr Ripps fort. »Nun, ich will es Ihnen sagen. Einer unserer Soldaten ist fahnenflüchtig. Ein Firune. Kjoren. Es überrascht mich nicht, doch ich hätte ihn für klüger eingeschätzt. Immerhin verbüßt er die Strafe für seinen verräterischen Vater.« Der Oberst schüttelte den Kopf. »Wie dem auch sei, ich möchte von Ihnen wissen, wie Sie zu dem Deserteur standen. Kannten Sie ihn gut?«

Ein Schwall heißen Blutes stieg Leroy in den Kopf. Er presste

die Fäuste so fest zusammen, dass seine Nägel in die Handflächen schnitten. »Nein, ich habe ihn nicht gekannt, Sir. Mit seinem Verschwinden habe ich nichts zu tun.« Panik stieg wegen der dreisten Lüge auf. Er hasste sich dafür, je ein Wort mit Kjoren gesprochen zu haben. Es gefährdete seine Karriere. Er fühlte sich wie ein Tier, das man in eine Ecke drängte. Er würde sich mit allen Mitteln verteidigen müssen.

Der Oberst erhob sich von seinem Sessel und ging zum Fenster hinüber. »Mir sind von mehreren Ihrer Kameraden andere Aussagen zu Ohren gekommen. Sie gaben an, Sie hätten sich mehr als einmal mit dem Flüchtigen unterhalten. In Anbetracht der Tatsache, dass Sie aus einem Firunenhaus stammen, sehe ich mich gezwungen, der Sache auf den Grund zu gehen.« Er drehte sich um und bedachte Leroy mit einem ernsten Blick. »Morgen früh nach Sonnenaufgang erwarte ich Sie im Saal der Gerechtigkeit. Ich werde Ihre komplette Truppe antanzen lassen.« Er senkte die Stimme. »Ich kann keine Lügner in meiner Armee gebrauchen. Erscheinen Sie, ansonsten stelle ich Ihnen Ihre Entlassungspapiere aus. Wegtreten!« Der Befehl hallte laut und deutlich durch den Raum, sodass Leroy auf seinem Sessel zusammenfuhr. Mit zittrigen Knien erhob er sich und verließ das Büro.

Er fühlte sich hundeelend. Man durfte ihn nicht entlassen, nicht, bevor er es wenigstens bis zum Sergeanten oder Leutnant gebracht hatte. Die Schande würde er nicht ertragen. Er schluckte bittere Galle und kämpfte gegen einen heftigen Würgreiz an. Er fühlte sich kaum in der Lage, seine Beine zu bewegen. In unendlicher Langsamkeit schleppte er sich über das Kasernengelände, doch auf halbem Weg versagten ihm die Beine. Er sank auf die Knie. Allmählich beschlich ihn das Gefühl, wirklich krank zu sein. Er fühlte sich fiebrig. Die Szene vor seinen Augen verschwamm zu einem grotesken

Farbenmeer. Er führte eine Hand an die Stirn. Sie war heiß. Hilflos sah er sich um, doch niemand war in der Nähe, den er hätte um Hilfe bitten können. Die Wege lagen verlassen im Mondlicht. Mehrere Minuten lang hockte Leroy auf dem Boden, ehe sich sein Blick allmählich wieder schärfte. Er schwitzte und krempelte die Ärmel der Uniform hoch. Ein Schreck durchzuckte ihn. Die Haut an den Innenseiten seiner Unterarme war übersät mit roten und gelben Flecken. Er rieb seine Zunge am Gaumen. Sie fühlte sich pelzig an. Ein widerlicher Geschmack nach vergorener Milch machte sich in seinem Mund breit.

Ich brauche einen Arzt.

Leroy musste seine ganze Kraft aufbringen, um auf die Beine zu kommen. Er schwankte beim Gehen wie ein Betrunkener. Nur mit Mühe erreichte er das Sprechzimmer von Dr. Seatley, dem diensthabenden Arzt. Er rüttelte am Türknauf, doch der Doktor öffnete nicht. Ein handgeschriebener Zettel klebte von außen an der Tür. Die gekritzelten Buchstaben verschwammen vor seinen Augen. Er würgte. Weshalb nur war der Doktor nicht daheim? Er musste zur Krankenstation, aber bis dahin waren es zweihundert Yards. Und wenn dort auch niemand öffnete?

Leroy sah sich abermals die Quaddeln auf der Haut an, die von einem sanften Rot in ein kräftiges Violett übergegangen waren. Was fehlte ihm bloß? Tief in seinem Bewusstsein gab er sich die Antwort. Ein einzelnes Wort drängte sich ihm auf. Sanguispilze. Jene knallroten Pilze, die es nur in den Sümpfen der Flachlande gab. Weil er im Einklang mit der Natur aufgewachsen war, kannte er das Krankheitsbild. Sein Vater hatte ihn als Kind oft vor den bunten Pilzen gewarnt. In der Gegend um Budford fand man sie, wenn man lange genug suchte. Sie schmeckten vollkommen neutral und in den meisten Fällen endete der Verzehr mit dem Tod. Besonders Firunen

kannten alle Kräuter und Pflanzen von Yel. Bei den Valanen waren die Sanguispilze hingegen eher unbekannt, zumindest nach Leroys Kenntnisstand. Die typischen violetten Quaddeln auf seiner Haut ließen keinen Zweifel offen, dass er vergiftet worden war. Aber wann?

Das Festmahl nach der Beerdigung …

Er konnte die Pilze nur dort zu sich genommen haben. Wer war dafür verantwortlich? Waren alle Gäste dem Tode geweiht? Der König und seine Königin?

Leroy schleppte sich über das Kasernengelände, doch Orientierungslosigkeit ergriff von ihm Besitz und vernebelte seine Sinne. Er lief und lief, wusste aber schon bald nicht mehr, wo er war. Hatte er die Kaserne verlassen? Er sah nichts mehr und sank abermals auf die Knie. Seine Hände bekamen feuchtes Gras zu fassen. Er riss einige Büschel aus und steckte sie sich in den Mund. Er aß Blätter, Gras und allerhand andere Kräuter, die er zu fassen bekam. Leroy wusste nicht einmal, ob sein Instinkt ihn leitete oder ob er einfach nur wahnsinnig war. Von seinem Vater hatte er gelernt, dass einige Wildkräuter in der Lage seien, Giftstoffe zu neutralisieren. Wie besessen stopfte er sich wahllos Pflanzen in den Mund.

Irgendwo in der Nähe rief eine Krähe. Leroy sah nach oben. Das Bild drehte sich, doch er erkannte dennoch einen mächtigen Baum, der seine langen Äste über eine Wiese reckte. Der schwarze Vogel schrie erneut. Er musste irgendwo im dichten Blattwerk über ihm sitzen. Er krächzte, als lachte er ihn aus. Vielleicht rief er auch seine Artgenossen in Erwartung eines Festmahls herbei. Wenn Leroy starb, würden ihn die Aasvögel zerfleischen. Kein schöner Gedanke. Er griff nach einem Stein, um nach dem Vogel zu werfen, doch er war zu schwach. Die Welt verschwamm und hüllte sein Bewusstsein in

einen dichten Nebel. Sein letzter Gedanke galt den Worten von Oberst Ripps: Morgen früh nach Sonnenaufgang erwarte ich Sie im Saal der Gerechtigkeit … Erscheinen Sie, ansonsten stelle ich Ihnen Ihre Entlassungspapiere aus …

# Elf

## Umbruch

Die Bauarbeiten am Westflügel kommen gut voran. Ich schätze, uns bleiben noch wenigstens vier Wochen Zeit, ehe der erste Frost uns eine Pause aufzwingen wird. Im Frühjahr wird alles fertig sein und im neuen Glanz erstrahlen.«

Die maßgeschneiderte Uniform saß Oberst Ripps immer noch tadellos am kräftigen Körper. Nur die teils ergrauten Haare zeigten sein fortgeschrittenes Alter. Er verkörperte gemeinhin das, was man sich unter einem Kommandanten vorstellte. Jonneth erinnerte sich nur allzu lebhaft an die Jahre auf der Militärakademie. Es verschaffte ihm ein Gefühl der Genugtuung, wenn Oberst Ripps ihn nun durch Adorans plötzlichen Tod mit »Prinz« ansprach und sich vor ihm verbeugte. Die vielen Strafrunden, die er Jonneth seinerzeit auf dem Exerzierplatz hatte drehen lassen, konnte er ihm nun heimzahlen.

»Werden Sie im nächsten Sommer zweihundert neue Rekruten aufnehmen können?«, fragte Jaham.

Seit sein Vater König war, trug er die Nase noch höher. Jonneth schlang sich den Pelzumhang enger um die Schultern, denn ein frischer Wind pfiff über das Kasernengelände.

»Gewiss, Eure Majestät«, sagte Oberst Ripps mit einem selbstzufriedenen Lächeln auf den Lippen. Sein Vater hatte der Garnison einen ordentlichen Batzen Geld zukommen lassen, seitdem überschlug der Oberst sich beinahe vor Freundlichkeit.

Jaham ließ den Blick über die Baustelle schweifen und Jonneth folgte ihm. König Jaham beabsichtigte, die Kapazität

der Kasernen um mindestens ein Drittel zu steigern. Sein Alter war vernarrt in das Militär.

»Nun gut«, sagte Jaham und drehte auf dem Absatz um. Oberst Ripps hastete ihm hinterher. »Ich habe große Pläne mit dieser Garnison. Ich möchte die letzten Teile Yels innerhalb der nächsten fünf Jahre in das Königreich eingliedern.«

Oberst Ripps hob erstaunt die Augenbrauen. »Das ist ein wahrlich ehrgeiziges Projekt.«

Jaham machte eine abwertende Handbewegung. »Ich weiß. König Adoran war viel zu lasch im Umgang mit den Firunen. Die verstehen doch nur eine Sprache, und das ist die Sprache der Gewehrkugeln.«

Jonneth beobachtete Oberst Ripps genau, der es nicht wagte, seine Meinung zu dem Thema kundzutun oder dem König zu widersprechen. Jaham beschleunigte seine Schritte und steuerte auf die Kutsche zu, die sie zurück nach Valburg bringen würde. Jonneth trottete ihm hinterher. Als Kronprinz stand es ihm zu, seinen Vater zu solchen Pflichtbesuchen zu begleiten, doch Jaham machte nicht den Eindruck, als läge ihm sonderlich viel an der Gegenwart seines Sohnes. Jonneth schluckte seinen Ärger hinunter. Früher oder später würde er König sein.

Ein Diener half Jaham, mit seinem üppigen Pelzmantel in die Kutsche zu steigen. Er verabschiedete sich von Oberst Ripps mit einem Kopfnicken und einem frostigen Lächeln. Jonneth nahm gegenüber auf der mit Samt bezogenen Sitzfläche Platz. Als der Kutscher die Peitsche knallen ließ und sie durch das Kasernentor rumpelten, stieß Jaham einen tiefen Seufzer der Selbstzufriedenheit aus.

»Ist es nicht wunderbar, wie sich das Schicksal auf unsere Seite geschlagen hat? Da sieht man mal, was Adoran seine Beterei zum barmherzigen Gott eingebracht hat. Jetzt liegt er

gerade sechs Wochen unter der Erde, und ich habe in dieser Zeit mehr zustande gebracht, als er in drei Jahren.«

Jonneth bedachte ihn mit einem kritischen Blick, doch er erwiderte nichts, sodass Jaham ungerührt fortfuhr. »Ich hätte nie geglaubt, dass alles so einfach sein könnte. Der dämliche Arzt hat nicht einen Moment daran gezweifelt, dass Adoran an einem Herzinfarkt gestorben ist. An Giftpilze hat er nicht gedacht, weil die roten Pusteln bei seiner Ankunft längst verschwunden waren. Wie gut, dass der alte Adoran sich nach dem Essen zum Trauern allein zurückgezogen hat. Ich habe wirklich saubere Arbeit geleistet. Findest du nicht? Der König und sein Neffe sind tot, niemand zieht eine Verbindung, niemand der anderen Gäste hat vergiftetes Essen vorgesetzt bekommen und niemand ist mehr übrig, der uns gefährlich werden könnte.«

Jonneth spürte Wut aufsteigen. Sein Vater ließ keine Gelegenheit aus, sich für seine Einfälle zu loben.

»Was ist mit Tivor Breel und seinem blinden Freund Redland?«, fragte Jonneth, obwohl er nicht glaubte, dass sein Vater ihn wenigstens für seine Umsichtigkeit loben würde. »Noch mehr Tote können wir uns nicht erlauben. Der Rat der Obersten ist schon jetzt skeptisch.«

Jaham machte eine abwertende Handbewegung. »Ich denke, die beiden führen ein schönes Leben in Sendrone. Die Steinbrüche dort wachsen und wachsen, seit ich beschlossen habe, die Garnisonen des Landes zu erweitern.«

»Du lässt die alten Männer im Steinbruch schuften?« Obwohl Jonneth um die Hartherzigkeit seines Vaters wusste, versetzte sie ihn dennoch immer wieder in Erstaunen.

»Sie sollten froh sein, überhaupt eine Anstellung gefunden zu haben. Wir profitieren alle davon.« Ein bittersüßes Lächeln

huschte über Jahams Züge. Jonneth reagierte nicht mehr darauf. Er starrte aus dem Fenster der Kutsche in den grauen Herbsthimmel. Er hatte so sehr gehofft, dass sich sein Leben grundlegend ändern würde, wenn sie Adoran und die unsäglichen Mitwisser Borey und Vilonor erst aus dem Weg geschafft hatten, doch überhaupt nichts hatte sich geändert. Und wenn, dann allenfalls zum Schlechten. War er es nicht, der Cyles und seinen derzeitigen Aufenthaltsort ausfindig gemacht hatte? Jaham hätte stolz auf ihn sein müssen, stattdessen brachte er ihm ebenso wenig Anerkennung entgegen wie eh und je. Jonneth hatte dafür gesorgt, dass man den ahnungslosen Neffen Adorans auf die Beerdigung eingeladen hatte. Es war so einfach gewesen, ihn und Cyles zugleich zu vergiften. Er lächelte grimmig. Wenn Adoran geahnt hätte, wie nahe ihm sein Neffe an jenem Nachmittag gewesen war … Jonneth' Lächeln erstarb, denn er erinnerte sich an Jahams Desinteresse an seinem Geniestreich. Er bezweifelte, dass das Wort Danke im königlichen Vokabular überhaupt existierte. Sein Vater war geradezu fanatisch in seine Pläne verliebt, Yel zu unterwerfen. Jonneth wäre nicht überrascht, wenn er plante, die Sklaverei einzuführen. Wie dumm er war! Er gefährdete seine Krone, und damit auch Jonneth' Anspruch auf selbige. Doch er wagte nicht, seinem herrischen Vater seine Bedenken mitzuteilen.

Den Rest der Fahrt verharrten sie in Schweigen. Als die Kutsche vor dem Haupttor zum Palast zum Stehen kam, halfen ihnen Diener, aus der Kutsche auszusteigen. Jemand kam die Treppe zum Palasteingang hinuntergestürzt. Stanley McGill, einer der ehemals zahlreichen Berater König Adorans. Jetzt trug er die Kleidung eines einfachen Hausdieners, denn Jaham hatte alle Berater seines Vorgängers vor die Wahl gestellt, ob sie entlassen werden wollten oder ob sie sich mit einem anderen Posten begnügen würden. Es war eine äußerst

großzügige Geste seines Vaters. Jaham verzichtete auf externe Berater, lediglich Jonneth war es erlaubt, Vorschläge zu unterbreiten. Für gewöhnlich gab Jaham jedoch nichts auf seine Meinung. Der Rat der Obersten hatte heftig gegen die Entlassungen protestiert, doch das letzte Wort blieb traditionsgemäß dem König vorbehalten. Glücklicherweise hatte Adorans Witwe ihnen weitere Unannehmlichkeiten erspart. Die kränkliche Frau hatte freiwillig auf ihr Erbe verzichtet. Sie war nach dem Tod ihres Mannes zurück zu ihrer Familie auf die Insel Nag gezogen, weil das Klima ihrer Gesundheit angeblich zuträglicher war. Für eine kinderlose verwitwete Königin gab es keinen Platz bei Hofe. Sie war schlau genug, das selbst zu erkennen.

McGill raffte die Hosen und tippelte so schnell ihn seine kleinen Füße trugen die Stufen hinunter. Wie hatte König Adoran den Zwerg bloß ernst nehmen können?

Jonneth warf seinem Vater einen Seitenblick zu. Er wirkte genervt und verdrehte die Augen. »Weshalb beeilen Sie sich so, McGill? Sind Sie denn schon fertig mit den Aufgaben, die ich Ihnen aufgetragen habe?«

McGill erreichte das Ende der Treppe und kam vor dem König zum Stehen. Er verbeugte sich tief. »Ich habe in allen Räumen gekehrt und Ihre Waffensammlung sortiert, Eure Majestät.«

Jaham nickte. In seinem Gesicht las er unverhohlene Ablehnung. »Und weshalb hetzen Sie dann so?«

McGills Blick glitt zu Jonneth herüber. Schnell verbeugte er sich ein weiteres Mal. Jonneth zeigte keinerlei Reaktion.

»Eure Majestät, es wartet jemand auf Sie im Kaminzimmer. Er sagt, es sei dringend.«

»So? Wer?«

McGill holte tief Luft, er war noch außer Atem von seinem

Spurt. »Er sagte, sein Name sei Stromer. Mehr wollte er nicht verraten. Ein windiger Geselle ist das! Aber er zeigte mir ein von Ihnen unterzeichnetes Dokument, das besagt, dass er den Palast betreten dürfe.«

»Ganz recht. Das darf er.« Jaham bedeutete McGill, dass er wegtreten sollte. Jonneth folgte seinem Vater in den Palast hinein. Er kannte diesen Stromer nicht, zumindest hatte er nie von ihm gehört, aber er war sicher, dass es sich dabei ohnehin um einen Decknamen handelte. Sein Vater weihte ihn nicht in all seine Pläne ein, aber er wusste, dass er in der ganzen Stadt Spione stationiert hatte, die ihm allerhand Klatsch und Tratsch berichteten. Einige verfügten über sensible Informationen. Jaham hatte für die Aufgabe absichtlich extrem verlotterte Penner ausgesucht. Sollten sie plaudern, würde ihnen niemand glauben. Ein kluger Schachzug.

Sie machten sich auf den Weg zum Nordturm, wo sich die Gemächer der Königsfamilie befanden. Jaham hatte alles umdekorieren lassen, nichts erinnerte mehr an Adoran. All die scheußlichen Bodenvasen, hässlichen Porträts und überflüssigen Dekorationen hatte er aus dem Fenster in den Hof werfen lassen.

Jonneth griff nach dem Türknauf zu seinem Privatsalon, als sein Vater sich nach ihm umdrehte. »Jonneth, du kommst gefälligst hierher. Es ist deine Pflicht als mein Berater, außerdem kannst du dabei noch etwas lernen.«

»Was soll ich denn lernen?«, fragte Jonneth, vielleicht eine Spur zu spöttisch. Als wäre er ein Kleinkind! Er unterdrückte den Impuls, seinem Vater ins Gesicht zu spucken. Er hatte keine Lust mehr auf sein herrisches Gehabe. Bald, schon bald würde er das Fass zum Überlaufen bringen und Jonneth würde seine Pläne in die Tat umsetzen. Der Tag würde kommen.

Ein zorniges Funkeln trat in die Augen seines Vaters. »Du kannst lernen, wie man als König mit Spionen umgeht«, zischte er durch zusammengepresste Zähne. »Ohne mich wüsstest du nicht einmal von der Möglichkeit, mit Spitzeln zu arbeiten. Genauso wie Adoran bist du zu dämlich, um auf solcherlei Ideen zu kommen.«

Oder zu ehrlich, fügte Jonneth in Gedanken hinzu.

Zähneknirschend folgte er seinem Vater ins Kaminzimmer. Wie McGill angekündigt hatte, wartete dort ein äußerst abgewrackter Mann mittleren Alters. Seine Kleidung war zerrissen und schmutzig. Vermutlich würde Jaham den Sessel, auf dem er saß, anschließend reinigen lassen müssen.

Als der Penner sie erblickte, sprang er vom Sessel auf, verbeugte sich ungeschickt und wedelte mit dem Dokument, das ihm Einlass in den Palast gewährte. Dabei offenbarte er ein beinahe zahnloses Grinsen.

»Ich habe eine Information für Euch.« Er hustete. Es klang widerlich. Jonneth verzog das Gesicht und setzte sich auf einen Sessel, der möglichst weit entfernt von dem Widerling stand. Jaham nahm gegenüber von Stromer Platz.

»Mr. Smedge, nehme ich an?« Jaham bedachte den Mann mit einem abschätzigen Blick.

»Stromer, Ihr habt mir diesen Decknamen gegeben, wenn Ihr Euch erinnert.« Sein Blick irrte von einer Seite zur anderen. »Majestät«, fügte er rasch hinzu. Sämtliche Höflichkeitsfloskeln klangen einfach nur lächerlich.

»Gewiss. Was haben Sie zu berichten? Und bitte rasch, der ganze Raum riecht schon nach Ihnen«, sagte Jaham.

»Ihr habt mich auf den Soldatenfriedhof geschickt. Vor zwei Wochen«, sagte Stromer. Jaham wich in seinem Sessel zurück. »Ich kann Euch versichern, dass es nicht einfach war, dort

ungesehen herumzuschleichen.« Stolz schwang in seiner Stimme mit.

»Kommen Sie zur Sache«, blaffte Jaham. Schnell legte Stromer wieder eine ernste Miene auf.

»Jedenfalls konnte ich nirgendwo ein Grab von einem Cyles – Leroy – finden. Ich habe zwar keine Ahnung, weshalb Ihr Euch für einen Soldaten interessiert, Eure Majestät, aber der, den Ihr sucht, liegt dort ganz bestimmt nicht begraben. Ich habe mir gedacht, na ja, vielleicht hat seine Familie den Leichnam mit nach Hause genommen. Das ist heutzutage schon fast üblich, und da …«

»Wenn Sie mir nicht sofort sagen, worauf Sie hinauswollen, lasse ich Sie aus dem Fenster werfen!« Wenn Jaham ungeduldig wurde, war nicht mit ihm zu spaßen. Noch weniger als sonst. Jonneth würde es nicht überraschen, wenn Jaham seine Drohung wahr machte.

Der Penner zuckte erschrocken zusammen. »Ist schon gut, ich beeile mich. Jedenfalls habe ich letzte Woche eine alte Freundin in Budford besucht. Fragt mich besser nicht, wie ich dorthin gekommen bin. Ich habe da meine Mittel …« Er senkte verlegen den Blick. Jaham lief dunkelrot an. Stromer sprach rasch weiter. »Ich habe dort von einem Leroy gehört, der neu in die Stadt gekommen sein soll. Jemand hat seinen Namen gerufen, ich habe es mit eigenen Ohren gehört. Ich konnte in Erfahrung bringen, dass er vermutlich ein desertierter Soldat ist, aber die Leute sprechen nicht offen darüber. Jedenfalls passte das alles gut zusammen. Wollt Ihr der Sache nachgehen?«

Jaham lächelte grimmig. »Ich danke Ihnen für Ihre Auskunft, Mr. Smedge. Sie dürfen gehen.« Er machte eine Geste, als wollte er Fliegen verscheuchen. Zögerlich erhob der Penner sich aus seinem Sessel.

»Verschwinden Sie, Sie stinken«, bellte Jaham.

»Aber Eure Majestät, ich bekomme doch sicher einen Lohn für meine Mühen.«

»Den bekommen Sie, wenn ich die Richtigkeit Ihrer Aussage überprüft habe. Sonst nicht. Und jetzt raus!«

Stromer hastete zur Tür. Der Luftstrom, den er aufwirbelte, roch nach Alkohol und Dreck. Die Schritte entfernten sich auf dem Flur.

Jaham seufzte. »Manchmal bereue ich es, so ein genialer Stratege zu sein.« Er ging zum Fenster und öffnete es. Frische Luft strömte in den Raum. »Diese Landstreicher sind einfach zum Kotzen. Aber sie sind wenigstens verlässlich, wenn man ihnen nur ein paar Kupferne verspricht. Und niemand glaubt denen, falls sie plaudern.«

Jonneth rieb sich mit den Handflächen über das Gesicht. Er sehnte sich nach einem heißen Bad. »Glaubst du, er hat die Wahrheit gesagt?«

»Und wenn schon, dieser Leroy weiß doch nichts von seiner Abstammung, oder? Wir haben ihn doch nur zur Beerdigung eingeladen, weil es so herrlich einfach war, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Selbst wenn er noch lebt, kann er uns nicht gefährlich werden.«

»Mir wäre trotzdem wohler, wenn er tot ist. Wer weiß, ob es nicht doch noch mehr Mitwisser gibt.« Jonneth beabsichtigte nicht, seine gerade erlangte Position als Kronprinz an einen verlotterten Soldaten zu verlieren. Schlimm genug, dass er mit dieser wertlosen Elane verheiratet war.

Jaham stand noch immer am Fenster und blickte hinunter auf den Hof. »Wahrscheinlich hast du recht. Disziplin, Ordnung, Perfektion. Die Grundregeln beim Militär. Das haben sie dir auf der Akademie zum Glück beigebracht. Ich werde jemanden

schicken, der der Sache auf den Grund geht und diesen Leroy – sofern er lebt – für kleines Geld verschwinden lässt.« Unvermittelt fuhr er herum. »Und jetzt mach, dass du verschwindest. Ich wünsche meine Ruhe. Wegtreten!«

Jonneth sprang aus seinem Sessel auf. Am liebsten würde er seinem Vater an den Hals springen und ihn erwürgen. Er hasste den Befehlston, wenn er ihm galt. Er behandelte ihn wie einen rangniedrigeren Soldaten. Ein Wunder, dass er nicht noch verlangte, vor ihm zu salutieren.

Jonneth verließ mit geballten Händen die Privatgemächer des Königs und machte sich auf den Weg zu seinen Räumen. Als er die Tür öffnete, saß Elane in einem Sessel unter einer Lampe und strickte. Vielleicht tat sie auch etwas anderes, Jonneth kannte sich mit diesem Weiberkram nicht aus. Jedenfalls lagen ein Stück Stoff und Garn auf ihrem Schoß.

Sie hob den Blick und senkte ihn sogleich wieder. Elane war die letzte Person, die er zu sehen wünschte. Jedes Mal, wenn er das wertlose Weibsbild gerade vergessen hatte, tauchte sie irgendwo auf und erinnerte ihn mit aller Brutalität daran, dass mit ihr die Hoffnungen auf eine gute Partie für immer verloren waren. Adoran hatte sie enterbt, und seitdem war sie nur noch eine Bürgerliche, ja sogar eine Namenlose. Sekundenlang blieb Jonneth mitten im Raum stehen und starrte Elane grimmig an, die sich mit vor Scham geröteten Wangen wieder ihrer Handarbeit widmete und so tat, als bemerke sie ihn nicht.

»Ich bin zurück, Frau«, sagte er. Er wollte ihr eine Reaktion entlocken. Irgendetwas, das ihm einen Grund gab, sie noch mehr zu hassen.

Elane strich sich eine Locke aus dem Gesicht, die sich aus dem Knoten am Hinterkopf gelöst hatte. Sie sah noch scheußlicher aus, wenn sie die Haare auf diese Weise trug.

Langsam hob sie den Kopf und begegnete seinem Blick. »Kommen die Arbeiten an der Garnison gut voran?« Sie bemühte sich um den Tonfall einer sich sorgenden Ehefrau. Sie spielte ihm die Rolle nur vor und es machte ihn wahnsinnig. Er kam einen Schritt auf sie zu.

»Alles bestens«, knurrte er. »Ich habe viel zu tun. Der König beansprucht meine Zeit. Immerhin bin ich sein einziger Berater, er braucht mich.« Er hörte sich die Worte sprechen, als seien sie nicht seinem Mund entsprungen. »Und was hast du den ganzen Tag gemacht?«, fragte er, obwohl es ihn nicht interessierte.

»Was ich machen durfte«, sagte sie. Ihre Stimme war seltsam leise und dünn geworden, seit Jaham zum König ernannt worden war. »Ich habe Harfe gespielt, genäht und auf der Terrasse gesessen, obwohl es kalt draußen ist.« Sie verzog die Lippen zu einem spitzen Schnabel, wie sie es immer tat, wenn sie beleidigt war. Den Schnitt auf ihrer rechten Wange bedeckte bereits eine dünne Schicht Schorf. Noch am Abend zuvor hatte sie geblutet wie ein Wasserfall. Seine Fingerringe waren scharfkantiger, als er gedacht hatte. Weshalb hielt sie auch ihre hässliche Wange dorthin, wo er um sich schlug?

Jonneth ging zum Sofa im hinteren Teil des Raumes, um es sich gemütlich zu machen, doch sein Fuß verfing sich in einem Stück Garn, das von einem Knäuel auf einem Hocker neben dem Sessel hinabhing. Er stolperte und konnte sich gerade noch auf den Beinen halten. Elane schnappte geräuschvoll nach Luft.

»Du blödes Weib«, polterte Jonneth. »Kannst du deinen Mist nicht woanders nähen?« Er packte Elane am Oberarm und riss sie aus dem Sessel. Das Stück Stoff fiel von ihrem Schoß auf den Boden. Eine Blase heißer Wut kochte in ihm hoch. Es war

nicht der Zorn auf Elane, der ihn die Fassung verlieren ließ, doch seine gottverdammte Ehefrau eignete sich hervorragend als Prellbock.

»Lass mich in Ruhe«, presste sie hervor.

»Lass mich in Ruhe, lass mich in Ruhe«, äffte er sie nach. Er griff nach dem Saum ihrer weißen Seidenbluse und zog mit einem Ruck daran. Der Stoff zerriss. Er zerrte den Fetzen von ihrem Oberkörper. Ihr nackter Anblick erweckte noch nicht einmal Lust, sie zu vergewaltigen. Selbst diese Freude hatte sie ihm schon verdorben, denn Elane wehrte sich nie. Jede Hure besaß mehr Talent.

Hastig bedeckte Elane ihre Blöße mit den Armen, doch sie zeigte keinerlei Regung, auch beschwerte sie sich nie.

»Du bist das langweiligste Weibsstück, das mir je begegnet ist«, sagte er und verpasste ihr eine schallende Ohrfeige.

Elane verkniff sich die Tränen. Anfangs hatte sie immer geweint, wenn er sie geschlagen hatte, doch mittlerweile war sie zu einem gefühllosen Stück Eis erstarrt. Sie wandte sich ab und verschwand in ihrem Schlafgemach. Die Tür klappte beinahe geräuschlos hinter ihr zu.

# Zwölf

## Entscheidungen

Kjoren verfluchte sich für seine Dickköpfigkeit und seinen Starrsinn. Hatte Kelly ihn nicht davor gewarnt, den Weg durch den Osten von Budford zu nehmen? Hatte sie ihn nicht mehr als einmal darauf hingewiesen, dass es sogar vor dem Machtwechsel schon eine scheußliche Gegend gewesen sei? Das hatte er nun davon! Stinkende Gossen, sich prügelnde Firunen, schmutzige Kinder, schäbige Hütten und Dreck, so weit das Auge reichte. Zudem stank es nach Unrat und im Rinnstein trieb eine undefinierbare braune Brühe. Kjoren würgte, nahm Canets Zügel enger auf und ließ den Hengst dicht neben sich gehen. Er war kein Feigling, aber er fühlte sich besser, wenn ihn ein Haufen Pferdefleisch von der Straße abschirmte.

Müll und Gerümpel stapelten sich auf dem Gehsteig. Kjoren musste darauf achten, wohin er trat, wenn er sich die Stiefel nicht noch schmutziger machen wollte, als sie ohnehin schon waren. Karren rumpelten an ihm und dem braunen Hengst vorüber. Tiefe Furchen und Schlaglöcher machten die Straße für größere Fahrzeuge unpassierbar. Ein Pferd ließ man lieber nur im Schritt gehen, wenn man vermeiden wollte, dass es sich die Beine brach. Hoffentlich gelangte er bald in ein angenehmeres Stadtviertel. Es war eine Abkürzung, darin bestand kein Zweifel, aber es wäre wirklich besser gewesen, wenn er Kellys Rat befolgt und den Umweg durch das Südviertel gemacht hätte.

Obwohl er rasch hier raus wollte, sah er sich um. Es erfüllte ihn mit Kummer, all die Firunen zu sehen, die zusammengepfercht und unter schlechten Bedingungen wohnten, während ein

Großteil der Valanen sogar reich genug war, um sich das Mietpferd bis vor die Tür bringen zu lassen. Und Kjoren war der Dumme, der es quer durch die Gossen von Budford führen durfte. Dabei hatte er kein Recht, sich zu beschweren. Er arbeitete seit sechs Wochen für Kellys Mietstall, und es hatte ihm bislang wesentlich mehr Geld eingebracht, als die meisten seiner Artgenossen in einem halben Jahr verdienten. Kjoren sparte jeden Kupfernen und lebte so sparsam, wie es irgend möglich war, um sich endlich die lang ersehnte Überfahrt in seine Heimat Ona zu erkaufen. Er musste dringend zu seinem Vater. Hoffentlich ging es ihm gut. Auf seinen Brief hatte sein alter Herr nie geantwortet.

Ein schlechtes Gewissen machte sich breit. Durch die Fahnenflucht hatte er seinen Vater in Gefahr gebracht. Und nun würde er die Konsequenzen für die Versäumnisse seines Sohnes tragen müssen, wenn man ihn erwischte. Wahrscheinlich hatten Valanen ihn längst gefangen genommen. Übelkeit stieg in ihm auf, wenn er sich dieses Horrorszenario vor sein inneres Auge rief. Er hätte niemals flüchten dürfen. Bis heute konnte er sich nicht erklären, weshalb er Hals über Kopf die Armee verlassen hatte. Es war eine dumme Entscheidung gewesen, aber jetzt musste er das Beste daraus machen.

Ein lautes Rumpeln, gefolgt von einem Schrei und einem Knall, rissen Kjoren aus seinen düsteren Gedanken. Canet riss am Zügel und verdrehte die Augen. Er tänzelte nervös zur Seite. Kjoren hatte Mühe, das Tier zu beruhigen. Mit festem Griff hielt er das Zaumzeug umklammert, während er die Straße mit Blicken absuchte, um den Verursacher des Lärms auszumachen. Zwei Männer hielten einen dritten an den Armen gepackt und schleiften ihn über die Straße. Der Gefangene wehrte sich nach Kräften. Die Männer sahen aus wie gut gekleidete Valanen. Einer von ihnen hielt einen Revolver. Ihr

Opfer war zweifelsohne ein Firune, obwohl er kein Halsband trug. Seine Haare glänzten hell in der Sonne und seine Augen leuchteten blau. Er trat um sich, traf jedoch nur Luft. Kjoren fuhr ein Schreck durch die Glieder. Er wusste genau, welche Strafe einem Firunen drohte, der sich nicht an die Gesetze hielt. Schon unter König Adoran war es strikt verboten gewesen, ohne Halsband auf die Straße zu gehen, doch seit der neue König regierte, waren die Gesetze weiter verschärft worden. Es gab eine Ausgangssperre für Firunen, außerdem hatte man sie teilweise enteignet und in speziellen Stadtvierteln untergebracht, wo sie weitgehend unter sich blieben. Kjoren schätzte sich glücklich, dass Kelly und Gord keinen Unterschied machten. Sie hatten ihm trotz seiner Abstammung Arbeit angeboten. Kjoren schluckte und starrte wie gebannt den Valanen hinterher, die den Firunen auf die Ladefläche eines Wagens zerrten. Der Fahrer ließ die Zügel knallen, das Gefährt ruckte an und verschwand wenige Augenblicke später hinter einer nahen Biegung. Die Schreie des Firunen gingen erst sehr viel später im allgemeinen Stadtlärm unter.

Kjoren beschleunigte seine Schritte. Bloß schnell weg von hier. Unwillkürlich fasste er sich an sein Halsband aus Bluteisen, das er vor vielen Jahren mit bunten Federn beklebt hatte, schon damals eine Geste des Trotzes. Die Verschlechterung der Lebensbedingungen für alle Angehörigen seiner Rasse erfüllte ihn mit Hass und Wut. Der Zorn steigerte sich, bis er seine Eingeweide regelrecht zu verbrennen schien. Der kindische Wunsch, sich an den Eroberern zu rächen, die sich mit Gewalt einnisteten und sein Volk zu einem Leben in Armut zwangen, stieg auf. Er war sich über die Sinnlosigkeit seiner Rachegedanken bewusst, denn er würde niemals etwas an den Umständen ändern können. Er rang seine Emotionen nieder und beschleunigte seinen Gang noch weiter. Canet schnaubte

und tänzelte Schritte zur Seite, da Kjoren ihn etwas unsanft am Zügel riss.

Er senkte den Blick und starrte den Rest des Weges auf seine Füße. Er wollte den Verfall der Stadt nicht mehr sehen. Er hob nicht einmal den Kopf, als sich dicht neben ihm auf dem Gehsteig zwei Männer prügelten. Er hörte einen Knochen knacken, dicht gefolgt von einem markerschütternden Schrei, doch er zog es vor, die Staubwolken, die seine Schuhe aufwirbelten, zu beobachten. Erst als er das Stadtviertel weit hinter sich gelassen hatte und in eine gepflegte Nebenstraße des Valanenviertels einbog, wagte er, den Blick zu heben. Canets eisenbeschlagene Hufe trappelten gleichmäßig über den sorgfältig gepflasterten Gehsteig und fanden ihren Widerhall an den steinernen Wänden. Ein Wohnviertel für Besserverdienende. Die Häuser wiesen allesamt zwei bis drei Stockwerke auf und bestanden größtenteils aus massiven Steinblöcken oder Ziegeln. Fensterscheiben glitzerten, es gab sogar Vorgärten, die jetzt im Herbst allerdings struppig überwuchert waren. Kjoren kannte beinahe jede Straße und jede Abkürzung von Budford. In den letzten Wochen gehörte es neben den täglich anfallenden Stallarbeiten auch zu seinen Aufgaben, Pferde abzuholen und auszuliefern.

Kjoren machte es nichts aus. Doch seit einigen Wochen wurde es zunehmend gefährlicher auf Budfords Straßen, erst recht für einen Firunen. Anfangs hatte Kjoren jeden Tag befürchtet, man würde ihn wegen Fahnenflucht fassen, doch nach einer Weile hatte er die Angst abgelegt. In Budford kümmerte sich kaum jemand um seinen Nachbarn, niemanden interessierte es, was sein Nebenmann tat oder nicht tat. Seit der neue König den Thron bestiegen hatte, breiteten sich Missgunst und Hass aus wie Gift. Seit Tagen patrouillierten sogar Soldaten, was Kjoren sein Leben als Deserteur erheblich erschwerte. Die Kriminalität

nahm stetig zu und beinahe täglich erreichten ihn Meldungen über die Festnahme von gesetzlosen Firunen, was wiederum Scharmützel und Aufstände seitens rebellischer Firunen nach sich zog.

Kjoren erreichte das Grundstück von Mr. Bonette, der am Abend zuvor ein Mietpferd bestellt hatte. Kjoren führte Canet die kurze Auffahrt bis zur Eingangstür und betätigte den eisernen Türklopfer. Das weiß getünchte Haus von Mr. Bonette war recht groß, zweistöckig und mit stuckverzierten Umrahmungen an den Fenstern. Kjoren wartete, doch niemand öffnete. Er klopfte erneut. Ein Fenster öffnete sich im obersten Stockwerk. Der Kopf eines Mannes mit Schnauzbart tauchte über dem Fensterbrett auf.

»Kommen Sie mit dem Pferd hinter das Haus«, rief er und schloss das Fenster.

Kjoren führte Canet um das Haus herum auf eine weitläufige Terrasse. Eine Wiese lag dahinter. Zwei Schafe kauerten unter einem hölzernen Unterstand. Kjoren hatte nicht erwartet, mitten in der Stadt einen Garten vorzufinden. Von der Straße aus war er nicht einsehbar gewesen.

Die Tür zum Hof öffnete sich. Der Mann mit dem Schnauzbart kam heraus und begrüßte Kjoren. Er trug einen schwarzen Anzug und frisch geputzte Schuhe. Mit wenig fachmännischem Blick begutachtete er das Pferd und bat Kjoren, es auf die Wiese zu den Schafen zu stellen. Er tat, wie ihm geheißen.

»Ich heiße Hork, ich bin Mr. Bonettes Haushälter.« Er lächelte und streckte Kjoren die Hand entgegen. Sein Schnauzbart zuckte im Rhythmus seiner Worte.

Kjoren erwiderte seinen Gruß. »Ich heiße Leroy.« Er hatte sich bereits so sehr an seinen Decknamen gewöhnt, dass ihm das Lügen nicht mehr schwerfiel.

Für die Dauer eines Herzschlags schlich sich ob seines valanischen Vornamens ein ungläubiger Ausdruck auf Horks Gesicht, doch er besann sich und lächelte freundlich. »Freut mich sehr, Leroy. Möchten Sie nicht auf eine Tasse Kaffee hereinkommen? Mr. Bonette ist leider in der Stadt aufgehalten worden. Er hatte mich gebeten, seinen Sohn zur Bank zu schicken, um das Geld für das Mietpferd abzuholen. Er müsste jeden Moment zurück sein. Wir haben es uns abgewöhnt, allzu viel Bargeld im Haus zu haben. Man hört in letzter Zeit vermehrt von Unruhen und Einbrüchen, die selbst vor dem Südviertel nicht haltmachen.«

»Danke. Ich denke, ein paar Minuten kann ich noch erübrigen.« Eigentlich war es neben dem Geld bloß die Aussicht auf einen Kaffee, der Kjoren zu dieser Entscheidung veranlasste. Er legte keinen Wert auf einen Plausch, und schon gar nicht in einem solchen Haus. Doch er hatte keinen Kaffee mehr getrunken, seit er in die Armee eingetreten war.

Er begleitete Hork durch die Terrassentür ins Innere in den Salon. Die Räume sahen genauso gepflegt und ordentlich aus wie die Fassade. Kjoren fühlte sich unwohl und fehl am Platz. Er trug Arbeitskleidung, die zwar relativ sauber, aber dennoch nichts im Salon eines feinen Valanen verloren hatte. Hork bot ihm einen Platz an einem imposanten Tisch aus dunklem Edelholz an, der an einem Ende des über fünfzehn Yards langen Raums stand. Der Blick des Dieners haftete kurz auf seinem eisernen Halsband. Hork lächelte gequält, sagte jedoch nichts. Er entschuldigte sich für einen Moment und verschwand in der Tür zum Flur. Kjoren begann seinen Entschluss, Horks Einladung angenommen zu haben, zu bereuen. Er hasste all die piekfeinen Dinge, die sich reiche Leute in ihre Wohnzimmer stellten. Es gab kunstvoll bemalte Bodenvasen, teure Teppiche, Ölgemälde an den Wänden und allerhand anderen

Schnickschnack. Allesamt Staubfänger. Wozu brauchte man so etwas? Man machte es allenfalls kaputt, wenn man nicht aufpasste, wohin man trat. Kjoren schüttelte sich. Das war kein Leben für einen auf dem Land aufgewachsenen Firunen wie ihn. Alles kam ihm künstlich und unnatürlich vor.

Hork kehrte mit einem Tablett, auf dem zwei herrlich duftende Tassen Kaffee standen, zurück und stellte es vor Kjoren auf die glänzend polierte Tischplatte. Er zog sich einen aus demselben Holz kunstvoll mit Schnitzwerk versehenen Stuhl heran und setzte sich ihm gegenüber.

»Haben Sie das Anwesen leicht finden können?«, fragte Hork höflich und nahm einen Schluck.

»Ja, ich kenne mich in dieser Gegend gut aus. Ich hatte allerdings kein so prunkvolles Haus erwartet.« Die meisten Kunden des Mietstalls waren allenfalls Valanen aus der Mittelschicht, die keinen Platz oder kein Geld für eigene Pferde hatten. Kjoren nahm einen großen Schluck Kaffee. Wie herrlich er schmeckte!

Hork lächelte schüchtern. »Normalerweise besitzen wir zwei Pferde, aber die Nichten von Mr. Bonette sind mit den Tieren auf einem mehrtägigen Reitausflug. Ausgerechnet jetzt rufen meinen Herrn die Geschäfte. Er braucht ein Pferd, um seine Kunden zu besuchen.« Hork sah Kjoren mit einem erwartungsvollen Blick an, als erwartete er, dass Kjoren nachhakte. Doch Kjoren interessierte sich nicht für die Geschäfte von Mr. Bonette. Er nickte nur und nahm einen weiteren Schluck aus der Tasse. In diesem Moment öffnete sich die Tür zum Salon und ein schwarzhaariger Bengel von vielleicht vierzehn Jahren erschien auf der Türschwelle. In der Hand hielt er einen Umschlag.

»Hier ist das Geld. Drei Goldene und acht Silberne.«

Hork sprang vom Stuhl auf und nahm dem Jungen hastig den Umschlag weg. »Danke, dass du das Geld geholt hast.« Er senkte die Stimme, aber Kjoren verstand dennoch jedes Wort, das er zu dem Jungen sprach. »Bitte, erzähl doch nicht so laut herum, wie viel Geld du mit dir herumschleppst.«

Kjoren lächelte. Glaubte Hork, Kjoren hätte vielleicht Interesse daran, ihn zu bestehlen? Sein Geld scherte ihn nicht die Bohne.

Der Junge verschwand und Kjoren vernahm das Geräusch von sich entfernenden Schritten, gefolgt von einer Tür, die ins Schloss fiel. Hork setzte sich zurück an den Tisch. Er suchte fünf Silberne und gab sie Kjoren. »Entschuldigen Sie das Benehmen von Tane, er hat sich nicht einmal vorgestellt oder Sie begrüßt. In diesem Alter sind sie so schwierig«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Ich bin aber froh, dass er wenigstens unversehrt hier angekommen ist. Unglaublich, wie unruhig es in der Stadt geworden ist.«

Kjoren versenkte die Münzen in der Hosentasche. »Das habe ich auch gemerkt.« Er nahm den letzten Schluck Kaffee und schob den Stuhl geräuschvoll zurück. »Und genau deshalb mache ich mich jetzt besser auf den Rückweg. Ich sollte nicht noch einmal den Osten von Budford durchqueren. Da mache ich lieber einen Umweg. Und weil es neuerdings so etwas Sinnvolles wie eine Ausgangssperre während der Mittagszeit gibt, muss ich mich sputen.« Bitterkeit und Sarkasmus sprachen aus ihm, ohne das er es beabsichtigt hatte.

»Das kann ich Ihnen nicht verdenken. Fürchterlich diese Zustände! König Jaham schickt ständig mehr Soldaten in die Stadt, aber dadurch wird es nur noch schlimmer. Die Gemüter sind so erhitzt! Die ersten Firunen beginnen, sich gegen die neuen Auflagen zu wehren.« Die Wangen von Hork liefen rosa an, als ihm wohl auffiel, dass er mit einem Firunen sprach.

Hastig wechselte er das Thema: »Nun, Leroy, im Namen von Mr. Bonette bedanke ich mich für das Geschäft. Kommen Sie gut nach Hause.«

Kjoren nickte nur. Hork begleitete ihn bis zum Gehsteig. Er drehte sich nicht um, sondern machte sich unverzüglich auf den Rückweg.

Als er den Mietstall erreichte, war es bereits weit nach Mittag. Kjoren hatte den ganzen Rückweg lang gegrübelt. Und nachdem er zu allem Überfluss in eine Straßenkontrolle geraten war, weil er sich trotz Ausgangssperre in der Mittagszeit draußen aufgehalten hatte, fasste er einen Entschluss: Er wollte keinen Tag länger in der Stadt bleiben. Die valanischen Soldaten, die seine Identität festgestellt und den korrekten Sitz seines Halsbandes überprüft hatten, hatten ihn zwar nicht erkannt und weiterziehen lassen, doch Kjoren wusste, dass er nicht mehr sicher war. Und was noch viel schlimmer war, auch sein Vater war nicht mehr sicher. Er musste sich so schnell wie möglich eine Überfahrt nach Ona kaufen, bevor der neue König auch noch auf die Idee kam, ein Gesetz zu erlassen, das Firunen verbot, mit dem Luftschiff zu verkehren. Gewundert hätte es ihn jedenfalls nicht. Kelly schuldete ihm noch ein halbes Monatsgehalt. Zusammen mit dem Geld, das er gespart hatte, dürfte es für eine Überfahrt reichen. Er hatte zwar vorgehabt, wenigstens eine kleine Reserve für sich zu behalten, aber er würde sich auch ohne Essensgeld bis nach Derris durchschlagen.

Das Büro des Mietstalls lag verwaist in der milchigen Sonne. Ein Zettel an der Tür wies etwaige Kunden darauf hin, dass am Nachmittag wieder jemand zu sprechen sei. In den Mittagsstunden schloss Kelly gelegentlich die Eingangstür ab, um sich eine kurze Pause zu gönnen.

Kjoren betrat die Stallungen. Einige der Pferde reckten ihm neugierig die Köpfe entgegen. Er hatte die Tiere wirklich lieb gewonnen.

Er fand Kelly und Gord schließlich am Tisch sitzend in dem kleinen Raum über den Ställen, den sie sich gemütlich eingerichtet und wo sie schon so manch fröhlichen Abend verbracht hatten. Eine schmale steile Treppe führte hinauf.

»Kelly? Ich muss mit dir reden«, sagte Kjoren und setzte sich auf einen Hocker neben dem Tisch. Gord rührte in einer Teetasse, Kelly lehnte lässig mit dem Oberkörper auf der Tischplatte. Sie lächelte.

»Da bist du ja wieder. Hast du Canet bei Mr. Bonette abgegeben?« Sie ignorierte Kjorens Worte.

»Ja, habe ich.« Kjoren nahm die fünf Silbernen aus seiner Hosentasche und legte sie vor Kelly auf den Tisch.

»Dann kannst du gleich hinunter in die Werkstatt gehen und ein Zaumzeug ausbessern«, sagte Gord, während er Kjoren über den Rand der Teetasse hinweg mit einem strengen Blick bedachte. Er ärgerte sich vermutlich über Kjorens spätes Erscheinen.

Kjoren stieß ein leises Schnaufen aus. Er mochte Gord und die Arbeit im Stall. Doch er hatte eine Entscheidung getroffen. Es war nicht seine Art, um den heißen Brei herumzureden.

»Kelly, Gord, ich kann nicht mehr für euch arbeiten.« Ein klarer Satz, unmissverständlich und selbstsicher formuliert.

Einige Sekunden sagte niemand etwas. Gord stellte klirrend die Tasse auf den Tisch, ein wenig Tee schwappte über den Rand. Kelly zog die Stirn kraus und bedachte Kjoren mit einem Blick, als sei er geisteskrank.

»Ihr wisst, dass ich nur so lange hier arbeiten und Geld verdienen wollte, bis ich genug für eine Überfahrt in meine

Heimat gespart habe«, fuhr Kjoren fort. »Ich denke, die Zeit ist reif für den Abschied.«

Gord schüttelte den Kopf. »Und du hast es damit so eilig, dass du nicht einmal mehr ein Zaumzeug ausbessern kannst?«

»Ich möchte heute noch zum Hafen.« Kjorens Blick irrte zwischen seinen beiden Arbeitgebern hin und her, die ihn immer noch ungläubig anstarrten. »Ich bin in der Stadt nicht länger sicher. Jeden Tag kommen mehr Soldaten. Ich habe heute gesehen, wie sie einen Firunen verschleppt haben. Ständig hört man von Mord und Vergewaltigungen. Ich kann es nicht riskieren, länger zu bleiben.« Vor allem, weil sie nach mir suchen, fügte Kjoren in Gedanken hinzu. Er war ein Mann der überhasteten Entscheidungen, daran hatten seine Arbeitgeber sich in den vergangenen Wochen bereits gewöhnt. Kelly und Gord versicherten Kjoren ihr Verständnis, sie würden ihn selbstverständlich nicht aufhalten. Kjoren wunderte sich dennoch, wie gelassen sie seine Entscheidung akzeptierten. Es bescherte ihm ein schlechtes Gewissen. Kelly und Gord waren anständige Leute, vermutlich die nettesten Valanen, die er je kennengelernt hatte. Selbst Kellys Mann Mort von der Pferdevermietung in Feddys war kein schlechter Kerl. Kjoren hatte sich seit dem Versuch vor sechs Wochen, ein Pferd bei ihm zu mieten, noch zwei Mal mit ihm unterhalten, als er zu Besuch nach Budford gekommen war. Und jetzt enttäuschte er alle maßlos!

Er fühlte sich schlecht, als Kelly ihm seinen restlichen Lohn auszahlte und sogar noch drei Kupferne obendrauf legte. Kjoren stieg auf den Heuboden, packte seine wenigen Habseligkeiten in den Rucksack und verabschiedete sich. Je schneller der Abschied, desto schmerzloser. Kelly und Gord wussten ebenso wie Kjoren um die Gefährlichkeit der Stadt für einen Firunen.

Vielleicht hatten sie insgeheim schon länger mit seiner Kündigung gerechnet.

Bevor er endgültig den Hof verließ, besuchte Kjoren noch Cliff, den sandfarbenen Wallach, auf dem er damals in die Stadt geritten war. Er hatte an einen Schlachter verkauft werden sollen, doch Kjoren hatte sich erfolgreich dafür eingesetzt, ihn zu einem Reitpferd für Kinder zu machen. Zumeist waren es die ärmeren Familien, die dieses Angebot in Anspruch nahmen, und gelegentlich gab sogar jemand eine Spende. Gord hatte Kjorens Vorschlag anfangs belächelt, doch mittlerweile war ein hübsches Trinkgeld für den Mietstall zusammengekommen, ganz zu schweigen von der positiven Werbung. Cliff finanzierte sich sein Gnadenbrot. Kjoren wandte sich schweren Herzens von der Box ab. Wie weichherzig er geworden war. Schluss mit den Sentimentalitäten! Er verließ den Hof, ohne sich umzudrehen, zurrte den Rucksack fester um die Schultern und marschierte schnellen Schritts nach Südwesten. Die Münzen lagen tief verborgen in seiner Tasche. Es fühlte sich gut an, endlich das Geld für die lang ersehnte Reise nach Ona zu besitzen. Allerdings beschlich ihn den ganzen Weg über das ungute Gefühl, beobachtet und verfolgt zu werden, doch immer, wenn er sich umdrehte, konnte er nichts erkennen als das übliche geschäftige Treiben von Budford. Sicherlich bereitete es ihm bloß Unbehagen, so viel Bargeld bei sich zu tragen.

# Dreizehn

## Ein folgenschwerer Irrtum

Sand und Erde knirschten zwischen seinen Zähnen. Ein moderiger Geschmack, als kaute er eine Handvoll Kompost, breitete sich auf seiner Zunge aus. Doch es störte ihn nicht, die schrumpelige Karotte schmeckte besser als die Abfälle, die er für gewöhnlich von der Straße auflas.

Leroy stopfte sich den Rest der Wurzel in den Mund und schluckte, ohne richtig zu kauen. Gehetzt sah er sich um. Niemand beachtete den zerlumpten und abgemagerten Mann, der im von Unkraut überwucherten Garten neben einem Wohnhaus hockte und wie ein Tier in der Erde nach den Resten von Gemüse grub. Dies war nicht die rechte Jahreszeit, um Karotten und Kohl anzubauen, und deshalb hatten die Eigentümer des Grundstücks den Garten während der vergangenen Wochen nicht mehr gepflegt. Ein paar Knollen hatte man bei der Ernte jedoch übersehen. Sie schmeckten holzig und kaum genießbar, doch immerhin waren sie essbar.

Leroy wischte sich die dreckverschmierten Finger an der abgetragenen Hose ab. Er hatte das Kleidungsstück einem Toten abgenommen, den er auf dem Weg raus aus Valana am Wegesrand hatte liegen sehen. Er hätte sich nie vorstellen können, jemals ein derart schändliches Verbrechen zu begehen, doch der Tote hatte gewiss keine Verwendung mehr für die Kleidung. Leroy hingegen war auf alles angewiesen, dessen er habhaft werden konnte.

Nachdem in Valana die Unruhen ausgebrochen waren, hatte er sich auf den langen und beschwerlichen Weg nach Budford

gemacht, ohne einen Kupfernen in der Tasche. Er hatte beabsichtigt, seine Eltern um Hilfe zu bitten, die in der Nähe von Budford einen kleinen Hof bewirtschafteten, doch unterwegs hatte ihn der Mut verlassen. Sein Vater und er waren im Streit auseinandergegangen. Die Angst, sein Vater könnte ihn verspotten und wegschicken, war zu groß. Leroy hatte sich daraufhin entschieden, in der Großstadt zu bleiben. Seine Überlebenschancen waren dort weitaus größer als auf dem Land, wo es einem mittellosen Herumtreiber schwerfiel, etwas zu essen aufzutreiben. Leider uferte die Situation in Budford noch mehr aus als die in Valana. Er konnte nur von Glück reden, dass er kein Firune war. König Jaham hatte es in den wenigen Wochen seiner Regentschaft bewerkstelligt, sich unbeliebter zu machen als das Fleckfieber. In den Straßen wimmelte es von Soldaten. Leroy lebte jeden Tag mit der Angst, man könnte ihn erkennen und als Deserteur verhaften. Es war ihm bis heute ein Rätsel, weshalb man ihn damals hatte vergiften wollen, und ebenso rätselhaft war sein Überleben. Falls der Anschlag wirklich ihm galt, hielt man ihn ohnehin für tot. Und wenn er ehrlich war – allzu weit davon entfernt war er nicht.

Jemand öffnete die Fensterläden des Hauses, in dessen Garten Leroy hockte. Er zuckte zusammen und richtete sich jäh auf, um zurück zur Straße zu stolpern, doch man hatte ihn entdeckt.

»Mach, dass du verschwindest, du dreckiger Dieb«, rief eine männliche Stimme aus dem Fenster. Leroy drehte sich nicht um, sondern hastete die Straße entlang bis um die nächste Hausecke. Er hatte sich mittlerweile an die abfälligen Blicke der Leute gewöhnt. Sie zeigten mit dem Finger auf ihn und wechselten auf die andere Straßenseite, wenn sie ihn sahen. Anfangs hatte es ihm wehgetan, doch der Schmerz wurde mit jedem Tag erträglicher.

Leroy schleppte sich ein Stück weiter durch die Gasse. Dies war ein etwas besseres Viertel, in dem überwiegend Valanen lebten, die sich sogar einen Garten leisten konnten. Für ihn gab es hier das meiste Essen zu finden, doch er fiel unter den redlichen Bürgern auf wie ein bunter Hund. Im Ostviertel, in dem die Firunen eingepfercht und unter schlechten Bedingungen lebten, wäre seine Erscheinung weniger Aufsehen erregend gewesen, doch die Leute dort besaßen nichts, das es sich zu stehlen lohnte. Als Valane war es Leroy erlaubt, sich im Südviertel herumzutreiben, und er machte häufig Gebrauch von seinem Recht.

Er zog sich die Hose hoch und zurrte das Seil stramm, das sie oben halten sollte. Es löste sich immer wieder, aber einen richtigen Gürtel hatte er bisher nicht gefunden. Durch das Gift in seinem Körper hatte er viel Gewicht verloren. Er sah erbärmlich aus. Sein Wangenfleisch hing hinab, dunkle Schatten lagen unter seinen Augen. Dennoch beklagte er sich nicht. Er hatte überlebt, und allein das zählte. Die Kräuter, die er im Zustand geistiger Verwirrung in jener schicksalhaften Nacht gegessen hatte, hatten ihm das Leben gerettet und das Gift des Pilzes aus seinem Körper gespült. Leroy dachte nur ungern an den schwärzesten Moment seines Lebens zurück. Es war die Nacht, in der er nicht nur beinahe sein Leben, sondern auch seinen Posten als Soldat verloren hatte. Er hatte drei Tage lang in einem verlassenen Waldstück nahe der Kaserne gelegen, gefiebert und geschlafen. Folglich hatte er der Aufforderung von Oberst Ripps, zum Rat der Obersten zwecks einer erneuten Befragung zu erscheinen, nicht nachkommen können. Leroy war sich sicher, dass seine Entlassungspapiere seit diesem Tag irgendwo in Ripps' Büro lagen und auf ihre Abholung warteten. Leroy schnaubte verächtlich. Selbst wenn er zur Kaserne zurückgekehrt wäre: Angesichts des offensichtlichen Anschlags

auf sein Leben hätte er sich einem großen Risiko aussetzen müssen. Vielleicht versuchte der Attentäter erneut, ihn umzubringen, wenn er herausfand, dass sein Plan gescheitert war. Leroy wusste nicht, weshalb man ihn hatte loswerden wollen, und vermutlich würde er es auch nie erfahren.

Leroy seufzte und rieb sich das Gesicht. Er hatte sich geschworen, stark zu sein und das beklemmende Gefühl von Selbstmitleid zu unterdrücken, doch es gelang ihm nicht immer. Er hatte Valana nicht nur deshalb verlassen, weil es so gefährlich geworden war. Im Grunde war es nur ein Vorwand. Er schämte sich. Vielleicht hätte ihm eine ruhmreiche Karriere als Offizier bevorgestanden. Alle hätten ihn bewundert und zu ihm aufgeschaut. Jetzt lebte er als Abschaum, nicht besser als die unzivilisierten Firunen an der Grenze des Reiches. Nie hätte er es ertragen, wenn ihn jemand in Valana auf der Straße erkannt und mit dem Finger auf ihn gezeigt hätte.

Leroy schlenderte die schmale Gasse entlang Richtung Süden. Mit jedem Schritt, den er sich dem Abgrund näherte, nahm der Wind zu. Er hielt sich gern am Abgrund auf. In Valana hatte er oft beobachtet, wie sich das Wasser des Flusses Blau an seiner Mündung in die unendliche Tiefe stürzte. Mehr als einmal hatte Leroy darüber nachgedacht, sich ebenfalls hinunterzustürzen. Doch er war zu feige. Vielleicht wäre er bis in alle Ewigkeit gefallen. Ein Schauder lief ihm über den Rücken. Viele der ärmeren Familien, die in Küstennähe lebten und sich kein im Sinne des barmherzigen Gottes angemessenes Grab leisten konnten, benutzten den Abgrund als eine Form der Bestattung. Es war unwürdig, geradezu ein Frevel. Zweifelsohne bot der Abgrund aber auch eine wunderbare Möglichkeit, unliebsame Dinge für immer loszuwerden. Leroy stellte sich die Frage, ob man seine Leiche auch hinuntergeworfen hätte, wenn er am Gift des Sanguispilzes verreckt wäre. Schnell schob er

den Gedanken beiseite.

Er erreichte das Ende der Gasse und stieß auf die Hauptstraße, die sich an dieser Stelle nahe dem Abgrund an der Küste entlangschlängelte. Leroy blieb stehen. Eines der mächtigen Luftschiffe lag vor Anker und warf einen gewaltigen Schatten auf die Straßen und Häuser. Die Segel waren eingeholt, die Zugbrücke hinaufgezogen. Es machte nicht den Anschein, als würde die »Wind II« alsbald auslaufen. Das Gewimmel auf der Hauptstraße erinnerte ihn an einen Ameisenhaufen. Kutschen, Karren, Reiter und allerhand Fußvolk trieben sich hier herum. Der Wind wehte den Geruch von frischgebackenem Brot herüber.

»Leroy! Leeeeroy!«

Ein Schreck schoss ihm wie eine Gewehrkugel in den Leib. Er fuhr herum, sein Herz schlug in einem schnellen Rhythmus gegen die Rippen. Wer hatte ihn erkannt? Ein Soldat? Hektisch suchte Leroy die Umgebung mit den Augen ab. Ein kräftiger, kleiner Mann, dessen Muskeln sich deutlich unter dem Hemd abzeichneten, bahnte sich mit erhobener Hand einen Weg durch die Menge. Er steuerte auf Leroy zu.

»Leroy! Warte doch«, rief er erneut und blieb abrupt keine zehn Yards von ihm entfernt stehen. Er klopfte einem anderen Mann auf die Schulter. Dieser umarmte ihn freundschaftlich, als der Stämmige ihm einen Lederbeutel gab. Leroy konnte nicht verstehen, worüber sie sich unterhielten. Er runzelte die Stirn. Anscheinend gab es noch einen Leroy in dieser Stadt. Eine Welle der Erleichterung erfasste ihn. Falscher Alarm, niemand hatte ihn beachtet. Er wollte sich gerade abwenden, als sein Blick an dem Mann haften blieb, dem der Muskelprotz den Beutel in die Hand gedrückt hatte. Er kam Leroy seltsam bekannt vor …

Der Mann strich sich durch die dunkelblonden Haare und drehte sich ein wenig. Seine Augen, sein Mund, seine Mimik – alles erinnerte Leroy an … den Firunen, mit dem er zusammen auf einer Mission in den Grenzlanden gekämpft hatte! Es war der Soldat, der im Anschluss an den Einsatz getürmt war, und für den Leroy gelogen hatte. Wie lautete sein Name noch gleich? Kjoren. Natürlich. Alle Firunen hatten diese eigenartig klingenden Namen. Aber weshalb hatte der stämmige Mann ihn Leroy gerufen? Heiße Empörung stieg in ihm auf, als ihm bewusst wurde, dass der Firune seinen Namen missbrauchte, vermutlich, um sich zu schützen.

Der muskelbepackte Mann verabschiedete sich und verschwand in der Menge. Kjoren öffnete den Lederbeutel und zog ein in Papier gewickeltes Paket hinaus. Ein zufriedenes Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus. Er entfernte sich von dem Getümmel und setzte sich auf die Treppe vor einem Ladeneingang. Leroy starrte ihn immer noch fassungslos an. Er musterte Kjoren von oben bis unten. Er sah gut aus. Sein Bart war sorgsam gestutzt, die Statur kräftig und seine Kleidung ordentlich. Es machte nicht den Anschein, als hätte er seit seiner Flucht eine entbehrungsreiche Zeit verlebt. Es versetzte Leroy einen Stich. Der missmutige und wortkarge Kjoren, den Leroy kennengelernt hatte, machte einen zufriedeneren Eindruck als jemals zuvor. Und noch dazu missbrauchte er seinen Namen!

Kjoren wickelte eine mit Käse belegte Scheibe Brot aus dem Papier aus. Leroys Magen krampfte sich schmerzlich zusammen. Kjoren biss beherzt in das Brot und Leroys Mund füllte sich mit Speichel. Weshalb war die Welt bloß so ungerecht? Einen Moment lang spielte er mit dem Gedanken, einfach zu Kjoren hinzugehen und ihn anzusprechen, doch er wusste, dass außer Gestammel kein Wort seine Lippen

verlassen hätte. Zudem schämte er sich für seinen Zustand, obwohl er daran keine Schuld trug.

Jemand rempelte Leroy von hinten an. Ein in einen Umhang gehüllter Mann murmelte eine kurze Entschuldigung. Die Kapuze hatte er sich tief ins Gesicht gezogen. Leroy sah ihm nach. Wenige Yards entfernt, blieb er stehen, zog etwas aus der Innentasche seines Umhangs und schleuderte es in Kjorens Richtung. Der Gegenstand sauste durch die Luft und blieb dicht neben Kjorens Kopf in der hölzernen Hauswand stecken.

Ein Dolch, kaum länger als Leroys Hand.

Ungläubig starrte er abwechselnd den Dolch, Kjoren und den Fremden an. Niemand sonst schien den Vorfall bemerkt zu haben. Kjoren sprang in einer blitzschnellen Bewegung auf und ließ den Rest des Brotes auf den Boden fallen. Plötzlich machte der Fremde einen Satz nach vorn, als wollte er Kjoren packen, doch dieser hechtete einen Satz zur Seite, rollte sich ab und flitzte in die Nebenstraße, aus der Leroy zuvor gekommen war. Sein Angreifer setzte ihm nach.

Wie an Marionettenfäden bewegten sich plötzlich auch Leroys Beine. Er fühlte sich in den Vorfall verwickelt, obwohl er sich den Grund nicht erklären konnte. Die Absichten des verhüllten Mannes waren eindeutig, er hatte Kjoren töten wollen. Aber weshalb?

Leroy folgte den beiden so schnell ihn seine schwachen Beine trugen. Er sah den Fremden vor sich, seine Kapuze war ihm vom Kopf gerutscht. Seinen Hinterkopf bedeckten dunkle Locken. Ein Valane.

Sie rannten um mehrere Hausecken, Pferdekutschen und das geschäftige Treiben auf den Straßen ließen sie allerdings nur langsam vorankommen. Der Abstand zwischen Kjoren und seinem Verfolger verringerte sich zusehends. Leroys Lungen

brannten. Auf offener Straße wäre er nicht in der Lage gewesen, ihnen zu folgen. Seine körperliche Verfassung war weit entfernt von seiner früheren Form.

»Leroy! Ich weiß, wo du bist und wie du aussiehst! Ich werde dich überall finden«, schrie der fremde Mann. Seine dröhnende Stimme klang tief. Leroy, der alle Mühe hatte, mit den beiden mitzuhalten, riss vor Schreck die Augen auf. Dachte der Kerl tatsächlich, Kjoren sei er? Und war es in Wirklichkeit er, nach dem der Fremde suchte? Er verspürte den Drang, stehen zu bleiben und sich zu verstecken. Was, wenn der Mann bemerkte, dass ihn der echte Leroy verfolgte? Wenn sich Leroy allerdings abwandte, würde er nie erfahren, wer ihm nach dem Leben trachtete. Einmal Feigling, immer Feigling. Leroy biss die Zähne zusammen und lief weiter, doch Kjoren und der mordlustige Kerl rannten schneller als er.

Leroy fasste einen Entschluss. Sie näherten sich dem Zentrum von Budford, wo es eine Menge verwinkelter Gassen gab. Wenn sich der Abstand zwischen ihnen weiter vergrößerte, würde er sie unweigerlich aus den Augen verlieren. Es gab nur eine Chance. Kjoren steuerte auf eine Weggabelung zu. Leroy spekulierte darauf, dass er sich nach rechts wenden würde. Also wandte er sich ebenfalls nach rechts und tauchte in eine schmale Gasse ein. Wenn er Glück hatte, würde er Kjoren den Weg abschneiden.

Zwischen den Häuserwänden gespannte Wäscheleinen bremsten Leroys Sprint immer wieder. Er fluchte. Trotzdem lief er unbeirrt weiter, bis seine Beine vor Anstrengung zitterten. Er hätte sich abwenden und Kjoren seinem Schicksal überlassen können, aber eine Stimme in seinem Inneren sagte ihm, dass er das Richtige tat.

Kjoren tauchte jäh vor ihm auf. Er rannte direkt auf Leroy zu.

Als sie sich auf gleicher Höhe befanden, griff Leroy beherzt nach Kjorens Ärmel und stieß ihn mit aller Gewalt durch ein geöffnetes Tor, das in einen Hinterhof führte. Es war mehr der Überraschung als seiner Kraft zu verdanken, dass es ihm gelang, denn Kjoren war ein kräftiger Kerl mit weitaus mehr Körpergewicht.

Kjoren schien zu glauben, Leroy würde mit seinem Verfolger unter einer Decke stecken, denn sofort begann er, mit Fäusten auf ihn einzuschlagen. Als sich ihre Blicke jedoch trafen, hielt Kjoren mitten in der Bewegung inne. Er hechelte vor Anstrengung, sein Hemd klebte schweißnass. Er trug einen Rucksack auf dem Rücken. Leroy wunderte sich über seine Ausdauer. Wie konnte jemand mit schwerem Gepäck bloß so schnell laufen?

»Dich kenne ich doch«, stieß Kjoren hervor. »Du bist derjenige, der mich damals nicht verpfiffen hat, oder? Hast du es dir anders überlegt? Willst du mich ergreifen und zurück in die Kaserne schleifen?« Kjorens Augen funkelten, auf seiner Stirn hatte sich eine tiefe Falte gebildet. Noch immer hielt er die Hände zu Fäusten geballt schützend vor seinen Körper.

Leroy machte eine beschwichtigende Geste. »Wenn du mich genauer ansehen würdest, fiele dir vielleicht auf, dass ich keine Uniform trage und auch nicht so aussehe, als gehörte ich noch zu Oberst Ripps' Regiment.« Er konnte sich einen sarkastischen Unterton nicht verkneifen. »Ich wollte dir bloß helfen, weil ich mitbekommen habe, wie dich jemand angegriffen hat.«

Plötzlich entspannten sich Kjorens Gesichtszüge und er nahm die Hände hinunter. Leroy machte einen Schritt weiter in den Hof hinein. »Wir sollten versuchen, nicht gesehen zu werden, sonst findet dich der Kerl vielleicht doch noch, Leroy.« Er

betonte seinen Namen bewusst abfällig.

Kjoren lächelte grimmig. »Irgendwie musste ich mich doch schützen. Doch wie mir scheint, ist dein Name keine gute Wahl gewesen. Immerhin hat der Messerwerfer ausdrücklich nach einem Leroy gesucht. Wenn ich gewusst hätte, dass du ebenfalls desertiert bist, hätte ich mir einen anderen Namen ausgesucht.«

»Woher willst du wissen, dass ich desertiert bin?«

Kjoren schnaubte. »Du sagtest, du seist kein Soldat mehr. Was soll sonst passiert sein?«

Leroys Herz begann erneut viel zu rasch zu hämmern. »Ich wurde unehrenhaft entlassen«, zischte er. »Nicht zuletzt wegen dir. Weil sie mir auf die Schliche gekommen sind, dass ich deinetwegen gelogen habe.« Es entsprach zwar nicht ganz der Wahrheit, aber das brauchte Kjoren nicht zu wissen. Sollte er ruhig ein schlechtes Gewissen bekommen.

Kjoren schwieg einen Moment, als müsste er abwägen, ob er Leroy glauben wollte. »Du bist immer ein kriecherischer und ehrlicher Soldat gewesen, dem Lügen zuwider waren«, sagte er schließlich in ruhigem Ton. »Hauptmann Lenrys Speichellecker. Und das ist der einzige Grund, weshalb ich dir deine Geschichte glaube. So jemand wie du wäre nie freiwillig gegangen.« Er stieß ein Geräusch aus, als müsste er sich das Lachen verkneifen. »Aber ausgerechnet du? Unehrenhaft entlassen? Das ist dramatisch. Das tut mir wirklich leid.« Seine Worte klangen nicht gerade aufrichtig. Empörung breitete sich in Leroy aus. Nicht wegen der Beleidigungen, die Kjoren ihm an den Kopf warf, sondern vielmehr die Gleichgültigkeit, die Kjoren für ihn zu empfinden schien.

Der Firune wandte sich zum Gehen ab. »Ich danke dir für deine Hilfe, den Kopfgeldjäger abzuschütteln. Jetzt verdanke ich

dir schon zum zweiten Mal eine gelungene Flucht. Aber ich habe es leider eilig. Ich brauche eine Überfahrt nach Derris. Mach's gut.«

Kjoren, der Miesepeter wie eh und je. Ehrlichen Dank konnte man von ihm nicht erwarten. Leroy schluckte seinen Ärger hinunter und hielt Kjoren an der Schulter zurück. »Hast du keine Angst vor einem erneuten Angriff?«

Kjoren zog die Stirn kraus. »Wenn alles gut geht, bin ich bald aus dieser stinkenden Stadt verschwunden. Das ist kein Ort für einen wie mich.« Demonstrativ rückte er sein Halsband zurecht.

»Du glaubst doch nicht im Ernst, dass du dich jetzt noch zum Schiffsanleger trauen kannst? Vielleicht lauert der Angreifer dir dort auf, weil er ahnt, was du vorhattest. Außerdem bezweifle ich, dass ein Firune die Überfahrt gestattet bekommt.« Leroy wunderte sich abermals über Kjoren. Er war ein unglaublich sportlicher, flinker Bursche, aber an Grips schien es ihm zu mangeln.

Kjoren wandte sich mit einem Seufzen vom Tor ab und setzte sich auf den staubigen Boden in eine Ecke des kleinen Hinterhofs. Er bedeutete Leroy mit einer Geste, sich neben ihn zu setzen. Der quadratische Hof lag leer im Schatten bis auf eine mit Gerümpel vollgestopfte Zinkwanne, die ihnen gegenüberstand. Leroy hoffte, dass niemand auf die Idee kam, hier nach ihnen zu suchen. Er fühlte sich unwohl bei dem Gedanken, dass das Tor noch immer offen stand. Trotzdem ließ er sich auf den Boden neben Kjoren nieder, stets den Hofeingang im Auge.

»Wer war der Typ, der dir den Beutel mit den Broten gegeben hat?«, fragte Leroy.

Kjorens Gesichtsausdruck veränderte sich vor Verwunderung. »Macht es dir Spaß, andere Leute zu beobachten?« Er

schüttelte den Kopf. »Das war Gord, mein ehemaliger Arbeitgeber. Ich habe heute erst gekündigt. Er wollte nett sein und hat mir etwas zu essen gebracht, weil er wusste, dass ich mein ganzes Geld für die Überfahrt brauche.«

Leroy massierte sich die Waden. Der Sprint hatte seinem geschwächten Körper viel Kraft abverlangt. »Der Auftragsmörder wird dich sicherlich schon seit Längerem beobachten«, sagte er. »Er wird schnell in Erfahrung bringen, wo du gearbeitet hast. Und dann wird er herausfinden, dass du dir eine Überfahrt kaufen wolltest. Du bist an Bord nicht sicher.«

Kjoren bedachte ihn mit einem Blick, als hätte Leroy ihm soeben erklärt, wie man sich eine Frau eroberte. »Eines muss man dir ja lassen, du hast was in der Birne. Aber ich kann in keinem Fall hierbleiben. Ich muss zu meinem Vater.«

Leroy zuckte die Achseln. »Ich kann dich nicht mit Gewalt davon abhalten. Trotzdem würde ich gern in Erfahrung bringen, weshalb man dich – Pardon, mich – töten wollte. Immerhin war es mein Name, um den es ging.« Leroy warf Kjoren einen flehenden Blick zu. Seine Chancen standen schlecht, dass Kjoren seinen Rat befolgen würde. Niemand hörte auf das, was er zu sagen hatte. Daran hatte er sich gewöhnt. »Sicher ging es bei dem Mordanschlag nicht um mein oder dein Ausscheiden aus der Armee«, fuhr er fort. »Der Typ mit dem Umhang war kein Soldat, dessen bin ich mir sicher. Außerdem hätte er sich eine Belohnung einstreichen können, wenn er dich lebend in die Kaserne zurückgebracht hätte. Und die Absichten des Kerls waren wohl eindeutig: Mord.« Leroy schoss plötzlich eine Erkenntnis in den Leib wie eine Speerspitze. Er spürte förmlich, wie ihm die Farbe aus dem Gesicht wich. »Es ist nicht das erste Mal, dass mich jemand töten wollte«, brachte er mühsam hervor. Seine Stimme klang auf einmal dünn und belegt.

Weshalb hatte er den Zusammenhang nicht eher erkannt?

»So? Das ist interessant. Und ich Idiot verwende auch noch deinen Namen.« Kjoren scharrte mit der Stiefelspitze im Staub.

Ärger stieg in Leroy auf und verdrängte das Entsetzen, das er noch Sekunden zuvor empfunden hatte. »Sind dir andere eigentlich total egal? Denkst du immer nur an dich? Ich für meinen Teil brenne darauf, zu erfahren, wer mir ans Leder wollte!«

»Hey, nun bleib mal ruhig«, zischte Kjoren. »Mir begegnen die Leute auch nur selten freundlich. Also beschwere dich nicht. Weshalb sollte man dich wohl töten wollen? Meinst du nicht, dass du unter Paranoia leidest? Du bist weder ein wichtiger Hauptmann noch sonst jemand Besonderes.«

Leroy musste sich beherrschen, um ihn nicht anzuschreien. Selten hatten überkochende Emotionen ihn so weit gebracht, sich überhaupt zu trauen, jemanden anzufahren. »Hast du eigentlich eine Ahnung davon, was ich durchgemacht habe? Beinahe wäre es ihnen gelungen, mich zu töten. Man wollte mich vergiften! Und du erzählst mir, ich leide unter Paranoia!« Seine Stimme hallte von den Häuserwänden wider. Er fürchtete sich noch immer, man könnte auf sie aufmerksam werden, doch Frust, Ärger und Verzweiflung drängten an die Oberfläche. Kjoren schwieg und starrte ihn nur mit ungläubigen Blicken an. Leroy unterdrückte Tränen und atmete ein paar Mal tief ein und aus, ehe er seiner Stimme wieder vertraute.

Er erzählte Kjoren in aller Ausführlichkeit von der seltsamen Bestattungszeremonie, von Oberst Ripps' Drohung und von der Vergiftung durch die Sanguispilze. Kjoren hörte ihm zu, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen. Er wirkte nachdenklich.

»Sanguispilze? Woher kennst du denn Sanguispilze?«, fragte er, als Leroy seinen Vortrag beendet hatte. »Die sind doch nur

unter Firunen bekannt. Zumindest dachte ich das immer.«

Dies war nicht der richtige Zeitpunkt für Schamgefühle, deshalb berichtete er Kjoren auch noch von seiner firunischen Adoptivfamilie und dem schwierigen Verhältnis zu seinem Vater. Er hatte Kjoren während seiner Zeit in der Armee bereits von seiner Herkunft erzählt, doch noch nie hatte er über die Einzelheiten gesprochen.

Kjoren senkte den Kopf und starrte auf seine staubigen Stiefelspitzen. »Du hattest mir einmal gesagt, dass du bei Firunen aufgewachsen bist, jedoch habe ich dir das damals nicht abgekauft. Ich habe dich immer für einen überheblichen Valanen gehalten, wie alle anderen auch. Dennoch kann ich dir deine Frage auch nicht beantworten. Ich weiß nicht, wer dich töten wollte und weshalb. Ich kann dir nicht helfen.«

Er hatte recht. Trotzdem fühlte sich Leroy erleichtert. Er hatte sich endlich einmal von der Seele geredet, was ihn schon seit so langer Zeit beschäftigte. »Ich kann nicht von dir verlangen, dass du mir hilfst. Und ich wüsste auch nicht, wo ich mit meinen Recherchen anfangen sollte.«

Kjoren seufzte. »Es tut mir leid. Ich bin dir zu Dank verpflichtet. Du hast mir das Leben gerettet. Mal wieder. Scheint so, als würden sich unsere Wege immer wieder auf diese Weise kreuzen, wie?« Er stand auf und klopfte sich den Staub aus der Hose. Leroy folgte seinem Beispiel.

»Ich danke dir auch für deine Warnung«, sagte Kjoren mit einem ehrlichen Lächeln im Gesicht. »Vielleicht schaffe ich es, irgendwie unerkannt an Bord eines Schiffes zu gelangen.« Er reichte Leroy zum Abschied die Hand. Kjoren konnte ihm keine Hilfe sein, trotzdem vermochte er das Gefühl von Enttäuschung nicht zu unterdrücken. Er bedauerte, dass Kjoren nach wie vor beabsichtigte, nach Ona zu gelangen. Aber konnte er es ihm

verdenken? Was hatte er geglaubt? Dass er seine Pläne aufgab, nur um Leroy zu helfen? Ausgerechnet Kjoren, der draufgängerische Egoist?

Schweigend begleitete Leroy ihn die Straßen entlang bis zurück zum Hafen. Von dem Kopfgeldjäger, oder was immer er war, fehlte jede Spur.

# *Vierzehn*

## *Begegnungen*

Selbst von ihrem Platz auf der obersten Treppenstufe aus konnte Elane ihn nirgends entdecken. Das Gedränge in den Straßen von Budford war einfach zu groß. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen. Wo blieb er bloß? Ärger und Verzweiflung machten sich gleichermaßen breit. Sie hielt den Umschlag mit dem sorgsam zusammengefalteten Pergament eng an sich gedrückt. Unter keinen Umständen durfte sie ihn verlieren. Es hatte sie zwei anstrengende Stunden gekostet, Izan Detchill zu diesem Geschäft zu überreden. Seine Unterschrift bedeutete für sie eine Lebensversicherung. Wenn sie ohne das Dokument heimkehrte nach Valana, konnte sie genauso gut direkt von den Klippen in die Tiefe springen, denn andernfalls würde Jonneth sie gewiss den Abgrund hinunterstoßen, dessen war sie sich sicher.

Sie stützte sich an der Eingangstür der Kirche ab, die auf einem Sockel mitten auf dem Marktplatz erbaut worden war, um sich zu recken. Ein guter Platz, um auf die Köpfe der Menschen hinabzusehen, doch der Sergeant blieb verschwunden.

»Sergeant Fratch?«, rief sie hinunter, doch ihre dünne Stimme ging im allgemeinen Gemurmel der Masse unter. Ihr blieb nichts anderes übrig, als auf eigene Faust nach dem Sergeanten zu suchen. Sie hatte gehofft, ihn von einem erhöhten Punkt aus zu erspähen, doch die Hoffnung zerplatzte gerade wie eine Seifenblase. Fratch hatte versprochen, hier auf sie zu warten, doch erwartungsgemäß kam er seiner Pflicht nicht nach. Fratch war ein alter Säufer, vermutlich lehnte er auf dem Tresen eines

Wirtshauses und kippte sich ein Bier nach dem anderen in den Hals. Elane verbarg das Dokument unauffällig unter ihrem Rock, strich die Falten glatt, stieg die Treppe hinunter und bahnte sich einen Weg quer über den Marktplatz. Sie würde notfalls auch ohne Fratch die Kutsche erreichen. Und wenn es sein musste, würde sie auch ohne ihn den Befehl zum Aufbruch geben. Jonneth hatte ihr den alten Soldaten zur Seite gestellt, damit er für ihre Sicherheit sorgte. Ha! Elane glaubte, Jonneth sorgte sich vielmehr um die Sicherheit des Dokuments. In jedem Fall war der pensionierte Sergeant gänzlich ungeeignet für die Aufgabe. Jaham hatte mit Fratch vor Jahren in einem Regiment gedient, und vermutlich dachte Jaham, er sei dem alten Säufer etwas schuldig. Es mutete schon eigenartig an, dass es anscheinend nur dann möglich war, das Ansehen des Königs zu erlangen, wenn man in irgendeiner Form in Verbindung zum Militär stand. Jaham war besessen von Soldaten und Waffen, und das merkte man der Stadt deutlich an. An jeder Ecke standen uniformierte Männer, die Gewehre geschultert und den Rücken gestrafft. Leider sorgten die Soldaten keineswegs für Ruhe, sondern heizten die angespannte Lage nur noch weiter an. Elane erlaubte sich kein Urteil darüber. Es war zu gefährlich für eine Frau, sich in solche Dinge einzumischen.

Sie erreichte das Ende des Platzes und tauchte in eine weniger belebte Seitenstraße ein. Die hohen Häuserfronten begrenzten die Gasse zu beiden Seiten wie eine undurchdringliche Mauer. Kaum ein Sonnenstrahl verirrte sich jemals bis auf die Pflastersteine. Elane sah sich um. War sie auf dem Weg zur Kirche an einer Gemischtwarenhandlung vorbeigekommen? Sie wusste es nicht mehr, ging aber dennoch weiter. Alle Straßen, die nach Süden führten, mündeten früher oder später in die große Ringstraße, die sich dicht am Abgrund entlangschlängelte und zum Hafen führte, deshalb

setzte Elane ihren Weg unbeirrt fort. Sie konnte es kaum erwarten, die Kutsche zu erreichen, und die Stadt endlich zu verlassen. Hier sah es sogar noch ungemütlicher aus als in Valana. In Budford lebten seit jeher sowohl Valanen als auch Firunen, und gerade dieser Umstand machte die Stadt neuerdings zu einem gefährlichen Pflaster. Kein Wunder, dass Jonneth lieber seine Frau vorschickte, damit sie die Geschäfte für ihn abwickelte. Um Elane war es immerhin nicht schade, wenn sie zu Tode kam. Vielleicht hatte er es sogar darauf angelegt. Womöglich war der Auftrag Teil der Schikanen, mit denen er ihr tagein, tagaus das Leben schwer machte. Sie schluckte ihren Frust hinunter und ging schnellen Schrittes weiter die Straße entlang nach Süden. Das Geräusch ihrer Absätze hallte von den Häuserschluchten wider.

Ein Mann tauchte unmittelbar vor ihr auf wie aus dem Nichts. Elane hatte nicht einmal gesehen, woher er so plötzlich gekommen war. Der Schreck ließ sie unwillkürlich einen spitzen Schrei ausstoßen. Der Mann überragte sie um eine Kopflänge, trug abgenutzte Arbeitskleidung und strähnige helle Haare klebten an seiner Stirn. Elanes Blick haftete auf einer Schürfwunde an seinem Hals, die wohl von einem Halsband herrührte, das er momentan jedoch nicht trug. Ein Firune. Elane wollte ihn gerade für seine Unachtsamkeit rügen, als der Mann nach ihrem Oberarm griff, sie zu sich heranzog und ihr eine Hand auf den Mund presste. Der Umschlag rutschte aus den Falten ihres Kleides und fiel zu Boden. Panik ergriff sie mit eiskalten Klauen, sie trat und schlug um sich, traf jedoch nur Luft. Blut rauschte in ihren Ohren und ihre Beine zitterten. Sie drehte den Kopf und versuchte, in der Umgebung nach jemandem Ausschau zu halten, der ihr helfen konnte. Doch hier hielt sich niemand auf, die Straße lag leer und verlassen im Schatten. Gott, wenn nur der Sergeant endlich auftauchen

würde!

Der Mann stieß ein tiefes Knurren aus und zerrte Elane hinter sich her in einen Hauseingang. Er stank nach Schweiß und Dreck. Sie wehrte sich vergeblich, als er ihr ein Stück Stoff in den Mund stopfte und ihren Kopf mit einem Lederriemen umwickelte, den er stramm verknotete. Er musste die Tat geplant haben, denn er war bestens vorbereitet. Blanke Angst ließ Elanes Beine unter ihr schwach werden und nachgeben, sie sank auf die Knie. Schon spürte sie zwei große Hände, die mit einem Ruck ihr Kleid zerrissen. Niemals hätte sich Elane träumen lassen, dass ihr einmal so etwas passieren würde. Sie war behütet innerhalb der dicken Mauern von Valburg aufgewachsen, inmitten von unzähligen Leibwachen. Und jetzt musste sie vielleicht sterben. Sie zwang sich gewaltsam zur Ruhe. Wenn der Firune sie nur vergewaltigte, konnte es kaum schlimmer werden als das, was Jonneth ihr regelmäßig antat. Mit dem einzigen Unterschied, dass ihr Peiniger Firune war. Der widerliche Gedanke ließ sie würgen, er war unnatürlich und abstoßend, doch Hauptsache sie überlebte.

Der Mann beugte sich zu ihr herab und packte ihr Kinn mit einer Hand. Er führte sein Gesicht nahe an ihres. »Jetzt werden die Drecksvalanen sehen, was ich mit euch Frauen mache«, presste er hervor. Er riss den Rock unter ihren Knien hervor und seine Finger glitten darunter. Sie schrie, aber das Stück Stoff in ihrem Mund erstickte jeden Laut, der ihrer Kehle entwich. Sie trat und schlug weiter um sich, doch der Firune drückte sie mit seinem Körpergewicht auf den Boden. Sie hatte keine Chance gegen ihn. Sie schloss die Augen in Erwartung des Unvermeidlichen, fühlte sich einer Ohnmacht nahe, seine harten Lippen an ihrem Hals, seine raue Hand auf ihrer Haut. Ihr Höschen zerriss. Der Gedanke, das Bewusstsein zu verlieren, hatte etwas Tröstliches an sich. Sie wünschte sich nichts mehr

als das.

Plötzlich ließ der Druck auf ihr nach. Als sie die Augen öffnete und hochblickte, lag der Firune rücklings neben der kurzen Treppe, die zum Hauseingang führte. Ein anderer Mann stand mit dem Rücken zu ihr. Er packte den Schmierfink an den Haaren, riss ihn auf die Beine und schlug ihm hart ins Gesicht. Blut spritzte aus der Nase des Firunen, er taumelte. Elane saß starr vor Schreck mit dem Rücken gegen die Wand gepresst. Sie zitterte wie Espenlaub. Ein weiterer Mann tauchte auf einmal auf.

»Mach, dass du verschwindest«, rief er ihrem Peiniger hinterher, der mit blutigem Gesicht das Weite suchte.

Der Mann, der ihm ins Gesicht geschlagen hatte, kam langsam auf sie zu, reichte ihr die Hand und zog sie auf die Beine. Er löste den Riemen um ihren Kopf und nahm den Stoff aus ihrem Mund. Elane spuckte die Flusen aus und würgte vor Grauen, obwohl es sich für eine Dame nicht gehörte. Hastig versuchte sie, mit den zerfetzten Resten ihres Kleides ihren Körper zu bedecken. Sie hob den Blick.

»Danke, ich …« Sie stockte. Am Hals des Mannes, der vor ihr stand und sie erwartungsvoll ansah, prangte ein eisernes Halsband. Bunte Federn klebten daran, als fände er das Teil auch noch schön. Elane wusste nicht, was sie mehr in Verwunderung versetzte: Dass ihr jemand geholfen hatte oder dass es ein Firune war.

»Nichts zu danken«, sagte er. »Budford ist eine schreckliche Stadt. Ich hoffe, Ihnen ist nichts passiert.« Er klang freundlich, auch wenn seine Stimme leise und knurrend war. Elane schüttelte den Kopf. Das Dokument! Sie ging mit zittrigen Beinen die kurze Treppe hinunter und suchte hektisch die Straße mit den Augen ab.

»Wo ist es?«, stieß sie hervor. »Das Dokument! Wo ist es nur?« Tränen der Verzweiflung schossen ihr in die Augen. Der Umschlag war fort. Kaltes Grausen ergriff sie und kurz wunderte sie sich darüber, dass ihr ein verlorenes Dokument mehr zusetzte als eine knapp entgangene Vergewaltigung. Vermutlich dachten die beiden Männer nicht anders, denn sie zogen verwundert die Stirn kraus.

»Ein Dokument? Ist Ihnen nicht wohl, Lady?«, fragte der zweite Mann. Elane wandte ihm den Kopf zu. Er war Valane, aber keineswegs entsprechend gekleidet. Um seine Beine schlotterte eine viel zu große abgetragene Hose. Er wirkte müde und krank. Elane kam sein Gesicht bekannt vor, doch sie wusste ihn nicht einzuordnen.

»Ich bin nach Budford gekommen, weil ich ein Geschäft abwickeln musste. O barmherziger Gott, mach, dass das nicht wahr ist!« Sie griff sich in die Haare und drehte sich einmal um die Achse. Fassungslosigkeit und Panik schüttelten sie. Sie konnte unmöglich zurückkehren in den Palast. Jonneth würde sie töten.

»Jetzt beruhigen Sie sich doch erst einmal«, sagte der Firune. »Was ist ein Stück Papier im Vergleich zu Ihrem Leben?«

Elane hätte ihm für die Aussage am liebsten ins Gesicht geschlagen, doch sie war ihm zu Dank verpflichtet. Er konnte ja nicht ahnen, dass dieses Dokument ihr Leben bedeutete. Elane atmete tief durch und zwang sich, Ruhe zu bewahren.

Der Firune wechselte einen Blick mit dem Valanen und wandte sich wieder an Elane. »Wenn ich es nicht so eilig hätte, würde ich Sie zu einer Tasse Tee im Grünen Gockel einladen«, sagte er.

Elane starrte ihn mit offenem Mund an wie eine Geisteskranke. Kein Gedanke lag ihr ferner, als mit einem Firunen in einer

Gaststube gesehen zu werden.

Der Valane schien ihre Empörung bemerkt zu haben. Er schnaubte verächtlich, sagte aber nichts. Der Firune warf ihm daraufhin einen strengen Blick zu. »Was ist?«, bellte er. Die zwei machten nicht den Eindruck, als wären sie gut befreundet.

»Du kennst nicht einmal den Namen der Dame und machst dich an sie heran. Sie ist Valanin! Das ist widerlich.«

»Ich mache mich nicht an sie heran!« Die Augen des Firunen verengten sich zu Schlitzen. Er wandte sich wieder an Elane. »Aber er hat insofern recht, dass ich Ihren Namen nicht kenne.«

Elane hätte ihm unter normalen Umständen niemals ihren Namen genannt, aber er hatte ihr immerhin das Leben gerettet. Sie war es ihm schuldig. Vielleicht war er auf eine Belohnung aus … die Jonneth sicher nicht bezahlen würde. »Ich heiße Elane.« Elane Venell, fügte sie in Gedanken zu und schüttelte sich innerlich vor der Vorstellung, mit dem König verwandt zu sein, wenn auch nur angeheiratet.

»Freut mich, Elane. Ich heiße Kjoren. Nur für den Fall, dass es Sie interessiert.« Er biss sich auf die Unterlippe und murmelte ein paar unverständliche Worte, die wie schroffe Flüche klangen.

Elane wich erschrocken einen Schritt zurück. Seltsames Betragen! Ihr Blick glitt zu dem Valanen hinüber, der aussah, als müsste er sich ein Lachen verkneifen. Was ging hier vor sich?

»Entschuldigen Sie mein Verhalten«, sagte Kjoren und machte eine beschwichtigende Geste, als er ihre Verwirrung zu bemerken schien. »Ich habe es in den letzten Wochen vorgezogen, meinen Namen nicht allzu freimütig zu nennen.«

»Sind Sie ein gesuchter Verbrecher?« Erneut begann Elanes Herz, schneller zu schlagen.

Kjoren lächelte breit. »O nein, machen Sie sich keine Sorgen.

Dennoch behalte ich den Grund lieber für mich, falls es für Sie in Ordnung ist.«

Elane nickte pflichtschuldig. Sie hätte sich gern verabschiedet, aber ihre Höflichkeit und gute Erziehung geboten es, die Sache nicht auf sich beruhen zu lassen. »Wie kann ich mich erkenntlich zeigen?«

»Sie sind mir nichts schuldig«, sagte Kjoren. »Ich muss ohnehin weiterziehen.« Er reichte Elane zum Abschied die Hand. »Es sei denn, Sie wollen doch noch in den Grünen Gockel?« Er offenbarte ein breites Grinsen. Elane ignorierte seine Worte. Auch der Valane streckte nun die Hand aus, um sich von ihr zu verabschieden. Erst jetzt fiel ihr etwas ins Auge, das ihr zuvor nicht aufgefallen war. Unter dem aufgekrempelten Hemdärmel des Valanen lugte etwas hervor, das ihr sehr bekannt vorkam. Eine verblasste Narbe, die ein charakteristisches Muster aufwies. Keinesfalls vollständig, aber die Anordnung der geschwungenen Linien war unverwechselbar. Sie erwischte sich dabei, wie sie darauf starrte, und wandte schnell den Blick ab.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte der Valane. »Sie sehen so blass aus.«

»Woher haben Sie das Mal auf Ihrem Arm?« Ihre Stimme klang selbst für ihre Verhältnisse ungewohnt dünn.

»Das hatte ich schon immer.«

»Könnte mir jemand sagen, was los ist?«, mischte sich Kjoren ein. Elane ignorierte sein Gezeter.

»Wie heißen Sie?«, verlangte sie von dem Valanen zu wissen. Sie sah ihm deutlich an, dass er überlegte, ob er seinen Namen nennen sollte oder nicht. Sein Blick glitt Hilfe suchend zu Kjoren, aber der zuckte nur die Achseln.

»Leroy. Mein Name ist Leroy.«

Elanes Knie gaben nach und knickten ein. Kjoren verhinderte einen Sturz, indem er ihr blitzschnell unter die Arme griff.

»Was ist denn nur los mit Ihnen?« Er zog sie wieder auf die Beine.

»Ich dachte, Sie seien tot«, flüsterte sie an Leroy gewandt. Übelkeit stieg in ihr auf und auch Leroy wich die restliche Farbe aus dem ohnehin blassen Gesicht. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er sie an.

Eine Weile lang sagte niemand etwas, dann fand Elane als Erste ihre Sprache wieder. »Vielleicht sollten wir uns unterhalten. Aber nicht hier.«

Die Männer begleiteten sie zurück auf die Hauptstraße, die am Hafen entlangführte. Sie folgten der Straße ein Stück nach Norden. Elane spürte die Blicke der Passanten auf sich. Ihr Kleid hing zerrissen an ihrem Körper und ihr Haar verdeckte zerwühlt ihre bloße Schulter. Sie schämte sich zutiefst und dankte dem barmherzigen Gott, als sie endlich einen kleinen Park erreichten. Sie ging so lange weiter, bis sie glaubte, ungestört zu sein und setzte sich auf eine niedrige Beetumfriedung aus Ziegelsteinen. Mit Macht verdrängte sie den Gedanken an das verlorene Dokument, denn jedes Mal, wenn sie sich Jonneth‘ Wut über dessen Verlust vor Augen führte, schüttelte sie die pure Panik. Es stand außer Frage, dass sie sich nicht zurück nach Valana trauen konnte. Mehr als einmal hatte Jonneth sie mit dem Tode bedroht, und er würde nicht davor zurückschrecken, sie in seiner Wut zu erschlagen. Elane wusste nicht einmal, was auf dem Stück Papier geschrieben stand und weshalb es von so großer Wichtigkeit für Jonneth war. Sie hatte lediglich eine Unterschrift erbeten und den verschlossenen Umschlag an sich genommen. Sicherlich ging es um illegale Waffenlieferungen. Sie hatte Jaham

mehrfach darüber lamentieren hören. Vermutlich hatte Sergeant Fratch, der sie eigentlich beschützen sollte, längst allein den Rückweg nach Valana angetreten. Er würde erzählen, Elane sei weggelaufen, dessen war sie sich sicher. Fratch war nicht nur ein Säufer, sondern auch ein Feigling. Er würde nicht zögern, über Leichen zu gehen, wenn er dafür seine Haut retten konnte. Niemals würde er zugeben, dass er seinen Pflichten nicht nachgekommen war. Elane empfand ein wenig Erleichterung, dass sie nun frei war. Der Vorfall hatte ihr eine längst überfällige Entscheidung abgenommen. Eine unbekannte Zukunft stand ihr bevor, aber sie hätte nicht länger bei Jonneth bleiben können. Sie spürte die Blicke ihrer wartenden Begleiter und rang ihre Verzweiflung nieder. Selbst wenn sie in dieser schrecklichen Stadt den Tod fand – den hätte ihr Jonneth früher oder später ohnehin beschert. Eine Tatsache, die sie bislang allzu gern verdrängt hatte. Die Erkenntnis traf sie wie eine Ohrfeige. All die Wochen hatte sie immer noch daran geglaubt, aus einem schrecklichen Traum zu erwachen. Sie spürte einen Kloß im Hals. Wie um alles in der Welt sollte sie allein überleben? Eine Frau, die nie gelernt hatte, für sich zu sorgen? Elane unterdrückte die Tränen, die ihr in die Augen stiegen. Ein Räuspern riss sie aus ihren Gedanken. Sie wandte den Kopf.

»Woher kennst du mich?«, fragte Leroy. Seine Stimme war leise, er wirkte verletzlich, als kämpfte er ebenso wie sie gegen Tränen an. Kjoren, der Firune, saß mit verschränkten Armen zwischen ihnen und sah sie abwechselnd mit erwartungsvollen Blicken an. Elane fühlte sich unwohl in seiner Nähe, obwohl er nicht unfreundlich zu ihr gewesen war. Es war mehr seine direkte, forsche Art, die ihr Angst machte.

Elane sammelte all ihren Mut. »Zunächst wusste ich nicht, woher ich dein Gesicht kenne. Doch als ich das Mal auf deinem Arm gesehen habe, ist es mir wieder eingefallen. Ich habe dich

auf der Beerdigung von Mr. Borey gesehen.« Elane bemerkte, dass sie von einem Sie zum Du übergegangen waren, doch es störte sie nicht. Absolut unerheblich in der Situation. »Ich bin auch dort gewesen.«

Leroy und Kjoren starrten sie ungläubig an. Also erzählte sie ihnen ihre ganze Geschichte. Sie ließ kein Detail aus, berichtete von ihrer arrangierten Hochzeit mit Jonneth, vom tragischen Tod ihres Onkels und ihrem schrecklichen Schicksal. Es tat gut, sich endlich einmal alles von der Seele zu reden, was sie bekümmerte, auch wenn es sich bei ihren Zuhörern um Fremde handelte. Auch Leroy erzählte, wie es ihm nach dem Giftanschlag ergangen war. Kjoren schwieg, was nicht zu seiner vorlauten Art passen wollte.

»Dann bist du Elane Durvin, die Thronerbin?«, fragte Leroy ungläubig.

»Das war ich einst. Jetzt bin ich Elane Venell, die Sklavin.« Ihre Stimme brach. Mit einem Mal wurde ihr bewusst, dass neben ihr der Mann saß, dem sie ihr Unglück zu verdanken hatte. Bevor Wut aufsteigen konnte, unterdrückte sie das Gefühl. Leroy – Cyles – traf keine Schuld. Er war ebenso ein Opfer wie sie.

»Ich habe von der Hochzeit in der Zeitung gelesen«, sagte Leroy. Anscheinend wusste er nicht, wie er reagieren sollte. »Weshalb wollte irgendwer mich loswerden? Ich bin für niemanden eine Gefahr.«

Elane öffnete den Mund, doch Kjoren kam ihr zuvor. »Hast du der Dame nicht zugehört?«, bellte er. »Du bist der wahre Thronerbe! Jaham muss in Erfahrung gebracht haben, dass man dich in Leroy umbenannt hat.«

»Dann war Adorans Tod auch kein Unfall?« Leroy wich das letzte bisschen Farbe aus dem Gesicht.

»Wahrscheinlich nicht«, sagte Elane. Es versetzte ihr einen zusätzlich quälenden Stich, ihren geliebten Onkel auf diese Weise verloren zu haben. »Ich habe viel mitbekommen. Auch Boreys Tod war kein Zufall. Er war Mitwisser. Von ihm wusste Jaham auch deinen wahren Namen.« Elane seufzte. Ein Zitteranfall packte sie. »Ich denke, weder Jaham noch Jonneth sind sich bewusst, dass ich ebenfalls über eine Menge Informationen verfüge. Sie unterhielten sich unvorsichtig offen, wenn ich mich im selben Raum befand. Wenn sie geahnt hätten, was ich alles weiß, säße ich jetzt wohl nicht hier. Ich gehe unter keinen Umständen zurück.« Die Worte klangen endgültig und doch so unwirklich. Elane hörte sie sich sprechen, als gehörte ihre Stimme nicht ihr. Zum ersten Mal wurde ihr bewusst, wie groß die Gefahr gewesen war, in der sie die ganze Zeit über geschwebt hatte. Sicher hatte Jonneth sie nach Budford geschickt, um sie loszuwerden. Vielleicht sogar durch den Säufer. Elane legte langsam die Finger an die zitternden Lippen.

Sie konnte von Glück reden, dass sie überhaupt noch lebte …

# Fünfzehn

## Aufbruch

Kjoren erhob sich mit einem schwungvollen Satz von der Mauer und klatschte in die Hände. Seine Neugier war vorerst befriedigt. Bevor noch jemand sentimental wurde, wollte er lieber gehen. »Für mich wäre die Angelegenheit dann wohl geklärt«, sagte er. »Dem ist nichts hinzuzufügen. Ich hatte einfach das Pech, mich mit dem falschen Namen geschmückt zu haben.« Er schnaubte. »Ich benutze ab sofort einen anderen und bin raus aus der Sache.« Er nickte den anderen zum Abschied zu. »Ihr kommt auch ohne mich zurecht. Ich muss zu meinem Vater, das Luftschiff wartet nicht auf mich.«

Er wandte sich ab, aber Elanes zarte Stimme hielt ihn zurück. »Das täte ich an deiner Stelle nicht. Ich möchte dir nicht zu nahe treten, aber ich halte das für keine gute Idee.«

Abrupt drehte sich Kjoren um. Elane sah ihn mit ihren großen grünen Augen an. Auf ihrer Stirn hatte sich eine Falte gebildet. Einige Strähnen ihres langen Haars hatten sich aus dem notdürftig zusammengefassten Zopf gelöst und wehten ihr um den Kopf. Für eine Valanin sah sie akzeptabel aus, schade, dass sie seine Einladung auf einen Tee nicht angenommen hatte. Sich endlos im Kreis drehende Diskussionen um irgendwelche valanischen Thronerben verschwendeten seine Zeit.

»Und weshalb sollte ich nicht zum Schiffsanleger gehen?«, verlangte Kjoren zu wissen. »Ich habe doch nicht umsonst wochenlang geschuftet und Geld gespart. Ich muss sicherstellen, dass es meinem Vater gut geht, weil …« Er ließ

den Satz in der Luft hängen. Beinahe hätte er ihr von seiner Flucht erzählt. Es war besser, wenn möglichst wenige davon wussten, und erst recht niemand, der in Verbindung mit dem Königshaus stand. Er sollte besser achtgeben, wem er heikle Informationen anvertraute. Immerhin war Elane eine Fremde.

»Zufällig weiß ich, dass es den Firunen nicht mehr gestattet ist, Luftschiffe zu benutzen«, sagte sie. »Du kannst Lyn nicht verlassen, jedenfalls nicht auf diesem Weg.« Sie spitzte trotzig die Lippen und klimperte ihn aus dichten Wimpern an. »Es sei denn, du möchtest deine Flügel gebrauchen. Aber auch das halte ich angesichts des Abschussbefehls für fliegende Firunen für unklug.«

Zunächst verspürte Kjoren Wut angesichts ihrer arroganten Unverfrorenheit, doch schnell wandelte sich sein Gram in Entsetzen. Wenn sie recht hatte, käme es einer Katastrophe gleich! Ona war seine Heimat, und dort wollte Kjoren sterben. Die dichten Urwälder, das warme Klima … Er konnte nicht glauben, was sie erzählte. Aber wunderte es ihn tatsächlich? Er hatte gesehen, wie man die Firunen von Budford in Gettos zusammenpferchte. Weitere Auflagen seitens der Regierung erschienen wie eine logische Konsequenz. Ein Kloß bildete sich in seinem Hals. War ein Leben im Armenviertel auch seine Zukunft? Er würde niemals mit der Ungewissheit leben können, nicht zu wissen, ob es seinem Vater gut ging. Vielleicht sollte er ihm einen weiteren Brief schreiben? Schlechte Idee. Womöglich überprüften die Valanen längst den Schriftverkehr.

»Hast du mir vielleicht noch irgendetwas anderes zu sagen, was ich wissen sollte?«, zischte er in Ermangelung einer besseren Antwort. Seine Stimme klang harscher als beabsichtigt. Elane wich ein paar Zoll zurück und machte ein erschrockenes Gesicht. Seine Wut galt eigentlich nicht ihr, aber

sie bekam sie trotzdem zu spüren.

Elane senkte den Blick, Blut schoss in ihre Wangen. Kjoren konnte nicht einschätzen, ob sie sich durch seinen Ton gekränkt fühlte oder ob sie herumdruckste, weil sie tatsächlich noch etwas wusste, was sie ihm nicht sagen wollte.

»Elane, gibt es sonst noch etwas, was du mir sagen willst?« Ein zweiter Anlauf. Diesmal bemühte er sich, seine Stimme so sanft wie möglich klingen zu lassen.

Elane hob den Blick. Auch Leroy sah sie gebannt an.

»Ich denke, Jaham lässt die Firunen nicht umsonst in gesonderte Stadtviertel umsiedeln«, flüsterte sie. »Ich möchte keine Angst verbreiten, aber ich glaube, er will sie versklaven. Oder töten. Oder zuerst das eine und dann das andere. Er hasst sie wie sonst nichts auf der Welt.«

Der Schock angesichts ihrer Worte ließ Kjorens Herz schneller schlagen, bis das rhythmische Rauschen seines Blutes in den Ohren jedes andere Geräusch zu ersticken drohte. Er kannte Elane kaum, aber etwas in ihrem Blick verriet ihm, dass sie nicht log. Sie saß zusammengesunken auf der Mauerkante und erweckte den Eindruck eines geprügelten Hundes, der die Härte der Venells schon oft zu spüren bekommen hatte.

»Das kann er nicht tun!« Kjorens Stimme klang schrill und kippte, doch zumindest war es ihm gelungen, seine gelähmte Zunge zu bezwingen und einen ganzen Satz zu sprechen. Er ließ sich kraftlos neben Elane auf die Mauer zurücksinken. Seine Beine fühlten sich an wie aus Gummi. Er konnte nicht fassen, dass ein König – und noch dazu ein unrechtmäßiger König – so etwas veranlasste. Kjoren hatte die Valanen schon immer für ihre Arroganz verachtet, und er hatte gedacht, die Halsbänder aus Bluteisen seien bereits ein schweres Los, aber Elanes Behauptungen übertrafen die bisherigen Schikanen bei

Weitem.

»Kann man ihn nicht irgendwie daran hindern?« Laut ausgesprochen klang es wie eine törichte Frage, aber er war bereit, nach jedem Strohhalm zu greifen. Sein Blick glitt hinüber zu Leroy, der blass wie eine Leiche mit ausdrucksloser Miene geradeaus starrte.

»Es gibt nur eine Möglichkeit«, flüsterte Elane. Ihre Stimme drang so leise an sein Gehör, dass er sie kaum verstehen konnte. »Du müsstest Cyles – ich meine natürlich Leroy – zu seinem Recht verhelfen. Er müsste den Thron zurückerobern.« Elanes Gesicht verzog sich zu einem verbitterten Lächeln. Offensichtlich war es ein sensibles Thema für sie, immerhin hatte sie jahrelang geglaubt, sie sei die Thronerbin.

Noch während er ihr zustimmte, erwachte Leroy aus seiner Paralyse. »Ich mache da nicht mit«, sagte er und klang wie ein trotziges Kind. »Ich kann überhaupt nichts beweisen und ich möchte meine Ruhe. Ich wäre schon froh, wenn ich mich irgendwo vor den Kopfgeldjägern verstecken könnte. Ich bin nicht so dämlich, mich nochmals freiwillig öffentlich zu präsentieren.«

Elane schenkte ihm ein verständnisvolles Lächeln. In diesem Moment wirkte sie wie eine Mutter, die mit ihrem Kind sprach. »Du hast einen Beweis, das Magische Mal auf deinem Arm, auch wenn es nicht vollständig ist.«

Kjoren nickte, unendlich froh, in diesem Punkt eine Verbündete gefunden zu haben. Wenn es tatsächlich die einzige Möglichkeit war, dem Irrsinn ein Ende zu setzen, würde Kjoren alles dafür unternehmen, Leroy auf den Thron zu prügeln. Es ging um Leben und Tod! Seine Wut wütete bereits lange genug in ihm, um es allein mit hundert Leibwachen des Königs aufzunehmen, nur um Jaham an die Gurgel zu gehen. Die unsinnige

Diskussion um den Thronerben hatte doch tatsächlich noch an Bedeutung gewonnen.

»Ich kann mit diesem Mal nichts anfangen«, sagte Leroy und verschränkte die Arme vor der Brust. »In mir wohnt keine Magie.«

»Ich könnte dir zeigen, wie man damit umgeht«, sagte Elane. Anscheinend sah auch sie in Leroy die Chance für ein Leben ohne Angst.

»Nein, nein, nein und nochmals nein. Vergesst das bitte.« Leroy fuchtelte vor seinem Körper herum, als wollte er Fliegen verscheuchen.

Jetzt schien seine Überzeugungskraft gefragt. Er räusperte sich, um Leroys Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. »Und was ist mit deiner Familie? Sind sie nicht auch Firunen? Du hast mir doch erzählt, du wärest bei Firunen aufgewachsen. Willst du sie im Stich lassen?« Kjoren konnte beinahe sehen, wie es in Leroys Kopf arbeitete, und wie ihm jäh eine Erkenntnis wie Schuppen von den Augen zu fallen schien. Kjoren verspürte ein Gefühl von Selbstzufriedenheit. Wie überzeugend er geklungen hatte! Ha!

Hilfe suchend glitt Leroys Blick zwischen Elane und ihm hin und her, doch sie sahen ihn nur in Erwartung einer Antwort fragend an.

»Was soll ich denn eurer Meinung nach tun?« Leroys Stimme klang weinerlich. »Ich kann doch nicht einfach nach Valburg marschieren und sagen: Hey, hier bin ich. Jetzt lasst aber mal die armen Firunen in Frieden.« Leroy sprang urplötzlich von seinem Platz auf, als hätte ihn eine Biene gestochen. Mit erhobenem Zeigefinger fügte er an: »Wisst ihr, was ich tun werde? Ich werde zu meiner Familie gehen. Jawohl! Jahrelang habe ich mich für sie geschämt, aber ihr habt recht: Ich werde

sie in ihrer dunkelsten Stunde nicht im Stich lassen.«

Das war zwar nicht die Reaktion, die er ihm hatte entlocken wollen, aber vielleicht würde es Leroy vom Gegenteil überzeugen, wenn er mit eigenen Augen sah, wie seine Firuneneltern litten. Immerhin ein Teilerfolg.

»Wo wohnt deine Familie?«, fragte Kjoren. »Ich hoffe, du hast ein Pferd. Zu Fuß gehen ist scheiße, da spreche ich aus Erfahrung.«

»Meine Eltern leben etwas außerhalb von Feddys. Das schaffe ich auch ohne Pferd«, sagte Leroy im Brustton der Überzeugung.

»Feddys? O Mann, das ist kein schöner Ort.« Er wusste nicht, ob Leroy seine Worte gehört hatte. Nur allzu gut erinnerte er sich an das kleine Dorf, einen Tagesritt von Budford entfernt. Er verband keine guten Erinnerungen damit.

Leroy entfernte sich ein paar Schritte. Er schien äußerst entschlossen zu sein. Zumindest hatten sie ihn jetzt soweit, dass er an seine Familie dachte. Wenn er seine Eltern erst einmal wiedersah, würde er schon sentimental genug werden, um einzusehen, dass er etwas gegen diesen Möchtegernkönig unternehmen musste. Dass er der Einzige war, der etwas unternehmen konnte. Kjoren gab sich vorerst zufrieden.

Elane und er tauschten hastig einen Blick, als Leroy von dannen stapfte.

»Wir kommen mit«, rief Kjoren ihm hinterher.

Elane knotete ihr zerrissenes Kleid notdürftig zusammen und folgte ihnen. Leroy ging eiligen Schrittes voran. Es überraschte Kjoren, dass der von einem Giftanschlag gezeichnete und sonst so zurückhaltende Valane urplötzlich Willen und Tatendrang an den Tag legte. Ihm war es nur recht. Er hoffte, Leroys Firunenvater würde ihm den Kopf waschen und ihn dazu

anhalten, sein Recht als Thronerbe einzufordern. Es schien die einzige Option, wie er doch noch nach Ona zu seinem Vater gelangen konnte. Zugegeben, für eine einfache Fahrt mit dem Luftschiff war es ein ziemlicher Umstand, zuerst den derzeitigen König zu stürzen, aber wenn es keine Alternative gab, endlich wieder Ruhe und Frieden nach Yel zu bringen, dann trottete er gern hinter einem Feigling her.

Am besten, wir werfen nicht nur den König, sondern gleich alle Valanen den Abgrund hinunter, dachte er grimmig. Aber Leroy war definitiv das kleinere Übel, sollte er tatsächlich den Thron besteigen.

Während sie durch die Straßen von Budford zogen, zwei Mal nur knapp einer Prügelei entgingen und man sie mehrmals angepöbelt hatte, versank Kjoren immer wieder in Gedanken. Er schalt sich einen Narren. Es war unwahrscheinlich, dass Leroys Vater ihnen eine Hilfe sein würde, denn es würde an ein Wunder grenzen, wenn er in Besitz einer Abstammungsurkunde seines Ziehsohnes wäre. Fraglich, ob er überhaupt über hilfreiche Informationen verfügte. Und ob das Magische Mal als einziges Beweismittel ausreichte, wagte er zu bezweifeln. Außerdem würden die Venells ihn wahrscheinlich schneller töten, als er das Mal ein zweites Mal würde vorzeigen können.

Elane hingegen beschäftigten ganz andere Sorgen. Mehr als einmal wies sie Leroy darauf hin, wie riskant es sei, seine Familie zu besuchen. Immerhin wusste König Jaham von Leroys neuer Identität. Er hätte längst veranlassen können, seine Eltern zu observieren, wenn er sie nicht schon längst in seine Gewalt gebracht oder getötet hatte. Vielleicht erwartete er sogar, dass Leroy in die Falle tappte, falls Jaham nicht an seinen Tod glaubte. Doch Leroy ließ sich von Elanes düsteren Prophezeiungen nicht abschrecken.

Sie verließen die Stadt am späten Nachmittag und wandten sich nach Nordwesten. Kjoren missfiel der Gedanke an den weiten Weg bis nach Feddys. Zum Glück lebten Leroys Eltern nicht in Fendrone oder Cloadley, oder gar auf einem der benachbarten Kontinente. Er fuhr sich durch das lange Haar und rang sein Selbstmitleid nieder. Immerhin erfreute er sich bester Gesundheit, was man von Leroy nicht behaupten konnte. Wenn der Valane nicht jammerte, würde sich auch Kjoren nicht beschweren. Punkt.

Sie entschieden, etwas abseits der befestigten Wege in Sichtweite der Straße zu marschieren. Der steinige Boden erleichterte ihnen die Reise nicht gerade, Dornenbüsche zerkratzten ihnen Arme und Beine. Elane murrte nicht, doch er merkte ihr das Missbehagen deutlich an. Sicherlich war es für eine Dame, die ihr Leben lang von Dienern und Zofen umgarnt worden war, eine Zumutung. Elane hatte ihr altes Leben scheinbar rasch hinter sich gelassen und sich kopfüber in eine ungewisse Zukunft gestürzt. Bis zu einem gewissen Grad brachte er Verständnis für ihr mädchenhaftes Verhalten auf, doch eine Zicke blieb sie dennoch. Jedes Mal fuhr sie zusammen, wenn eine Schlange oder Spinne ihren Weg kreuzte. Wenn er sie auslachte, warf sie ihm einen bitterbösen Blick zu. Elane machte keinen Hehl aus ihrer Abneigung gegen ihn. Sie hielt ihn auf Abstand. Leroys Nähe hingegen suchte sie immer wieder. Als sie am Abend in einer moosbewachsenen Mulde rasteten, versuchte sie sogar, Leroy im Umgang mit seinem Magischen Mal zu unterrichten. Es verleihe ihm Macht über die Metalle, besonders aber über Bluteisen. Leroy versuchte ein paar Mal, die Metallschnallen an Kjorens Rucksack zu bewegen, doch er blieb erfolglos. Nach einigen weiteren missglückten Versuchen gab er auf. Elane hingegen demonstrierte ihm bereitwillig zum hundertsten Mal, wie man es

richtig machte. Sie entfernte Kjorens Halsband, ohne es zu berühren.

»Es wäre besser, wenn du das fortan nicht mehr trägst«, sagte sie und warf es weit in das Gebüsch. »Wir müssen unerkannt bleiben.«

Kjoren schüttelte sprachlos den Kopf. Er wusste nicht, ob sie es ernst meinte, oder ob sie sich insgeheim wünschte, man würde ihn fassen und gefangen nehmen. Er rieb sich den Hals. Es fühlte sich seltsam befreiend an, so ganz ohne das Gewicht auf den Schlüsselbeinen. Sein Blut kribbelte in den Adern, wie es seine Magie immer tat, wenn er das Halsband abnahm. Sie durchfloss ihn, doch er hatte keinen Zugang dazu, denn er hatte nie davon Gebrauch gemacht. Seit er denken konnte, verfolgte ihn die Angst vor der Todesstrafe wie ein vernichtender Schatten. Er war nie erpicht gewesen, den valanischen Henker persönlich kennenzulernen.

Die Nacht brach herein und mit ihr die Kälte. Sie legten sich erschöpft auf den harten Boden unter einer alten Eiche. Stöcke, Steine und Wurzeln drückten ihm in den Rücken und er fröstelte, denn der Winter stand kurz vor der Tür. Der stetig wehende Wind kühlte seinen Körper aus und den anderen erging es sicher nicht besser. Wäre er nicht völlig am Ende seiner Kräfte, wäre er weitergelaufen, um nicht zu erfrieren. Seine Beine fühlten sich bereits taub an. Als Elanes Zähne begannen, unkontrolliert aufeinanderzuklappern, vergaßen sie Anstand und Schamgefühl und drängten sich dicht aneinander. Elane nahmen sie in die Mitte. Zumindest bewahrte es sie vor dem Erfrierungstod.

Noch vor dem ersten hellen Flimmern am Horizont marschierten sie weiter. Kjorens Magen knurrte und sie schätzten sich glücklich, als sie einige genießbare Beeren an

einem Rotblattstrauch entdeckten. Ihm gelang es, Knollen der weiß blühenden Wintermilch auszugraben, die besonders tief lagen und schwer zwischen Gestrüpp zu erkennen waren. Wie gut, dass er sich in der Wildnis auskannte. Mittlerweile benahm sich auch Elane ihm gegenüber nicht mehr ganz so feindselig. Immerhin verdankten sie ihre nicht mehr knurrenden Mägen seinen Kenntnissen.

Die Landschaft hatte sich kaum verändert, seit er das letzte Mal hier gewesen war, einzig das Voranschreiten der Jahreszeiten hatte seine Spuren hinterlassen. Sie wanderten durch eine Einöde aus niedrigem Buschwerk, Felsen und Dornsträuchern. Am zweiten Tag gelang es ihm, ein Kaninchen mit einer Fangschlinge aus Draht zu erlegen, die er aus der Notfallausrüstung gebastelt hatte. Doch sie hielten es nicht für ratsam, so nahe der Straße ein Feuer zu entzünden, deshalb strauchelten sie weiter querfeldein nach Osten. Erst nach über einer Stunde gestatteten sie sich, zu rasten, um ein Feuer zu entzünden. Sie beschlossen einstimmig, in der kommenden Nacht abwechselnd wach zu bleiben, um frisches Holz nachzulegen. Das Feuer sorgte nicht nur für herrlich duftendes gebratenes Kaninchenfleisch, sondern auch für eine angenehme Wärme.

Am Morgen beseitigten sie ihre Spuren und löschten das Feuer mit Sand. Kjoren schätzte, dass sie bis zum Abend Feddys erreichen konnten, wenn sie zügig weitergingen. Je näher ihr Ziel rückte, desto weniger sprachen sie. Anfangs hatten sie noch darüber diskutiert, ob ihr Vorhaben dumm oder die einzige Lösung war, doch mittlerweile hatten sie sich alle ihrem kläglichen Schicksal ergeben. Niemandem blieb eine Wahl. Selbst, wenn sie der Besuch bei Leroys Eltern nicht weiterbringen würde, so konnte Kjoren dort vielleicht eine Weile unterschlüpfen. In Budford hätte er unter keinen Umständen

bleiben können. Nie wieder eine Großstadt! Es erfüllte ihn mit Gram, dass ihm die Valanen mit ihren dummen Gesetzen die Rückkehr in seine Heimat verwehrten. Mehr als einmal ermahnte er sich zur Vernunft und Besonnenheit, damit er den Groll nicht an den beiden ausließ, die in seinen Augen zur falschen Rasse gehörten. Er griff sich an den Hals, der sich nackt und bloß und weich anfühlte. Wenn er sich die Haare nach Valanenart kurz schnitt und sie einfärbte, würde vielleicht niemand bemerken, dass er ein Firune war. Vielleicht konnte er dann doch noch eine Überfahrt kaufen … Er schüttelte den Gedanken ab, trotzdem schnitt er sich am Nachmittag des dritten Tages das lange Haar mit dem Messer auf Fingerbreite ab. Leroy lobte ihn für seine Weisheit. Er hingegen hätte ihm am liebsten das Grinsen aus dem Gesicht gewischt.

Als ob es ihm gefiel, sich als Valane auszugeben!

Leider gelang es ihnen nicht, bis zum Abend das kleine Örtchen Feddys zu erreichen. Das Wetter schlug um und zwang sie, eine weitere Nacht im Freien zu verbringen. Der Wind frischte auf, und ein feiner Sprühregen benetzte alles mit einer Schicht aus winzigen, kalten Wassertropfen. Schon bald waren ihre Kleider klamm. Obwohl sie sich einen Unterschlupf unter einem mächtigen Baum suchten, froren sie entsetzlich und saßen schweigend die ganze Nacht aneinandergedrängt auf dem feuchten Boden. Der nahende Winter hatte das meiste Laub von den Ästen der Bäume getrieben, sodass es kaum möglich war, sich vor dem Regen zu schützen. Auch ein Feuer wollte sich nicht in Gang bringen lassen. Er durchlitt eine der schrecklichsten Nächte, die er je erlebt hatte, obwohl er als Soldat an so manche Unannehmlichkeit gewöhnt war. Niemand schlief fest, nur gelegentlich sank einem von ihnen für einen Moment der Kopf auf die Brust. Kjoren vertrieb sich die Zeit damit, Elane eingehend zu beobachten. Sie entsprach nicht

seinem Schönheitsideal, aber hässlich war sie auch nicht. Ihr Gesicht drückte eine tiefe Trauer aus, allerdings beschwerte sie sich nie. Was hatte sie alles erdulden müssen? Ihr Blick wirkte stets stolz, aber voll von Schwermut.

Als es dämmerte, erreichten sie endlich die ersten Ausläufer von Feddys, einige verstreute und heruntergekommene Bauernhöfe. Kjoren steuerte geradewegs auf die Hauptstraße zu, doch Leroy rief ihn zurück und wandte sich stattdessen nach Osten. Kjoren hatte sich gefreut, wieder auf einer planierten Straße laufen zu dürfen, doch seine Erwartungen wurden jäh enttäuscht. Leroy führte sie weiter in die Wildnis hinein. »Die Farm meiner Eltern liegt außerhalb«, hatte er gesagt. Seufzend ergab er sich in sein Schicksal, schnürte die Stiefel strammer und marschierte über lose Geröllbrocken, hüfthohes Gras und andere Hindernisse hinweg. Seine Füße schmerzten fürchterlich, er spürte jeden Stein unter den Sohlen. Doch er wagte es nicht, sich zu beklagen. Elane beklagte sich schließlich auch nicht. Und sie war immerhin eine verwöhnte Frau!

Eine halbe Stunde später erblickte er in der Ferne die Umrisse eines Hauses. Rauch schraubte sich aus dem Schornstein. Hoffentlich waren Leroys Eltern gute Gastgeber. Er hatte einen Mordshunger.

# Sechzehn

## *Ein verhängnisvolles Wiedersehen*

Die Entbehrungen der vergangenen Tage, der Regen, die Verzweiflung – all das hatte seinen Mut nicht halb so sehr geschmälert wie der Anblick seines Elternhauses. Leroys Kehle schnürte sich zusammen. Seit Tagen verspürte er nur den einen Wunsch: seine Eltern wiederzusehen. Die Sehnsucht nach ihnen, die er aus Scham so lange unterdrückt hatte, war mit einem Mal an die Oberfläche gestoßen und ließ sich fortan nicht mehr unterdrücken. In diesen düsteren Zeiten war kein Platz für falsche Eitelkeiten, das sah Leroy nun ein. Er musste sich mit seinen Eltern versöhnen, bevor sie in den Wirrungen des neuen Systems zu Schaden kamen. Von Elanes Gefasel hinsichtlich seiner angeblich adligen Abstammung wollte Leroy indes nichts wissen. Das Letzte, das er sich vorstellen konnte, war eine offene Konfrontation mit dem Königshaus. Allein der Gedanke daran war lächerlich! Er wollte nichts damit zu tun haben, es gab weitaus Wichtigeres. Er hatte sich jahrelang für seine Firuneneltern geschämt, hatte schändlich nie zu ihnen gestanden. Sollten Elane und Kjoren weiterhin glauben, er würde den Kampf gegen Jaham aufnehmen. Ha! Für ihn gab es nur einen einzigen Kampf zu bestreiten: den gegen seine Feigheit.

Mit jedem Schritt, den er sich dem Haus seiner Eltern näherte, nahm die Angst zu. Der kleine Bauernhof lag einige Meilen von der Straße landeinwärts am Rand eines alten Eichenwaldes. Hier hatte Leroy eine glückliche Kindheit verbracht. Erinnerungen fuhren ihm wie ein Dolch in den Leib. Er hatte sich

einst geschworen, nie wieder hierher zurückzukommen, wohl wissend, dass es ihn schmerzen würde und das nur, weil sie Firunen waren, die ihn liebten?

Schon konnte er die blauen Fensterläden erkennen, wenig später den niedrigen Zaun, der den Vorgarten umfriedete. Alles wirkte noch genauso wie an dem Tag, als er das Haus verlassen hatte, nur ein wenig älter. Dieser Tag lag vier Jahre zurück. Damals hatte er sich nicht umgedreht. Er war in die Armee eingetreten, die ihn benutzt und verraten hatte, am Ende sogar beinahe seinen Tod bedeutet hätte. Wie würden seine Eltern reagieren, wenn er auftauchte und um Vergebung bat? Würden sie ihn mit offenen Armen empfangen? Lebten sie noch? Er schluckte hart. Wie würden sich Elane und Kjoren verhalten? Hoffentlich verloren sie kein Wort über Leroys vermeintlich wahre Abstammung. Er hegte wenig Hoffnung, dass sie nichts darüber sagen würden. Die beiden waren ihm schließlich nicht bis hierher gefolgt, um bei Kaffee und Kuchen über die guten alten Zeiten zu plaudern. Sie versprachen sich Informationen, die ihre Theorie weiter untermauerten. Als ob er sich dadurch überzeugen ließe. Er wollte nur eins, seine Eltern noch einmal wiedersehen, ehe Jaham Venell ihnen etwas antun konnte, sonst nichts.

Leroys Herz schlug ihm bis zum Hals, als er nach der eisernen Klinke des verwitterten Tors griff, das den Zugang zur Auffahrt versperrte. Es war nicht verschlossen, quietschend schwang es zur Seite. Leroy fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Er blieb stehen und schnappte nach Luft. Das Bauernhaus hatte er in einem besseren Zustand in Erinnerung. Der Putz bröckelte von der Außenwand. Die beiden Eichen, die sein Vater links neben das Haus gepflanzt hatte, waren beträchtlich gewachsen. Unkraut überwucherte den Vorgarten. Seine Mutter liebte die Gartenarbeit … Was war geschehen, dass sie ihn so

verwahrlosen ließ?

Trotz des Nieselregens und der eisigen Kälte blieb Leroy noch einige Atemzüge lang regungslos auf dem schmalen Kiesweg stehen, der zur Tür führte. Alles in ihm sträubte sich, sich ihr zu nähern. Einerseits wünschte er sich nichts sehnlicher als eine Aussprache mit seinem Vater, andererseits wütete da dieser kaum zu ignorierende Drang, auf dem Absatz kehrtzumachen und davonzulaufen. Davonlaufen - das hatte er immer gut gekonnt. Übelkeit stieg in ihm auf.

»Nun geh schon«, meldete sich Kjoren plötzlich zu Wort. Leroy zuckte zusammen. Er klang ungeduldig. Elane zischte den Firunen verärgert von der Seite an und warf ihm einen mahnenden Blick zu.

Kjoren hatte recht. Er konnte nicht ewig hier stehen bleiben und auf ein Wunder hoffen, das ihm die bevorstehende Konfrontation ersparte. Er musste es tun. Obwohl sich ihm die Nackenhaare sträubten, setzte er sich langsam in Bewegung und steuerte auf die Tür zu. Als er direkt davor stand, rauschte sein Blut so laut in den Ohren, dass er Kjorens verärgertes Schnauben hinter ihm kaum wahrnahm. Er gab sich einen Ruck und klopfte. Einmal. Zweimal.

Niemand öffnete. Vielleicht waren seine Eltern nicht daheim? Nachdem er ein weiteres Mal geklopft hatte, wurde ein Stuhl geräuschvoll zurückgeschoben, gefolgt von Schritten, die sich der Tür näherten. Nur einen Herzschlag später öffnete sie sich. Leroy blickte in das Gesicht seines Vaters. Obwohl er ihn zweifelsfrei wiedererkannte, fuhr ihm ein Schreck durch die Glieder, der ihn beinahe das Bewusstsein verlieren ließ. Sein Vater wirkte mehr als verändert. Sorgenfalten hatten sich in seine Stirn gegraben, dunkle Ringe umrahmten seine matten Augen. Am meisten erschreckte ihn jedoch die ausdruckslose

Miene des alten Mannes, als sich ihre Blicke trafen. Ein unangenehmes Schweigen breitete sich aus. Alles in Leroy schrie danach, wegzulaufen. Ein Zittern durchfuhr ihn. Elane und Kjoren standen in einigem Abstand hinter ihm auf dem Kiesweg, er hörte sie miteinander tuscheln.

»Ich hatte nicht damit gerechnet, dass du tatsächlich noch einmal auftauchen würdest«, sagte sein Vater schließlich. Seine Stimme klang dünn und verletzt, ganz anders, als sie Leroy in Erinnerung geblieben war. Er versuchte verzweifelt, Zorn oder Enttäuschung im Gesicht seines Vaters zu erkennen, der aus leeren Augen zu ihm aufblickte. Erst jetzt fiel ihm auf, wie klein er war. Hatte er ihn schon immer um eine Kopflänge überragt?

»Was möchtest du von mir?« Es lag kein Vorwurf in seiner Stimme, lediglich eine ernste Frage. Leroy wusste nicht, wie er reagieren sollte. Mit allem hätte er umgehen können, aber nicht mit unverhohlenem Desinteresse.

»Ich möchte einfach nur mit dir reden«, brachte er unter Aufbringung seines gesamten Mutes hervor. »Zwei Freunde begleiten mich.«

Sein Vater nickte und warf über Leroys Schulter hinweg einen Blick auf Elane und Kjoren. Er schnaubte. »Ein Firunenfreund? Wie kommst du denn dazu? Ich hatte immer geglaubt, deine Familie sei dir peinlich.« Nun lag doch ein Vorwurf in seiner Stimme. Obwohl Kjoren kein Halsband trug und sich die Haare geschoren hatte, entging Bjart nicht, zu welcher Rasse er gehörte. Man konnte ihn nicht täuschen.

»Vater, bitte lass es mich erklären. Dürfen wir hereinkommen?«

»Du kommst, weil du etwas von mir willst, nicht wahr? Wie hätte es auch anders sein sollen.« Nach einer kurzen Pause fügte er murrend an: »Kommt herein.« Bjart wies sie mit einer

Geste an, ihm zu folgen und machte auf dem Absatz kehrt.

Leroy ging durch den winzigen Flur in den kleinen Salon, Kjoren und Elane folgten ihm. Das Licht im gesamten Haus leuchtete gedämpft, die Vorhänge waren zugezogen. Vieles hatte sich verändert. Leider nicht zum Guten. Den Boden bedeckte eine dicke Staubschicht, ebenso die Möbel. Spinnweben klebten in den Zimmerecken, an Bilderrahmen und sogar an den Büchern auf den Regalen. Es sah aus, als hätte für längere Zeit niemand mehr sauber gemacht.

»Wo ist Mutter?«, schoss es aus Leroy heraus, noch bevor er sich auf einen der schäbigen Sessel im Salon setzte. Kjoren und Elane nahmen auf zwei abgewetzten Stühlen Platz, die gefährlich knirschten.

»Deine Mutter ist schon vor über einem Jahr zu ihrer Schwester gezogen«, sagte sein Vater in nüchternem Ton. Er setzte sich auf das zerschlissene Sofa gegenüber von Leroy. »Wir haben schwierige Zeiten durchgemacht, Ista und ich. Ich denke, deine Mutter hat das einzig Richtige getan. Sie ist zurück in die Wildnis gegangen, auf ihre Heimatinsel Ked. Seit die Zustände für Firunen in Lyn so schlecht geworden sind, beneide ich sie bisweilen um diese Entscheidung.« Bitterkeit schwang in jedem Wort mit. Leroy spürte, wie sich seine Kehle weiter zuschnürte. Seine Mutter war fort, unerreichbar für ihn. Er dachte an das einzige Erinnerungsstück, das er von ihr besessen hatte. Es steckte vermutlich noch immer unentdeckt in der Ritze neben seiner Matratze in der Kaserne. Nie wieder würde er die Gedichte lesen können, die seine Mutter ihm geschrieben hatte, denn sie waren unwiderruflich verloren. Er fühlte sich wie ein Verräter.

»Weshalb seid ihr hier?« Der Blick des alten Mannes wanderte zwischen ihm und seinen Begleitern hin und her.

Seine grauen Augen hatten jeden Glanz, jede Hoffnung verloren. Er wirkte matt und erschöpft und er machte nicht den Eindruck, als würde es ihn sonderlich interessieren, dass sein lange verschollener Sohn zu ihm zurückgekehrt war.

Bevor Leroy den Mund öffnen konnte, stellten sich Elane und Kjoren mit einem schnippischen Ausdruck im Gesicht vor, nicht, ohne ihm einen tadelnden Blick angesichts seines unhöflichen Verhaltens zuzuwerfen. Elane entsprach durch und durch einer wohlerzogenen Frau. Sie ließ es sich auch nicht nehmen, von dem Anschlag auf Leroys Leben, ihrer Enterbung und Leroys vermeintlicher Abstammung zu berichten. Die Worte sprudelten förmlich aus ihr heraus und niemand unterbrach sie. Er fühlte Dankbarkeit in sich aufsteigen. Es ersparte ihm die Aufgabe, ein Gespräch am Leben zu erhalten, auch wenn ihm nicht gefiel, dass Elane die Aufmerksamkeit so unverfroren auf sich gelenkt hatte.

»Und wer ist er?« Sein Vater deutete in Kjorens Richtung.

»Ich bin lediglich ein armes Schwein, das beinahe getötet worden ist, weil es sich Leroy genannt hat«, sagte Kjoren in überspitzt beiläufigem Ton. »Außerdem kann ich nicht zu meiner Familie zurückkehren, ehe Ihr Zögling es nicht fertiggebracht hat, den tyrannischen König von seinem Thron zu stoßen und die Gesetze wieder zu ändern.«

Wut brandete durch ihn hindurch. Aus Kjorens Mund klang es wie ein Kinderspiel, aber es war unrealistisch, dumm und absolut undenkbar. Leroy wollte sich lediglich versöhnen, damit er seinen Seelenfrieden wiederfand.

Sein Vater warf Kjoren einen verwirrten Blick zu. »Vom Thron stoßen? Ich habe Leroy nie für größenwahnsinnig gehalten!« Er stieß ein kurzes Lachen aus, aber sein Grinsen reichte nicht bis zu den Augen hinauf. »Was hat es damit auf sich?« Er wandte

sich Leroy zu und setzte dieselbe strenge Miene auf, mit der er ihn schon als kleines Kind eingeschüchtert hatte.

»Es hat nichts zu bedeuten«, presste er hervor. »Ein Hirngespinst. Dennoch würde ich gern von dir erfahren, ob du meine leiblichen Eltern kanntest.«

Kjoren öffnete abermals den Mund, doch er brachte ihn mit einer Handbewegung und einem zornigen Blick zum Schweigen.

Bjart seufzte und strich sich über das lichte mausgraue Haar. »Haben wir nicht bereits Hunderte Male darüber diskutiert? Bist du gekommen, um mir eine Frage zu stellen, die ich dir schon vor Jahren beantwortet habe?«

Leroy hätte wissen müssen, dass die Unterhaltung zu nichts führen würde. Jetzt stritten sie sich beinahe schon wieder. Er hätte sich den weiten Weg sparen können. Leroy senkte den Kopf und starrte auf seine Fußspitzen. Er hatte einfach nicht mehr die Kraft, sich seinem Vater entgegenzustellen.

»Und wie lautet die Antwort? Ich bin nicht den ganzen Weg hierhergekommen, um ohne irgendwelche Informationen wieder zu gehen!« Elanes energische Stimme zerschnitt die Stille wie ein Peitschenhieb. Leroy hob verwundert den Kopf. Ihre Augen funkelten, den kleinen Mund presste sie vor Empörung zu einem schmalen Strich zusammen. Leroy hatte ihr niemals so viel Selbstbewusstsein zugetraut.

Sein Vater zog die Augenbrauen hoch. »Ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig, junge Dame.« Leroy entging nicht, wie abschätzig er Elane beäugte. Sie war Valanin, und das allein genügte schon, um seinen Unmut zu wecken. Je länger Leroy darüber nachdachte, desto schockierender empfand er die Tatsache, dass sein Vater einst einen Valanen als seinen Sohn aufgezogen hatte. Er hatte nie einen Hehl daraus gemacht, wie

sehr er die Valanen verachtete. Für einen kleinen Jungen, der seine unerwünschte Andersartigkeit genau spürte, war es schlimmer gewesen als eine Tracht Prügel. Leroy hatte sich immer wertlos gefühlt. Immerzu hatte er nach Anerkennung getrachtet, andernfalls wäre er nie in die Armee eingetreten …

»Ich habe Leroy die Wahrheit erzählt.« Sein Vater riss ihn aus seinen düsteren Gedanken. »Seine Mutter Ista und ich konnten keine Kinder bekommen«, fuhr er fort. »Eines Tages wurde uns ein Säugling angeboten. Ein Mann brachte ihn in unser Dorf. Wir haben keine Fragen gestellt.«

Ein wütendes Schnauben aus Kjorens Richtung unterbrach ihn. »Das glauben Sie doch wohl selbst nicht! Sie haben sicherlich Leroys Magisches Mal auf seinem Arm bemerkt, auch wenn er es gern von sich schiebt und nicht wahrhaben will. Sie sagen, ein Fremder hätte Ihnen einen Säugling geschenkt? Schwachsinn! Wer täte denn so was?«

Die Gesichtsfarbe seines Vaters färbte sich zunehmend rot. Jetzt hatten sie den Bogen überspannt. Kjoren war ein unerträglicher Nörgler, der mit seiner aufdringlichen und unsensiblen Art jeden vergraulte, dem er begegnete. Leroy hätte sich nie an seine Fersen heften dürfen. Er verfluchte sich. Vermutlich hatte er sich die Aussicht auf eine Versöhnung jetzt endgültig verspielt.

»Ich gebe Kjoren recht«, meldete sich Elane zu Wort. Sie verwunderte Leroy immer mehr. »Nach unserem Kenntnisstand hat man Leroy töten wollen, weil er der leibliche Sohn des verstorbenen Königs Alloret ist. Alles deutet darauf hin. Man hat all die Jahre nichts von ihm gewusst und hält ihn nun für tot. Ich bin mir sicher, man hätte ihn damals auch getötet, wenn irgendwer ihn nicht weggeschafft hätte. Und Sie wollen uns weismachen, ein Fremder hätte Ihnen den Thronfolger

geschenkt? Ohne etwas zu sagen oder zu verlangen? Ohne dass Sie je sein Mal beachtet hätten? Sie lügen, Bjart!« Ihre Stimme war mit jedem Wort lauter geworden. Leroy glaubte, einen sehr, sehr schlechten Traum zu träumen. Beinahe erwartete er, jeden Moment von der Glocke zum Morgenappell geweckt zu werden. Er konnte kaum glauben, was sich im Salon seines Elternhauses abspielte. Einzig die Tatsache, dass sein Vater plötzlich in sich zusammensank und schluchzte, vermochte ihn noch mehr zu schockieren. Das Verhalten passte nicht zu ihm. Er war stets ein selbstbewusster und nüchterner Mann, den nichts aus der Ruhe brachte.

»Es war so dumm, so unendlich dumm.« Er schlug die Hände vor sein Gesicht, sodass seine Worte kaum verständlich klangen. Sein plötzlicher Stimmungswandel veranlasste Leroy, ihn wie einen Schwachsinnigen anzustarren. Es machte den Anschein, als sei eine lange aufrechterhaltende Fassade in sich zusammengebrochen wie ein Kartenhaus. Sein Vater wirkte erschöpft, das merkte Leroy ihm deutlich an. Ihm fehlte wohl schlichtweg die Kraft, sich gegen drei Gegner zu verteidigen.

»Wir hatten damals geglaubt, irgendetwas ändern zu können, wenn wir den König töten«, sagte er mit leiser, gebrochener Stimme. »Es war töricht.« Er holte mehrfach Luft und hob den Blick. Seine Augen lagen gerötet tief in den Höhlen.

»Ihr habt was? Und wen meinst du mit wir?« Leroys Stimme kippte vor Empörung. Nur langsam sickerte die Bedeutung der Worte in sein Bewusstsein. Hatte sein alter Herr etwa die Finger im Spiel gehabt, als man Alloret aus dem Palast entführt und nach Eld verschleppte? Die Behauptung hörte sich derart ungeheuerlich an, dass Leroy es für wahrscheinlicher hielt, dass der Firune den Verstand verloren hatte und nicht wusste, was er sagte. Elane fächerte sich Luft zu und rang nach Atem.

Sein Vater ließ die Schultern hängen.

Jetzt wirkte er noch kleiner als zuvor. »Wir waren damals alle noch der Überzeugung, wir könnten die Welt verändern.« Ein sehnsuchtsvoller Blick huschte über Bjarts Züge. »Ich hätte wissen müssen, dass dieser Tag kommen würde. Der Tag, an dem du zurückkommst und Fragen stellst wie ein Mann.« Er senkte die Stimme, als befürchtete er, jemand könnte ihn belauschen. »Glaube mir, ich habe sogar oft darüber nachgedacht, ob es nicht besser wäre, dich ebenfalls zu töten, anstatt dich in meine Obhut zu nehmen.« Leroy erwartete eine Woge aus Schmerz und Trauer angesichts der harten Worte, doch mit einem Mal erfüllte ihn nichts als Leere. Sein Vater wirkte mehr denn je wie ein Fremder auf ihn.

»Wir waren viele, eine organisierte Gruppe Aufständischer«, fuhr er fort. Er wischte sich mit der Hand über das Gesicht und schniefte. »Wir waren überall im Land verstreut. Sogar innerhalb von Valburg hatten wir Anhänger und Spitzel. Anders wäre es auch nicht möglich gewesen, ein Attentat zu verüben.«

Elane keuchte vor Fassungslosigkeit. »Sie sind schuld am Tod meines Vaters?« Ihre Stimme klang hoch und schrill. »Der Tod des Mannes, den ich für meinen Vater gehalten habe«, korrigierte sie sich rasch, denn Elane war nie die wahre Thronerbin gewesen. »Adoran hat mich jahrelang in dem Glauben gelassen, er sei mein leiblicher Onkel! Ich habe am Grab meiner Eltern getrauert.« Tränen traten in ihre Augen. »Ich hätte Königin sein sollen.« Ihre Stimme brach.

»Ja, mit einem Tyrannen als Mann! Der dich und die Welt befehligt.«

Elane ignorierte Kjorens Einwurf. Jetzt wirkte sie wieder wie ein Mädchen, das einer verlorenen Puppe hinterherweinte. Sie schluchzte und jaulte.

Ein dumpfer Knall ließ sie zusammenzucken. Kjoren hatte mit der Faust gegen die Wand geschlagen. »Hör auf zu heulen und lass den alten Mann seine Geschichte erzählen!«, sagte er ein wenig zu laut.

Sofort herrschte wieder Stille im Salon. Er hätte einen guten Befehlshaber abgegeben.

»Erzählen Sie weiter«, sagte Kjoren an seinen Vater gewandt. Dieser blickte unsicher von einem Gesicht zum nächsten und atmete tief ein, als müsste er erneut Mut sammeln.

»Nun, jedenfalls hatten wir uns nach Jahren ein nettes Geheimbündnis aufgebaut«, fuhr er nach einigen Augenblicken des Schweigens fort. »Wir nannten uns die Befreier. Zu uns zählten nicht nur Firunen, auch ein paar Valanen haben sich auf unsere Seite geschlagen.« Er schnaubte kurz und stieß ein Lachen aus. »Wie dumm wir waren! Etliche von uns hat man gefasst, manche haben sie getötet, anderen, denen sie nichts nachweisen konnten, wurde auferlegt, ihre erstgeborenen Söhne zur Armee der Valanen zu schicken. Das traf viele härter als der Tod.«

»Ach du Scheiße«, platzte es aus Kjoren heraus. »Kannten Sie etwa meinen Vater? Sein Name ist Svorolf.«

»Natürlich kannte ich ihn. Aber ich habe seit Jahrzehnten nichts von ihm gehört. Er lebte damals zurückgezogen auf Ona.«

»Ich gehöre zufällig zu jenen Firunensöhnen, die man gezwungen hat, in der Armee zu dienen«, sagte Kjoren mit unverhohlener Bitterkeit in der Stimme.

Der alte Mann nickte. »Ich habe meine Aktivitäten im Bund der Befreier eingestellt, nachdem man mir Leroy gebracht hatte. Jedoch habe ich gehört, dass andere den König gefangen gehalten haben, und das noch lange, nachdem man ihn für tot erklärt hatte. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt nichts mehr damit zu

tun, was es nicht besser macht, ich weiß. Ein Freund von mir war in das Attentat involviert. Er hat damals als Dienstbote im Königshaus gedient. Ohne ihn hätten die Firunen es nie geschafft, in den Palast einzufallen.« Er fuhr sich fahrig durch das schüttere Haar. Die Erinnerung hatte ihn vollends gepackt. Er zitterte. »Als die Befreier die Gemächer des Königs stürmten, hat er sich wohl daran erinnert, dass meine Frau und ich kinderlos waren. Er hat es nicht übers Herz gebracht, den Säugling zu töten. Stattdessen brachte er ihn hierher. Vielleicht auch, weil er in Wahrheit doch noch zu seinem König gestanden hat. Heute sehe ich die Dinge etwas klarer, damals habe ich mir keine Gedanken darüber gemacht. Ich habe das Kind dankbar angenommen und keine Fragen gestellt. Mein Freund, der Diener, brachte mir den Säugling und sagte, er hieße ab nun Leroy. Das war ein schöner, starker Valanenname. Ich habe jahrelang verdrängt, dass ich den wahren Thronerben großzog. Und jetzt hast du es selbst herausgefunden.« Er sah ihm traurig in die Augen. Ein gebrochener Mann. Leroy spürte Stiche in der Brust. Jetzt kannte er also die Wahrheit. Aber bedeutete sie ihm irgendetwas? Nein, es war ihm gleichgültig. Er wünschte sich nichts, außer seinen Vater um Verzeihung zu bitten. Er hatte ihn verraten. Er hatte sich für ihn geschämt, er war sogar zur Armee gegangen, nur um ihn zu verletzen.

»Ich hätte noch eine Frage«, mischte sich Elane ein. Sie klang nun wieder ruhig, hatte sich die Tränen aus dem Gesicht gewischt. »König Alloret hat in Gefangenschaft einen Brief verfasst, in dem er davon berichtete, dass man Informationen aus ihm herauspressen wollte. Der Brief wurde seinem Bruder Adoran Jahrzehnte später von zwei befreiten Gefangenen übergeben. Wegen dieses Briefes hat Adoran mich ja überhaupt erst enterbt. Wäre alles so verlaufen wie geplant, wäre Jaham vermutlich nie auf die Idee gekommen, die Krone

auf andere Weise als durch die Hochzeit seines Sohnes an sich zu reißen. Er hatte seine Hoffnungen auf Jonneth gesetzt, aber er musste sie durch meine Enterbung wieder begraben.« Ihr war deutlich anzumerken, wie schwer ihr die Worte über die Lippen kamen. Vermutlich hatte auch Elane die eine oder andere Hoffnung begraben müssen. Trotzdem bemühte sie sich, ihr Anliegen sachlich vorzutragen. »Wie dem auch sei, Alloret hat in dem Brief nicht erwähnt, welcher Natur die Informationen seien. Er sprach von einer geheimen Formel, die die Magie der Valanen zu steigern vermag. Wissen Sie etwas darüber?«

Für die Dauer eines Herzschlags verhärtete sich der Ausdruck auf dem Gesicht seines Vaters. »Ich habe mit dieser Geschichte nichts zu tun. Zu dem Zeitpunkt hatte ich meine Aktivitäten im Geheimbund längst eingestellt.«

Leroy kannte ihn lang genug, um zu wissen, wann er log. Er rang mit sich. Sollte er ihn darauf ansprechen oder die Sache lieber auf sich beruhen lassen? Er blickte abwechselnd in die enttäuschten Gesichter von Elane und Kjoren. Sie schienen beide großes Interesse daran zu haben, dem amtierenden König das Handwerk zu legen, obwohl sich Leroy sicher war, dass es Kjoren dabei nur um seine Belange ging.

»Vater, ich denke, du weißt mehr, als du zugibst«, sagte er schließlich mit schmerzlich pochendem Herzen. Er klang belegt und räusperte sich. »Ich bitte dich einfach, mir nach all den Jahren endlich die Wahrheit zu sagen.« Leroy wunderte sich, wie selbstsicher er sich plötzlich anhörte.

Sein Vater straffte sich und richtete sich im Sessel auf, als wäre ihm mit einem Mal neue Lebensenergie in den Leib geschossen. »Du hast recht. Was macht es noch für einen Unterschied? Es ist ohnehin alles verloren.« Er seufzte und

machte eine wegwischende Handbewegung. Er schwieg, doch Leroy gab ihm die Zeit, die er benötigte. »Unser Geheimbund hatte damals erfahren, dass König Alloret eine geheime Formel entwickelt hat, die in der Lage sein sollte, Firunenmagie auf die Valanen zu übertragen«, sagte Bjart schließlich. »Sie funktionierte tatsächlich.« Bitterkeit drang aus jedem Wort.

»Wer hat sie ausprobiert?«, fragte Elane.

Ein bittersüßes Lächeln huschte über die Züge des alten Mannes. »Immerhin fliegen die Ungetüme doch, oder etwa nicht?«

»Sie sprechen von den Luftschiffen?« Elane hatte sich nach vorn gelehnt, die Ellenbogen auf den Knien, den Kopf in die Hände gestützt.

»Ja, das tue ich«, sagte sein Vater mit ernster Miene. »Die Fähigkeit zu fliegen war von je her ein Privileg der Bewohner von Yel, uns, den Firunen. Dann kamen die Valanen mit ihrem Bluteisen. Sie schürften das gewöhnliche Erz in den Minen unserer Wälder und verwandelten es in dieses kalte, todbringende Metall, das ihr Bluteisen nennt. Das ist ihre einzige Kunst – die Magie des Eisens. Jedoch neideten sie uns unsere Magie.« Er schüttelte den Kopf, als müsste er dunkle Gedanken abschütteln. »Alloret war es gelungen, die Flugmagie zu stehlen. Er schrieb die Formel in ein geheimes Tagebuch, das wussten wir von unseren Spitzeln im Palast. Als wir angriffen, ging es nicht vordergründig um das Blutbad, sondern darum das Tagebuch zu finden. Leider kamen wir zu spät. Kurz nach der Geburt seines Sohnes hat Alloret die Formel in ein Kloster nach West-Fenn bringen lassen, wo sie wohl bis heute liegt. Oder auch nicht. Vielleicht wollte der König sie eines Tages seinem Sohn vererben.«

»Dann hätte man den König doch gar nicht erst …«

»Ich weiß. Erst vor Kurzem erfuhr ich, dass die Formel in dem Kloster liegen soll. Damals hatte man sich darauf beschränkt, den König zu foltern, um ihn dazu zu bewegen, die Formel erneut aufzuschreiben. Doch alle Mühe war vergebens.« Er blickte schuldbewusst in die Runde. »Ich war von Anfang an dagegen, dass sie Gefangene machen.«

»Woher wissen Sie, dass das Buch jetzt in einem Kloster liegt?«, fragte Kjoren. Er klang wie ein Richter beim Verhör.

Bjart senkte die Stimme. »Die Mitglieder des Geheimbundes haben eine Möglichkeit gefunden, über große Entfernungen hinweg miteinander in Kontakt zu treten, und damit meine ich nicht die gewöhnliche Post, sondern eine Form der Tiermagie. Manch kleines Biest eignet sich hervorragend als Überbringer von Nachrichten, insbesondere das Federvieh. Obwohl ich nicht mehr aktiv mitwirke, erfahre ich auf diese Weise dennoch, was im Untergrund vor sich geht. Jedenfalls hat eine Gruppe Firunen aus West-Fenn herausgefunden, wo sich das Tagebuch befindet. Die Befreier verfügen seit Kurzem sogar über Spitzel im Kloster.«

Schweigen hing in der Luft und machte sie stickig.

Leroys Kopf schwirrte. Er wusste nicht, was er mit all diesen Informationen anfangen sollte. Sie nutzten ihm nichts. Aber dennoch fühlte er sich seltsam erleichtert.

»Weiß denn sonst noch jemand von dem Tagebuch?«, fragte Kjoren. Leroy sah ihn an. Er konnte weder Bestürzung noch sonst irgendeine Emotion in seinem Gesicht ablesen. Abgebrühter Kerl!

»Nein, das denke ich nicht«, sagte sein Vater. »Jedenfalls hoffe ich das. Nicht auszudenken, was dieser Jaham mit der Formel anstellen würde, sollte er davon erfahren.«

»Ich danke Ihnen wirklich für Ihren Mut, uns das alles zu

erzählen«, sagte Elane so einfühlsam, wie es nur einer Frau gelingen konnte. Der alte Mann nickte betreten. »Haben Sie Leroys – ich meine natürlich Cyles' – Geburtsurkunde verwahrt?«, fügte Elane an.

»Nein. So ein Dokument habe ich nie bekommen und wenn, dann hätte ich es wohl gleich verbrannt, damit niemand ihn mir wegnehmen könnte.«

Elane stieß ein verärgertes Schnauben aus. »Das macht die ganze Sache natürlich unnötig schwierig für uns.«

»Welche Sache?« Leroy verbrannte sie mit einem zornigen Blick. Das Funkeln in ihren Augen verhieß nichts Gutes.

Elane presste die Luft geräuschvoll zwischen den Zähnen hervor. »Wenn wir deine Geburtsurkunde hätten, könnten wir in das Kloster gehen und die Herausgabe der Formel erbitten«, sagte sie mit einem selbstzufriedenen Grinsen im Gesicht. »Immerhin bist du der einzige Erbe von König Alloret. Du hast einen Anspruch darauf.«

Was bildete sich diese Göre eigentlich ein? Ungeachtet seines ansonsten guten Benehmens keifte Leroy sie an. »Das ist vollkommen ausgeschlossen! Du spinnst wohl!«

»Leroy«, donnerte sein Vater. Jetzt klang er wieder nach dem strengen Mann, der ihn erzogen hatte. »Sie hat doch recht«, fuhr er in ruhigerem Ton fort. Leroy sah eine Träne in seinem Augenwinkel aufblitzen. »Hast du eine Vorstellung davon, in welcher Gefahr das Firunenvolk schwebt? Selbst wenn Jaham die Formel nicht findet? Ich müsste nicht in diesem ärmlichen Bretterverschlag leben, könnte ich die Steuern noch bezahlen! Ich kann mir nicht einmal mehr Vorräte für den bevorstehenden Winter leisten. Alle Firunen des Landes leiden. Ich wollte dich nicht in diese Sache hineinziehen, doch mir scheint, die alten Götter haben dich hierher gebracht und dich ausgerechnet jetzt

die Wahrheit erfahren lassen, weil du der Einzige bist, der uns noch retten kann.« Seine Stimme brach. »Ich denke, du solltest zumindest versuchen, Yel vor dem Untergang zu bewahren.«

Leroy fühlte einen Kloß so groß wie die Welt im Hals. Er erkannte seinen Vater nicht wieder, er schien vollkommen aufgelöst zu sein. Hilflos hob er die Hände in die Luft, als wollte er den barmherzigen Gott beschwören.

Plötzlich erschütterte die Hütte wie bei einem Erdbeben. Ohrenbetäubendes Rumpeln begleitete den Erdstoß. Ein Bild fiel von der Wand und zerschellte. Leroy sprang vom Sessel auf und sah in Elanes vor Panik geweitete Augen. Nur einen Atemzug später flog die Tür zum Salon auf. Zwei Männer stürmten über die Türschwelle, hinter ihnen mindestens zwei weitere. Valanische Soldaten in abgetragenen Uniformen richteten ihre Revolver auf sie.

Elane stieß einen kurzen Schrei aus, sprang von ihrem Stuhl auf und riss ihre Hände nach oben. Leroy starrte in hassverzerrte Gesichter. Man hatte ihn gefunden. Sie waren zu unvorsichtig gewesen! Sein Blick irrte zur Seite und suchte den seines Vaters. Er saß noch immer auf dem kleinen Sofa, eine Hand an seine Brust gepresst. Er öffnete und schloss den Mund wie ein Karpfen auf dem Trockenen, doch seiner Kehle entwich kein Laut.

Zuerst packte einer der Soldaten Kjoren am Arm, der nahe an der Tür saß. »Fass mich nicht an, du Affe!« Kjoren wollte nach ihm treten, aber schon hatte der Soldat ihm den Lauf seiner Waffe gegen den Hals gepresst. Elane schrie erneut auf. Leroy spürte etwas seine Haut entlangstreichen, das einem warmen Luftzug glich. Die Haare auf seinen Armen sträubten sich. Der Revolver des Soldaten wurde mitsamt seiner Hand nach hinten gerissen. Er fluchte und ließ ihn fallen, als hätte er sich daran

verbrannt. Leroy wusste instinktiv, dass Elane die Magie ihres Magischen Mals eingesetzt hatte, um den eisernen Revolver zu bewegen. Die Magie der Metalle …

Kjoren holte mit der Faust aus und verwundete den Soldaten im Gesicht, doch sogleich packte ein weiterer Mann ihn und klemmte seinen Kopf in seiner Armbeuge ein. Der Soldat war groß und breit wie ein Schrank. Kjoren zappelte und schlug um sich, doch der Riese zerrte ihn scheinbar mühelos aus dem Salon.

Ein Soldat, dessen Gesicht Leroy an einen Geier erinnerte, lachte auf. Leroy hatte ihn nie zuvor gesehen, er musste aus einem anderen Regiment stammen, sofern er überhaupt mit der Armee des Königs in Verbindung stand.

»Wayne, komm her und fessele alle«, rief er über die Schulter hinweg. Ein weiterer Mann stürmte in den Raum. Wie viele warteten draußen? Waren sie mit einer ganzen Truppe gekommen?

Bjart erwachte jäh aus seiner Starre. Als Wayne einen Schritt nach vorn trat, sprang er vom Sofa auf und warf sich gegen ihn. Er taumelte einige Schritte zurück. Sein Kollege starrte ihn verwirrt an.

»Verschwindet, los! Macht schnell!« Die Stimme seines Vaters schrillte hoch und von Panik verzerrt. Leroy hatte ihn niemals so außer Fassung erlebt. Er zerrte an Waynes Hosenbund und riss ihn zu Boden.

»Ich brauche Verstärkung«, brüllte der Geier mit kräftiger Stimme. Schon hörte Leroy Schritte von schweren Stiefelpaaren im Flur.

»Haut endlich ab, verdammt!« Die Stimme seines Vaters kippte. Wie von einer fremden Macht gelenkt, packte Leroy Elane am Arm und zog sie zu sich heran.

»Stehen bleiben«, brüllten zwei gleichzeitig.

Ein erneutes Kribbeln überfuhr ihn, als Elane ihre Magie wirken ließ. Alle Soldaten schrien entsetzt auf und warfen ihre Waffen fort. Obwohl er noch immer schwach war, verlieh ihm die Panik ungeahnte Kräfte. Er stieß die Fensterläden des Salons auf, umfasste Elanes Hüften und warf sie unsanft über das Fensterbrett. Beherzt sprang er hinterher.

»Sie sind aus dem Fenster gesprungen!«

Leroy hörte die Stimme des Geiersoldaten aus dem Salon dröhnen. Elane und er rappelten sich schnell auf und rannten, ohne sich noch einmal umzudrehen, in ein nahe gelegenes Waldstück hinein. Sie rannten und rannten bis ihre Lungen brannten. Leroys Beine zitterten. Er wusste längst nicht mehr, wo er sich befand und wie er zurück zur Straße finden sollte. Aber das war ihm egal. Sie waren entkommen. Niemand schien ihnen gefolgt zu sein.

# Siebzehn

## Eine unverhoffte Wendung

Elane ekelte sich vor sich selbst. Niemals zuvor hatte sie ein derart verschmutztes und zerrissenes Kleid getragen, und erst recht nicht über einen so langen Zeitraum. Der Saum war schlammverkrustet, ihre Halbschuhe ebenso. Sie stank vor Schweiß und Dreck und ihre trockene Zunge klebte wie ein pelziges Tuch in ihrem Mund. Einen Tag lang irrten sie nun schon ziellos umher. Der Wald war einer offenen Graslandschaft gewichen, feuchte Sümpfe und Mückenschwärme machten jeden Schritt zur Qual. Sie waren nach Nordwesten gegangen, und schon bald hatten sie in der Ferne die Hauptstraße gesehen, doch sie hatten es vorgezogen, im offenen Gelände zu bleiben. Leroy wirkte völlig verstört. Er sprach wenig, und wenn, dann jammerte oder trauerte er um seinen Vater. Er war überzeugt, dass die Soldaten ihn erschossen hatten. Elane gab sich alle Mühe, ihn zu beruhigen. Sicherlich hätten sie ihn nicht umgebracht, sondern nur ausgefragt, hatte sie ihm immer wieder gesagt, um ihn zu beruhigen. Auch wenn es Elane schwerfiel, ihre eigenen Worte zu glauben, ergaben sie nach längerem Grübeln einen Sinn. Weshalb hätten die Soldaten Kjoren sonst abführen sollen? Wenn es ihnen darum gegangen wäre, sie zu töten, hätten sie es sofort getan. Wahrscheinlich beschatteten sie die Hütte schon seit Längerem. Eine Falle, wie einer von ihnen im Laufe ihrer Diskussionen vermutet hatte. Man hatte Leroy dort bereits erwartet. Wenn es den Soldaten gelungen sein sollte, Leroys Vater die sensiblen Informationen über das Tagebuch des Königs zu entlocken, oder wenn sie ihr

Gespräch sogar belauscht hatten, dann steckten die Firunen jetzt wahrlich in noch größeren Schwierigkeiten als zuvor. Zumindest hatten sie Leroy nicht in ihre Gewalt bringen können. Ein kleiner Triumph in einer ausweglosen Situation …

Am Nachmittag des zweiten Tages stießen sie auf einen verlassenen Bretterverschlag, in dem sie ein paar saubere Kleider und Trockenfleisch fanden. Es musste eine von den vielen Hütten sein, die die Kundschafter von Lyn errichtet hatten, um sich auf ihren langen Reisen mit dem Nötigsten zu versorgen. Sie boten ihnen ein Dach über dem Kopf, frische Kleidung und etwas zu essen. Regelmäßig füllten Diener des Königs die Vorräte nach.

Die Hütten lagen zumeist gut versteckt mitten in der Wildnis, weit entfernt von den Handelsrouten. Nur die Kundschafter kannten ihre Standorte. Leroy hatte sie zufällig entdeckt, gut getarnt zwischen zwei Brombeergebüschen, die einen Teil der Wände überwuchert hatten.

Es grenzte an ein Wunder, dass sie ohne Kjoren so lange in der Einöde überlebt hatten. Er war ein weit besserer Führer als Leroy, zudem ein guter Jäger und ein ausgezeichneter Fährtenleser.

Elane öffnete eine einfache Holzkiste. Ein leicht muffiger Geruch stieg ihr in die Nase, vermutlich hatte über einen langen Zeitraum kein Kundschafter mehr von dieser Hütte Gebrauch gemacht. Die Kleidung, die sie fand, war nicht neu, aber sauber. Sie bestand aus grobem ungefärbtem Leinenstoff. Das Outfit eines Kundschafters, der unerkannt bleiben wollte. Die Boten des Königs legten Wert auf Unauffälligkeit und Diskretion, denn ihre Fracht – zumeist Dokumente und andere Schriftstücke – war oftmals wertvoll. Elane hing die Sachen zum Lüften in den Wind. Leroy sammelte derweil ein wenig Holz, das

allerdings feucht war, und sich nur schwer entzünden ließ, doch sie schafften es letztlich doch, ein kleines Feuer versteckt hinter dem dichten Buschwerk zu entzünden. Schweigend aßen sie von dem Trockenfleisch. Es war ein karges, aber dennoch schmackhafteres Mahl als die Beeren und Wurzeln der letzten Tage. Sie legten sich früh schlafen und genossen seit Tagen zum ersten Mal wieder das Gefühl von vier Wänden umgeben zu sein, auch wenn der Wind durch die Ritzen zog und sie auf dem nackten Holzboden lagen.

»Ob es Kjoren gut geht?«, fragte sie leise in die Stille, doch sie erhielt keine Antwort.

Früh am nächsten Morgen packte Elane ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, verstaute den Rest des Trockenfleischs in ihren Taschen und schnürte ihre Schuhe zum Aufbruch. Leroy schien es indes keineswegs eilig zu haben. Er trödelte, wirkte müde, sein Gesicht war blasser als zuvor. Es schien, als hätte er jeden Lebensmut verloren.

»Hör auf, mit Absicht Zeit zu schinden. Das bringt uns nicht weiter.«

»Du hörst dich an wie eine Mutter, die ihr Kind für seine Nachlässigkeit tadelt.« Er seufzte leise. »Weshalb sollte ich mich beeilen? Wir wissen doch noch nicht einmal, wohin wir gehen wollen.« Leroy rieb sich mit der Handfläche über das Gesicht. Er seufzte abermals. »Am liebsten wäre mir, wir gingen zurück nach Feddys und sehen nach, ob sie meinen Vater mitgenommen haben. Die Ungewissheit macht mich krank.«

Elane blies die Wangen auf und stieß ein abfälliges Geräusch aus. »Du hast dich jahrelang nicht um deine Eltern gesorgt, weshalb ausgerechnet jetzt? Außerdem können wir nichts für ihn tun. Ich wette, sie haben ihn mitgenommen, um mehr

Informationen aus ihm herauszubekommen. Wahrscheinlich haben sie unser Gespräch belauscht. Jaham würde über Leichen gehen, um seine Macht zu vergrößern. Wir haben nur eine einzige Chance: Wir müssen dieses dumme Tagebuch aus dem Kloster holen, bevor Jaham es tut.« Elane spürte unzählige feine Stiche in der Brust. Sorgte sich Leroy denn überhaupt nicht um Kjoren? Elane verbot sich den Gedanken. Es gab tatsächlich Wichtigeres, als sich um einen Firunen zu sorgen. Es war töricht, ihm hinterherzutrauern, denn hier ging es schließlich um alle Firunen und um vieles mehr.

Leroy lachte, kalt und unecht. »Wie stellst du dir das vor? Soll ich mich allein gegen eine Armee stellen? Außerdem interessiert es mich nicht, was Jaham vorhat. Soll er die Firunen doch alle versklaven.« Er verschränkte die Arme vor dem Körper wie ein trotziges Kind.

Eine Blase der Empörung stieg in Elane auf und platzte. »Erst sind es die Firunen, dann der Rest der Welt. Du kannst dich selbst gern belügen, aber ich kaufe dir deine gespielte Gleichgültigkeit nicht ab. Du hast ein besseres Herz, als du zugeben willst.« Leroy ließ ihre Worte unkommentiert.

Elane verschloss die Tür der Hütte, strich sich das grobe Leinenhemd glatt und wandte sich nach Nordwesten. Die Sonne ging gerade erst auf, dichte Nebelfelder waberten über dem feuchten Grasland. Wenige Atemzüge später hörte sie hinter sich die Schritte von Leroy. Ein erleichtertes Gefühl machte sich in ihr breit.

»Und was willst du jetzt genau machen, Fräulein Weltenretterin?« Hohn und Spott trafen sie nicht unvorbereitet.

»Ich habe einen Plan«, sagte sie und reckte das Kinn in die Höhe, um ihre Würde zu behalten. »Und ich hoffe, dass du mir folgen wirst. Ich gehe nach Valana und sehe nach, ob ein

Luftschiff vor Anker liegt, das mich nach West-Fenn bringt, von wo aus ich mich auf den Weg zu diesem Kloster machen werde.« Elane wunderte sich über ihren Tatendrang. Sie erkannte sich kaum wieder. Die Entbehrungen der vergangenen Tage hatten sie nicht etwa zermürbt, sondern aufleben lassen. Sie fühlte sich frei von den Zwängen bei Hofe, frei von den Demütigungen.

Leroy lachte und diesmal aus vollem Herzen. »Hast du Geld? Und woher willst du wissen, dass man in Valana nicht auch nach uns sucht?«

Elane blieb stehen, drehte sich zu Leroy um und holte einen kleinen Brustbeutel aus ihrem Ausschnitt hervor. »Ich habe kein Geld, denn Jonneth hat mir nie welches gegeben. Aber ich habe einen Freischein für die Benutzung von Luftschiffen.« Sie zog ein kleines quadratisches Stück Papier aus dem Beutel und wedelte damit vor Leroys Nase herum. Er lächelte sprachlos und sie freute sich diebisch mit ihm.

Jonneth konnte nichts von dem auf ihren Namen ausgestellten Fahrschein wissen, den sie vor vielen Jahren von Adoran bekommen hatte. Sie hatte ihn immer eng am Körper getragen, nicht seiner Funktion wegen, sondern weil es ein Geschenk ihres Onkels gewesen war. Beinahe hätte sie ihn vergessen, denn sie hatte sich an den kleinen ledernen Beutel, der an einer Schnur um ihren Hals hing, im Laufe der Jahre gewöhnt.

Für den Rest des Tages sprachen sie nur noch wenig, aber zumindest hatte Leroy es aufgegeben, sich zu beklagen. Er jammerte auch nicht mehr darüber, dass er seinen Vater im Stich gelassen hatte. Er folgte ihr ohne Murren und Klagen. Sein Wille schien gebrochen. Er hatte keine Wahl. Er musste endlich erkannt haben, wie wichtig es war, dem Letzten Willen seines Vaters nachzukommen. Bjart hatte Leroy darum gebeten, sein

Bestes zu geben, um das Land vor dem Absturz zu bewahren. Leroy schien ein aufrichtiger Kerl zu sein, in dem Ehre und Stolz wohnten, auch wenn die Eigenschaften oftmals von anderen, weniger vorbildlichen überdeckt wurden.

Die folgende Nacht zermürbte sie weiter. Sie suchten Unterschlupf in einer Mulde im offenen Grasland. Die Senke hielt den Wind weitgehend fern, doch mitten in der Nacht begann es zu regnen. Die gesamten Stunden in der Dunkelheit froren sie entsetzlich, nass bis auf die Haut.

Bei den ersten Anzeichen des klaren Tages marschierten sie weiter, um sich warmzulaufen und nach einem weiteren Tag erreichten sie die ersten Ausläufer von Valana. Vereinzelte Bauernhöfe zeugten von zunehmender Zivilisation. Schon bald gab es keine Möglichkeit, als die Straßen zu benutzen wie normale Reisende. Es war zu gefährlich, über die Felder fremder Bauern zu spazieren, denn nicht selten endete das mit einer bösen Schusswunde.

Es war eine Wohltat für die Füße, endlich wieder eine geebnete Straße unter den Sohlen zu spüren. Sie kamen nun auch wesentlich schneller voran. Wenn sich jemand an zwei fremden Vagabunden störte, die in hässlicher Kleidung durch die Bauernschaften zogen, so ließ es sich zumindest niemand anmerken. Gelegentlich ernteten sie abfällige Blicke, doch es gelang ihnen ohne Zwischenfälle, die Vororte von Valana zu passieren. Die Straßen lagen beinahe ausgestorben zwischen den Anwesen, nur sehr wenige Karren und Kutschen rappelten über das Pflaster. Die Fensterläden der meisten Häuser waren geschlossen. Wenn sich ein Bürger außerhalb seiner vier Wände zeigte, so schien er es grundsätzlich sehr eilig zu haben. Elane lief ein Schauder über den Rücken. In den wenigen Tagen, seit sie mit der königlichen Kutsche in umgekehrter

Richtung hier vorbeigekommen war, hatte sich die Stimmung grundlegend geändert. Das Misstrauen der Bürger lag wie eine giftige Wolke in der Luft und verpestete die Atmosphäre. Früher erfüllte die Straßen der Duft frisch gebackenen Brotes, die Leute grüßten und Kinder hatten auf den Gehsteigen gespielt. Jetzt schien es, als seien die Bewohner nicht mehr daran interessiert, Bekanntschaft mit Fremden zu machen oder mit dem Nachbarn zu plauschen.

Elane fühlte Blicke im Nacken prickeln. Sie hatte kurzzeitig mit dem Gedanken gespielt, eine Schenke aufzusuchen und um einen Unterschlupf für die Nacht in den Ställen zu bitten, doch hier konnte man nicht mit Freundlichkeit und Nächstenliebe rechnen. So blieb ihnen nichts anderes übrig, als eine weitere Nacht im Freien zu verbringen. Sie dankten dem barmherzigen Gott, dass es nicht regnete, jedoch zog wieder einmal die bittere Kälte bis ins tiefste Innere. Sie schliefen dicht beieinander, und Elane empfand tiefes Unbehagen. Als Kjoren noch bei ihnen gewesen war, hatte sie die Enge nie gestört. So sehr sie sich auch bemühte, in Leroy mehr als das Werkzeug zu sehen, das Jaham vom Thron stoßen würde, wollte es ihr nicht gelingen. Sie mochte ihn, aber es fiel ihr schwer, ehrliche Sympathie für den Mann zu empfinden, dessen Existenz an ihrer Misere schuld war. Elane erfüllte Scham. Sie durfte nicht zulassen, dass Trotz und Wut die Oberhand gewannen und noch weniger durfte sie ein anderes, zutiefst verstörendes Gefühl zulassen. Sie mochte Kjoren leider viel zu sehr. Es hatte keinen Sinn, dies noch länger vor sich selbst zu verleugnen. Es war schändlich, sogar verboten. Ein Firune und eine Valanin … unmöglich! Noch vor wenigen Wochen hätte sich Elane vor Ekel übergeben müssen, wenn sie nur darüber nachgedacht hätte, sich ein Nachtlager mit einem Firunen zu teilen. Jetzt sehnte sie sich sogar danach …

*

Einen Tag später erreichten sie die Tore von Valana. Leroy hatte mehr als einmal seine Bedenken geäußert, man könne nach ihnen suchen und sie festnehmen, er hatte Elane damit regelrecht in den Ohren gelegen, bis sie sich beinahe vergessen und ihm eine Ohrfeige verpasst hätte. Doch seine Angst schien vollkommen unbegründet. In der Stadt herrschte ein heilloses Durcheinander. Wachen bemühten sich, die hinausdrängenden Valanen und Firunen, die die Stadt verlassen wollten, zu kontrollieren. Die meisten wies man ab oder zwang sie sogar mit einem Gewehrschuss, kehrtzumachen. Alles drängte hinaus, kaum jemand wollte hinein. Der Strom in diese Richtung sah verstörend dünn aus.

Kaum hatten sie das Tor passiert, wurden sie im dichten Gedränge herumgeschubst, angepöbelt und angespuckt. Sie verloren sich aus den Augen, und es dauerte zahllose Minuten, ehe Elane Leroys dunklen Haarschopf in einer Menge aufgebrachter Firunen entdeckte. Sie verschaffte sich mit den Ellenbogen Platz, bekam Leroys Ärmel zu fassen und zerrte ihn hinter sich her in eine Nebenstraße. Schüsse fielen, jemand schrie. Der Lärm dröhnte ohrenbetäubend.

»Was ist denn hier los?« Leroy schnappte nach Atem. Er beugte sich nach vorn und stützte die Hände auf die Knie. Sein Äußeres war noch immer schwer gezeichnet von dem Giftanschlag.

»Wenn ich das bloß wüsste. Noch vor wenigen Wochen herrschten hier Sitte und Anstand.«

Sie machten sich rasch auf den Weg zum Hafen und versuchten, sich von dem Schock zu erholen und sich ihrem

Vorhaben zu widmen. Der Wind trug den Gestank von Müll, Aas und Kot durch die Gassen. Elane würgte mehrfach und hielt sich die Hand vor den Mund. Mehrmals kreuzten Soldaten ihren Weg. Anfangs hatte Leroy jedes Mal den Kopf gesenkt, wenn er irgendwo eine Uniform aufblitzen sah, doch schon bald gab er es auf. Es waren einfach zu viele Soldaten, außerdem kümmerte sich keiner um zwei herumstreunende Valanen. Sie schienen voll und ganz damit ausgelastet zu sein, pöbelnde und randalierende Firunen zur Ordnung zu rufen. Elane war sich nie darüber bewusst gewesen, wie viele von ihnen in Valana lebten.

Im Rinnstein lagen mehrere Metallhalsbänder. Elane schluckte. Das hatte Jaham nun von seinem Ehrgeiz! Ein Gefühl von alles verschlingender Angst breitete sich in ihr aus wie ein Geschwür. Zugleich erwachte Wut, gepaart mit dem Willen, diesem Albtraum ein Ende zu bereiten. Sie beschleunigte ihre Schritte, Leroy folgte ihr anstandslos.

Schon von Weitem erblickte Elane das riesige Luftschiff, das im Hafen vor Valana vor Anker lag. Erleichterung stieg in ihr auf. Doch zum ersten Mal teilte sie Leroys Sorge, dass man sie vermutlich nicht an Bord lassen, geschweige denn nach West-Fenn fliegen würde. Wenn sie geahnt hätte, dass die Situation in Valana beinahe dieselbe war wie in Budford, hätte sie sich den weiten Weg hierher wahrlich sparen können.

Es grenzte an ein Wunder, dass die »Wind I« noch unversehrt an der Kaimauer ruhte. Es hätte Elane weniger erstaunt, wenn sie in Brand geraten oder von wilden Firunen geentert worden wäre. Sie rang ihre Bedenken nieder und steuerte geradewegs auf den Anlegesteg zu. Sie drängte sich mit Leroy durch das Getümmel an der Kaimauer.

Auf einmal versperrten ihr Soldaten den Weg. Sie ließen niemanden auf den Steg, der zum Schiff führte. In den Händen

hielten sie in der Sonne blitzende, frisch angespitzte Piken, die sie rücksichtslos gegen die herandrängende Meute verwendeten. Hinter ihnen schrie jemand: »Verzieht euch! Ihr seid so nutzlos wie ein Haufen Dreck!« Eine andere Stimme rief: »Zerstört das Schiff!« Daraufhin stürmte einer der Soldaten los, stach sich mit dem Speer einen Weg durch die Menge und ging auf den Mann los, der gerufen hatte. Elane wandte den Kopf. Ein einfacher unbewaffneter Bauer. Trotzdem holte der Soldat mit der Waffe aus und stieß nach vorn. Der Bauer schaffte es gerade eben, sich durch einen Sprung zur Seite davor zu bewahren, von der eisernen Spitze durchbohrt zu werden. Die Wachen gingen ohne Skrupel vor. Elane schnürte es die Kehle zu. Mut und Tatendrang sickerten aus ihr heraus wie Wasser durch einen undichten Eimer. Sie drehte sich um und sah Leroy Hilfe suchend in die Augen, doch er zuckte nur die Achseln. Sein Blick verriet, dass er sich ohnehin keine Hoffnung machte, an Bord des Schiffes zu gelangen. Von ihm hatte sie keine Unterstützung zu erwarten. Sie wandte sich nach vorn, sammelte all ihren Mut und sprach einen der stocksteif auf der Kaimauer stehenden Soldaten an.

»Entschuldigen Sie, Sir.« Keine Reaktion, nicht einmal ein Augenzucken. Elane sprach lauter: »Sir, ich möchte Sie etwas fragen.«

Die Augen des Soldaten wanderten zu ihr herüber. Er hob eine Braue. »Ist das jetzt eure neue Masche? Freundlichkeit?«

»Wie bitte? Ich fürchte, ich verstehe nicht, was Sie meinen.« Elane gab sich alle Mühe, ein freundliches Gesicht zu machen und wie eine vornehme Dame zu klingen, dabei sah sie in ihren Leinenlumpen wohl alles andere als elegant aus. Auf den Soldaten mussten ihre gewählten Worte und das dazu unpassende Auftreten wie eine Parodie wirken. Beschämt

senkte sie den Blick.

»Erst spucken die Bauern uns an und jetzt versuchen sie es mit höflichen Fragen, pah!« Sein Mund verzog sich zu einem spöttischen Lächeln.

Elane ging über seinen Kommentar hinweg. »Bewachen Sie das Schiff?«

»Allerdings, das tue ich. Und das aus gutem Grund, wie Sie vielleicht bemerkt haben.«

»Wird das Schiff bald ablegen? Und wohin wird es fahren? Nach Norden?«

Jemand rempelte Elane von hinten an. Verärgert drehte sie sich um, aber in dem Getümmel konnte sie den Übeltäter nicht ausmachen. Es waren zumeist Firunen, die für Unruhe sorgten. Sie wandte sich wieder dem Soldaten zu.

»Lady, ich kann Ihnen absolut nicht sagen, wann das Schiff ablegen wird. Ich kann nur hoffen, dass es nicht mehr lange dauert. Ich bin es leid, den Pöbel davon fernzuhalten.«

Elane sah ihm mit festem Blick in die Augen. »Wir würden gern an Bord gehen, mein Begleiter und ich.« Sie deutete auf Leroy, der sich ein gequältes Lächeln abrang. Sie zog ihren kleinen Brustbeutel hervor und zeigte dem Soldaten ihren Fahrschein, der vom jahrelangen Tragen ganz zerknittert war. »Ich habe einen Freifahrtschein. Der berechtigt mich, jederzeit ein Luftschiff zu benutzen. Ich möchte nach West-Fenn.«

Der Soldat stieß einen Laut aus, halb Lachen, halb Husten. Er rieb sich mit der Hand über den kahl geschorenen Kopf. »Lady, Sie machen wohl Scherze! Ich darf niemanden an Bord lassen, egal, welchen Wisch er oder sie mir unter die Nase hält. Das Schiff darf nur auf Befehl des Königs höchstpersönlich ablegen. Suchen Sie sich eine andere Möglichkeit, ein paar nette Urlaubstage zu verbringen.« Er prustete abermals.

»Ausgerechnet West-Fenn! Was wollen Sie denn dort, ins Kloster eintreten? Das wäre wahrscheinlich sogar recht schlau. Der Rest von Yel versinkt im Chaos. Nehmen Sie sich eine Kutsche und verlassen Sie die Stadt. Das heißt, sofern Sie noch eine Kutsche finden, die das Firunenpack noch nicht angezündet hat.«

Die Enttäuschung erdrückte sie so übermächtig, dass Elane es nicht einmal fertigbrachte, sich höflich zu verabschieden. Mit zittrigen Knien drehte sie sich zu Leroy um, der mit verschränkten Armen und verkniffenem Mund hinter ihr stand, als wollte er sagen: »Ich habe es dir doch gesagt.« Sie entfernten sich durch das Gedränge von der Kaimauer. Mit einem Mal fühlte Elane nichts als Hoffnungslosigkeit. Sie hätte am liebsten laut losgeheult.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Leroy bitter. »Du mit deinen blödsinnigen Ideen. Als ob wir es jemals bis zum Kloster geschafft hätten! Und selbst wenn: Wir hätten niemals die Herausgabe des Tagebuchs fordern können. Alles umsonst!« Seine Laune schlug in Ärger um. »Ich gehe jetzt zurück zum Haus meines Vaters. Ich hätte niemals auf dich hören dürfen.« Er spie ihr die Worte förmlich entgegen. Leroy machte auf dem Absatz kehrt, doch direkt hinter ihm stand ein Mann, mit dem er beinahe zusammenstieß.

»Sie wollen nach West-Fenn?«, fragte der Firune. Er senkte die Stimme. »Ich habe gehört, wie Sie sich mit der Wache vor dem Schiff unterhalten haben.« Der kleine und gedrungene Mann fuhr sich nervös durchs strohblonde Haar. Sein helles Gesicht leuchtete glatt und faltenfrei in der Sonne.

Elane öffnete den Mund, doch ihr wollten keine passenden Worte einfallen. Weshalb sprach ein Firune zwei Valanen an? War er geisteskrank?

»Sagen Sie bloß, Sie haben ein magisches Portal, durch das Sie uns nach West-Fenn bringen können.« Der unverhohlene Sarkasmus in Leroys Stimme war kaum zu überhören.

Der Firune schaute nach rechts und links, als wollte er sich vergewissern, dass ihn niemand beobachtete. Was in dem Gedränge wohl absoluter Blödsinn war. Es hieß eher, das Gebrüll zu übertönen. »Nun, das vielleicht nicht gerade, aber ich biete Ihnen ein Tauschgeschäft an.«

»Und welcher Natur soll das Geschäft sein?«, fragte Elane. Sie hatte wirklich keine Lust, sich das Gefasel eines Firunenbauern anzuhören. Was konnte er ihnen schon zum Tausch anbieten, das sie interessierte?

»Meine Frau und ich wollen die Stadt verlassen«, fuhr der Mann fort. »Wir haben gehört, auf West-Fenn gebe es keine Städte, nur einzelne kleine Firunensiedlungen. Wir beabsichtigen schon lange, dort ein neues Leben anzufangen. West-Fenn scheint mir eine gute Wahl.« Ein schüchternes Lächeln huschte über sein Gesicht. »Es gibt nur leider ein Problem: Nur Valanen ist es gestattet, die Stadt zu verlassen, wenn überhaupt. Bei Firunen wird nur dann eine Ausnahme gemacht, wenn es sich um Diener in Begleitung ihrer Herren handelt. Ich habe gehört, beim Osttor hätte man die besten Chancen.«

Leroy runzelte die Stirn. »Ich sehe da noch ein ganz anderes Problem als dieses: Wie wollen Sie nach West-Fenn gelangen? Schön und gut, wenn wir Sie aus der Stadt schleusen, doch was nutzt es Ihnen?«

Der Firune kam einen Schritt näher und sprach noch leiser. »Machen Sie sich darüber keine Gedanken, wir haben eine viel bessere Reisemethode als die hässlichen Luftschiffe der Valanen zu benutzen.«

Leroys Stirnfalten vertieften sich, sein Gesicht lief rot an und seine Augen funkelten zornig. »Ich weiß genau, worauf Sie hinauswollen. Und ich hoffe, Sie wissen, dass Ihr Vorhaben mit dem Tod bestraft wird.«

Der Mann machte eine beschwichtigende Geste. »Nun schreien Sie doch bitte nicht so laut! Es muss doch keiner mitbekommen. Wenn Sie uns aus der Stadt heraushelfen, bringen wir Sie nach West-Fenn. Nehmen Sie an oder lehnen Sie ab.«

Elane zog Leroy am Ärmel. »Wir wären doch ohnehin nicht hiergeblieben«, flüsterte sie ihm zu. »Zu verlieren haben wir nichts.«

Leroy knurrte nur.

Wenige Minuten später machte sich Elane mit zwei Firunen und einem betreten dreinblickenden Leroy im Schlepptau auf den Weg zum östlichen Stadttor. Sie erfuhr, dass der Mann Ibrik hieß, und seine Frau Lotta. Sie hatte hinter einer Hausecke gewartet und bedankte sich überschwänglich bei Elane für das Tauschgeschäft. Lotta hatte ein hübsches Gesicht. Ihre hellen Haare flatterten im Wind.

Leroy murrte nicht mehr. Er hatte endlich eingesehen, dass sie nach jedem Strohhalm greifen mussten, den man ihnen bot. Nachdem sie ihn auch noch daran erinnerte, wie sein Vater ihn angefleht hatte, dem Terror ein Ende zu setzen, waren ihm endgültig die Argumente ausgegangen. Elane schmunzelte in sich hinein. Leroy hatte ein gutes Herz, auch wenn er immer behauptete, das Schicksal der Firunen sei ihm gleichgültig.

Tatsächlich wachte die Garde am Osttor nachlässig. Immer wieder schlüpften Bürger durch die gewaltsame Zurückdrängung hindurch. Elane hatte mit heftiger Gegenwehr gerechnet, immerhin hatte sie gesehen, wie die Soldaten am

Nachbartor auf Firunen schossen, die die Stadt verlassen wollten. Hier am Osttor war man reisenden Valanen in Begleitung ihrer firunischen Leibeigenen anscheinend nach wie vor wohlgesinnt, denn nach einer kurzen Befragung ließen die Wachen sie passieren.

Ibrik führte sie recht bald hinter den Toren der Stadt von der Hauptstraße hinunter. Er folgte einem schmalen Trampelpfad, der querfeldein durch einen Wald führte und auf der anderen Seite wieder daraus hervortrat. Sie befanden sich auf offenem Grasland, über das der stetig wehende Wind unerbittlich hinwegfegte. Nur einen Steinwurf entfernt und hässlich wie ein Rotweinfleck auf einer weißen Tischdecke gab es einen Geröllhaufen, der neben Steinen auch allerhand Schutt und Bretter barg. Vermutlich war es eine illegale Müllabladestelle. Der Haufen verdarb den schönen Blick über die Landschaft. Sie gingen geradewegs darauf zu.

Eine Krähe saß auf einem alten Blechfass und beäugte jeden ihrer Schritte. »Flieg nach Hause, hier gibt es nichts mehr zu sehen«, sagte Ibrik. Ein Scherz, doch keiner lachte. Elane riss jedoch die Augen auf, als die Krähe sich tatsächlich in die Lüfte erhob und in den Baumwipfeln verschwand.

Hinter dem Müllberg, gut vor den Blicken etwaiger Bauern oder Wanderer verborgen, stand ein kleiner Planwagen. Die besten Jahre lagen bereits in der Vergangenheit, die Räder waren rostig und erweckten nicht den Anschein, als würden sie einen weiten Weg über unwegsames Gelände überstehen. Elane ging näher an den Wagen heran und spähte unter die Plane. Jemand hatte mehrere Pakete sorgfältig verschnürt auf der Ladefläche befestigt.

»Ein Vetter hat uns den Wagen hierher bringen lassen«, sagte Ibrik. »Es ist nicht viel, aber für eine Reise von weniger als einer

Woche reicht der Proviant. Mein Vetter ist ein guter Kerl. Wir haben uns bis zuletzt Briefe geschrieben. Bis, nun ja, bis die Valanen angefangen haben, unsere Post zu öffnen.«

Leroy ging einmal um das schrottreife Fuhrwerk herum und begutachtete es wie ein Pferd auf dem Viehmarkt. Sein abschätziger Blick blieb niemandem verborgen.

»Und Sie sind sicher, dass dieses Ding nicht ebenfalls auf die Müllhalde gehört?«, fragte er. »Ibrik, wenn Sie uns auf den Arm nehmen wollen, dann verschwenden Sie Ihre Zeit. Mich würde interessieren, wie Sie damit nach West-Fenn gelangen wollen.«

Ibrik machte eine beschwichtigende Geste. Seine Frau Lotta, die die ganze Zeit über schweigend neben ihm hergegangen war, senkte den Blick.

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass wir keine konventionelle Reisemethode anwenden«, sagte Ibrik.

Allmählich beschlich Elane ein ungutes Gefühl. Sie wusste, was unweigerlich geschehen würde.

»Sie haben also allen Ernstes vor, aus eigener Kraft nach West-Fenn zu fliegen? Ich hatte angenommen, Sie scherzen.« Leroys Tonfall offenbarte seine Skepsis.

Ibrik kniff die Lippen aufeinander und scharrte mit der Fußspitze im Sand, als sei er ein Kind, das man gerade bei einem Streich erwischt hatte. »Das haben Sie richtig erkannt. Es gibt aber leider noch ein Problem.«

Leroy knurrte. »Jetzt sagen Sie bloß, wir seien zu schwer.«

»Nein, nein, das ist es nicht. Zumindest hoffe ich das.« Ibrik fasste sich mit der Hand an sein Halsband aus Bluteisen. »Wir bekommen die Dinger nicht runter. Die Valanen haben kürzlich angefangen, die Halsbänder mit einem Schloss zu verschließen. Sie tragen nicht zufällig eine Feile bei sich?«

Bevor Leroy abermals unhöflich werden konnte, mischte sich Elane ein. »Wir brauchen keine Feile. Natürlich bekommen wir die Dinger auch so von Ihrem Hals.« Elane glaubte kaum, was sie soeben gesagt hatte. Nie hätte sie auch nur zu träumen gewagt, solch krumme Geschäfte mit einem Firunen zu machen. Und was das Schlimmste war, sie bereute es nicht. Sie hatte alles verloren, was ihr wichtig gewesen war. Ein sorgenfreies Leben, eine Familie, und nicht zuletzt auch Jonneth, wenn er auch letztlich nicht der liebende Mann war, den sich Elane erträumt hatte. Was hatte sie zu verlieren?

Sie winkte Leroy zu sich, der murrend an ihre Seite trat. Dann bat sie Ibrik, näher zu kommen. Der Firune zögerte nicht.

»Ich möchte, dass du es mal versuchst«, sagte sie zu Leroy.

»Was?«, fragte er patzig und ließ keinen Zweifel darüber offen, wie wenig Interesse er an ihrem Vorhaben hatte. Leroy hatte in den letzten Tagen eine erstaunliche Wandlung erfahren. Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit hatten ihre Spuren bei dem sonst schüchternen Valanen hinterlassen. Weshalb war er nur derart verbittert?

»Du kannst das Schloss öffnen. Das Mal an deinem Arm befähigt dich dazu, Metall zu bewegen. Also kannst du auch ein Schloss öffnen.«

»Das Mal? Sprechen Sie von dem Magischen Mal der Königsfamilie?« Ibriks Mimik sprach von freudiger Verwunderung. »Bei den Göttern der Lüfte, das nenne ich einen wunderbaren Zufall! In welchem Verhältnis stehen Sie zur Königsfamilie? Sie werden uns doch nicht verraten?« Ein seltsam schelmisches Grinsen und ein wissender Glanz in seinen Augen ließen Elane einen Augenblick stutzig werden.

»Wir stehen in keinem Verhältnis mehr zur Königsfamilie. Wir wurden verstoßen«, sagte sie schließlich und machte eine

Handbewegung, die keinen Zweifel offen ließ, dass sie nicht darüber diskutieren wollte.

Ibrik nickte und ließ die Sache zum Glück auf sich beruhen.

Elane benötigte eine gehörige Portion Überredungskunst, um Leroy endlich dazu zu bewegen, sich an der Öffnung des Schlosses zu versuchen. Sie erklärte ihm im Eilverfahren, wie er seine Konzentration bündeln musste, um ohne Schlüssel ein Schloss zu öffnen. Er bemühte sich ein paar Mal, aber es hatte keinen Zweck. Nichts bewegte sich. Es knisterte nicht einmal. Leroy wandte sich ab und setzte sich mit verschränkten Armen auf den Rand des Planwagens. Er beobachtete sie missmutig, wie sie die Schlösser mit nur einem Fingerschnippen öffnete. Ibrik und Lotta nahmen ihre Halsbänder ab und schleuderten sie weit von sich weg in ein Dornengebüsch.

»Ich danke Ihnen sehr«, sprach Lotta einen ihrer wenigen Sätze mit leiser Stimme. Elane nickte. Sie fühlte sich schlecht, obwohl sie augenscheinlich etwas Gutes getan hatte.

»Ich schlage vor, dass wir uns auf den Weg machen«, sagte Ibrik und klatschte in die Hände. »Vor Einbruch der Dunkelheit werden wir nicht mehr weit kommen, aber ich möchte von dieser Stadt so weit wie möglich entfernt sein. Ich kann den Gestank noch immer riechen.«

Ibrik bat Elane und Leroy, auf dem Wagen Platz zu nehmen. Er kramte in einer der Kisten, die auf der Ladefläche standen, und zog schließlich etwas daraus hervor, das wie ein Knäuel aus Lederriemen aussah. Als er ihn entwirrt hatte, erkannte Elane, dass es zwei Geschirre waren, vermutlich ein Zaumzeug, das jemand speziell zu diesem Zweck geändert hatte. Sie rutschte nervös neben Leroy hin und her als Ibrik begann, Lotta das Geschirr anzulegen und sich schließlich selbst in eines hineinzwängte. Die beiden boten einen grotesken Anblick.

»Entschuldigen Sie, dass ich frage«, sagte Leroy skeptisch, »aber wie wollen Sie den Wagen mit seiner Ladung und uns hier wegbekommen?«

Ibrik lächelte. »Genau so, wie die Valanen ein riesiges Luftschiff über dem Abgrund schweben lassen.«

Leroys Stirn legte sich in Falten. Ibrik zog ein Taschenmesser aus der Hosentasche, kaum länger als seine Hand. Ibrik setzte die Klinge an sein Handgelenk und machte einen kleinen Schnitt. Elane riss die Augen auf. Träumte sie? Dunkelrotes Blut glänzte auf Ibriks Haut und tropfte zu Boden. Er drehte sich zu seiner Frau Lotta um und nickte ihr zu, wohl um ihr ein Zeichen zu geben. Lotta schloss die Augen und legte den Kopf in den Nacken, als müsste sie sich konzentrieren. Sie hielt die Arme auf Schulterhöhe nach vorn gestreckt und drehte die Handflächen nach oben. Binnen weniger Sekunden schossen dunkelgrüne Flügel aus ihrem Rücken hervor.

Ein Windstoß packte Elane und zerzauste ihre Haare. Sie starrte auf Lotta, die mit weit gespreizten Flügeln vor dem Wagen stand und lächelte. Nie zuvor hatte Elane so etwas gesehen. Lottas Flügel ähnelten weder denen eines Vogels, noch denen eines anderen Tieres, das sie kannte. Sie spreizten sich herrlich geschwungen ab, schienen fast durchsichtig und nicht wirklich echt. Sie wirkten wie ein Trugbild, schimmerten in allen Grüntönen. Elane erwischte sich dabei, wie sie Lottas Flügel unbedingt berühren wollte, doch zugleich fürchtete sie sich davor. Respekt und Ehrfurcht hüllten sie ein, sickerten in ihr Herz. Sie hatte nie zuvor die Flügel eines Firunen gesehen und ihn fliegen schon mal gar nicht.

Lotta drehte sich um und befestigte das Ende ihres Geschirrs an dem kleinen Karren. Ibrik griff nach ihren Flügeln und zog eine winzige grüne Feder daraus hervor, die erst in dem

Moment, da Ibrik sie herauszog, stofflich zu werden schien. Elane schoss die Frage durch den Kopf, ob das Ritual wohl etwas mit der Formel zu tun hatte, die Alloret seinerzeit entwickelt hatte, um die Luftschiffe fliegen zu lassen. Die Formel, die irgendwo versteckt in einem Kloster lag, und über die Zukunft der Firunen entscheiden konnte …

Ibrik tropfte etwas von seinem Blut auf die Feder und begann, wie mit einem Pinsel seltsam geschwungene Zeichen auf die morschen Bretter des Karrens zu zeichnen. Leroy beobachtete das Spektakel mit entsetzten Blicken. Als Ibrik fertig war, spürte Elane, wie sich der Wagen eine Handbreit vom Boden löste und in der Luft schwebte.

»Keine Angst«, sagte Ibrik mit ruhiger Stimme. »Das ist dieselbe Methode, mit der man die Schiffe der Valanen zum Fliegen bringt. Oder habt ihr gedacht, die Valanen wären so mächtig, das von allein zu schaffen? Ihre Magie ist nichts im Vergleich zu unserer.« Er stieß verächtlich die Luft aus. »Viele von uns sind schon gestorben, um eure drei Schiffe in die Luft zu bekommen. Man benötigt viel Blut dazu. Euch schockiert das wohl, wie? Ja, das sollte es auch. Die ganze Welt sollte wissen, was ihr tut.«

Mit diesen Worten wandte er sich ab. Elane gefror das Blut in den Adern und ihr Magen rebellierte. Sie kam sich schäbig vor, weil sie zur Rasse derer gehörte, die zu solch grausamen Dingen fähig war. Sie schämte sich zum ersten Mal, eine Valanin zu sein.

Einen Lidschlag später entfalteten sich auch Ibriks größere Flügel und schillerten gold und rot im Tageslicht. Auch er befestigte sein Geschirr an dem Karren. Elane fiel auf, dass Ibriks Kleidung am Rücken nicht beschädigt war. Dort, wo die Flügel aus seinem Körper heraustraten, schimmerten sie

durchsichtig wie Nebel. Sie bestanden aus keinem stofflichen Material, sondern aus purer Magie.

Mit einem sanften Ruck setzte sich der Wagen in Bewegung und sie stiegen in die Luft.

»Festhalten«, ertönte Ibriks Stimme von vorn. Elane tat, wie ihr geheißen.

# *Achtzehn*

## *In Gefangenschaft*

Das kalte, trübe Grau des Tages legte sich auf jedermanns Gemüt. Dichte Nebelfelder hielten sich zäh in den Senken und Mulden des kargen Landstrichs. Auf einem verkrüppelten Dornenstrauch saßen drei Krähen, die sich lauthals über die Störung beschwerten, als ein fünfzehn Mann starker Trupp an ihnen vorüberzog. Feuchtigkeit war Kjoren längst durch die Kleidung bis auf die Haut gedrungen, der schneidende Wind kühlte ihn aus, bis seine Zähne klappernd aufeinanderschlugen. Die Scheuerwunden an den Fußgelenken brachten ihn um den Verstand. Der Schmerz wetteiferte mit dem Brennen an seinen Handgelenken. Dort, wo die Fesseln ihn in die Haut schnitten, lag rohes Fleisch offen, rot und entzündet. Es gab keine widerlichere, schmachvollere Art, seinen letzten Gang anzutreten. Nur einer der Soldaten, die sie überfallen und verschleppt hatten, ritt auf einem Pferd, der Rest ging zu Fuß. Sie führten einen kleinen Eselskarren mit sich, auf dem sie den Proviant verstaut hatten. Diese Männer besaßen kein Ehrgefühl. Kein Einziger unter ihnen trug ein Abzeichen auf der Uniform, kein Offizier, kein Befehlshaber. Sie waren niedere Fußsoldaten, und noch dazu dumm und dreckig. Er wusste noch immer nicht genau, aus welchem Regiment sie stammten und wer sie befehligte, er hatte lediglich belauschen können, dass sie schon vor ihrer Ankunft am Haus von Leroys Vater Bjart auf sie gewartet hatten. Bjart und er hatten nicht viel Gelegenheit bekommen, sich während der zwei Tage ihrer bisherigen Reise zu unterhalten, aber er schien mehr Ehre im Leib zu haben als

der ganze dreckige Haufen valanischer Soldaten, der sie malträtierte, quälte und wie Vieh vor sich hertrieb. Kjorens linker Fuß war mit einem Seil an Bjarts rechtem Fußgelenk gebunden. Glücklicherweise maß es mehr als drei Ellen, sodass ihnen das unbequeme Laufen im Gleichschritt erspart blieb. Der arme alte Mann tat Kjoren leid. Er war weniger kräftig als Kjoren, außerdem trug er dünne Hauskleidung, kaum dazu geeignet, einen tagelangen Gewaltmarsch von Feddys nach Valana zu unternehmen.

Kjoren sah sich müde um. Als er das letzte Mal diese Straße benutzt hatte, war ihm der Weg wesentlich kürzer vorgekommen. Damals war er frohen Mutes gewesen, frei und voller Pläne für die Zukunft. Jetzt fraß sich das Wissen um die Hoffnungslosigkeit seiner Lage in sein Bewusstsein wie Säure. Er würde sterben, dessen war er sich sicher. Man würde ihm keinen anständigen Prozess machen, ebenso sicher. Wahrscheinlich schleiften ihn die Soldaten lediglich deshalb lebend hinter sich her, weil sie sich eine Belohnung versprachen.

Ein Umstand, der Kjoren zutiefst beunruhigte, war, dass ihn die Soldaten noch immer mit Cyles ansprachen. Er spielte das Spiel bislang mit, weil er bezweifelte, bessere Optionen zu haben, wenn er sich als ein fahnenflüchtiger Firunensoldat zu erkennen gab. Wahrscheinlich jedoch war es einerlei, der Tod hatte ihn in seinen Klauen.

Bjart hatte ihn gleich zu Beginn ihres Marsches in einem unbeaufsichtigten Moment inständig gebeten, die Fassade aufrechtzuerhalten, Leroy zuliebe. Kjoren tat ihm den Gefallen. Was hätte es für einen Unterschied gemacht? Zumindest blieb ihm das schreckliche Eisenhalsband erspart, das sie bei Bjart mit einem Schloss versehen hatten. Er fragte sich, wie lange es

wohl dauern würde, bis seine Tarnung aufflog. Immerhin sah sein Äußeres alles andere als valanisch aus, aber zum Glück starrten seine blonden geschorenen Haare vor Dreck. Wahrscheinlich waren die Soldaten ohnehin viel zu dumm, um den Unterschied zwischen einem Valanen und einen Firunen zu erkennen. Seit geraumer Zeit fragte er sich, wie es Elane und Leroy ergangen sein mochte. Noch glühte ein Funken Hoffnung in ihm, dass die beiden es vielleicht sogar schafften, bis nach West-Fenn zu gelangen, um Leroy zu seinem Erbe zu verhelfen. Er wünschte nicht sehnlicher, als in Frieden bei seinem Vater auf Ona leben zu können. Sollte es auch erfordern, das gesamte derzeitige Königshaus zu hängen, so sollte sich Leroy besser sofort an die Arbeit machen. Aber es gab noch einen anderen Grund, weshalb sich Kjoren sorgte: Er konnte Elane nicht vergessen, dieses schnippische Valanenweib. Ja, er hatte ihre Gesellschaft genossen. Und es war zwecklos zu leugnen, dass ihr Duft ihn betört hatte, wenn sie nachts dicht beieinandergelegen hatten. Allein für den Frevel verdiente er wohl den Tod.

Die Stunden zogen sich endlos in die Länge. Kjoren versuchte, sich von seinen Schmerzen abzulenken, indem er die niederträchtigen Männer beobachtete und ihnen Namen gab. Er wollte wissen, mit wem er es zu tun hatte und gegen wen er seinen Hass richten musste. Von wenigen der Männer kannte er die echten Namen, denn er spitzte immer die Ohren, wenn sie sich unterhielten. Sie diskutierten darüber, wie sie die Belohnung für die Ergreifung des Thronerben unter sich aufteilen sollten. Einer der Männer, ein dünner großer Kerl mit drahtigen Gliedern, hieß Nathan. Kjoren hatte ihm den Beinamen Wiesel gegeben. Seine schnarrende Stimme klang nervig. Er war mit Abstand der Bösartigste von ihnen und schien so etwas wie die Befehlsgewalt innezuhaben. Unter normalen

Umständen hätte Kjoren ihn ausgelacht, während er ihn mit einer Hand zerquetschte. Doch Nathan führte ein Gewehr mit sich, also ersparte er sich seine Kommentare. Obwohl … Vielleicht war es keine schlechte Idee, sich gleich an Ort und Stelle erschießen zu lassen, anstatt am Strang qualvoll zu ersticken. Mit jeder Stunde, die verstrich, liebäugelte er mehr mit der Vorstellung. Er brauchte dem Wiesel nur ins Gesicht zu spucken, das würde ihn vermutlich schon hinreichend provozieren.

Ein anderer Soldat hieß Joff. Er hatte eine krumme Nase, vermutlich war sie von jemandem zu Brei geschlagen worden. Kjoren nannte ihn Krähe. Der Mann auf dem Pferd hieß Ben. Er sah aus, wie einer, den man gemeinhin als Durchschnittstypen bezeichnete. Er sprach nicht viel, weshalb es Kjoren schwerfiel, ihm einen passenden Beinamen zu geben. Den Namen des Mannes, der den Eselskarren führte, kannte er nicht. Aber da er einen verdrehten Fuß hatte, nannte er ihn schlicht Krüppel. Und dann war da natürlich noch Wayne, der Geier. Er gehörte zu den Männern, die ihn brutal aus Bjarts Hütte geprügelt hatten. Kjoren hasste ihn am meisten. Die restlichen Männer erhielten keine Namen. Sie beschäftigten sich nicht mit den Gefangenen, sondern trotteten schweigend hinterher.

Am Abend des dritten Tages – Kjoren hatte keine Ahnung, wo genau zwischen Feddys und Valana sie sich befanden – gingen einige der Männer mit den Gewehren zur Jagd. Vermutlich waren sie es satt, sich von schimmeligem Brot und Trockenfleisch zu ernähren. Dieser Fraß schien für ihre Gefangenen gerade gut genug. Nur sieben Männer blieben beim Nachtlager, während die anderen durch die karge Graslandschaft streiften. Sie lagerten weit abseits der Straße. Der schneidende Wind zeugte von der Nähe des Abgrunds. Kjoren und Bjart lagen zusammengerollt auf dem feuchten Gras

und versuchten vergeblich, etwas Schlaf zu finden. Stille erfüllte das Lager. Kjoren lauschte. Die verbliebenen Männer dösten im Schein des mickrigen Feuers. Sie befürchteten nicht, dass ihre Gefangenen versuchen könnten zu entkommen. Wie weit sollte ein aneinander gefesseltes Paar im Dunkel der Nacht schon kommen? Zudem war ihnen sicher nicht entgangen, dass der alte Bjart bereits am Rande seiner Kräfte war.

Bjart robbte näher an ihn heran. Er lag auf dem Rücken, beobachtete den wolkenverhangenen Himmel und versuchte verzweifelt, seine Schmerzen zu ignorieren.

»Hey«, flüsterte Bjart. Er vermied es, seinen richtigen Namen zu nennen. Kjoren warf zuerst ihm und dann den Soldaten einen flüchtigen Blick zu. Ihnen war es verboten, miteinander zu reden.

»Was?«, flüsterte er zurück.

»Ich wollte dich schon die ganze Zeit etwas fragen.« Bjarts Kopf lag nun dicht neben seinem. Kjoren bemerkte, dass seine Augen jeglichen Glanz verloren hatten. »Du sagtest, Svorolf wäre der Name deines Vaters.« Im Laufe ihrer Reise waren sie, ohne sich viel zu unterhalten, von einem höflichen Sie zum kameradschaftlichen Du übergegangen – bis sie starben.

Kjoren runzelte die Stirn. Wie konnte Bjart für so etwas riskieren, von den Soldaten bei einer verbotenen Unterhaltung erwischt zu werden?

»Ja, stimmt.«

»Dein Vater war ebenfalls Mitglied des Geheimbundes.«

Kjoren stieß die Luft zwischen den Zähnen aus. »Das weiß ich, ich durfte seine Strafe für ihn ausbaden!« Er wusste nicht, ob er Stolz oder Wut empfand. Bjart nickte. Als könnte er seine Gedanken lesen sagte er: »Du musst dich für nichts schämen oder Groll empfinden. Dein Vater ist ein anständiger Kerl.« Bjart lächelte das erste Mal seit Tagen. »Wir Firunen müssen doch

zusammenhalten, nicht wahr?«

Kjorens Blick irrte zur Seite.

Noch immer rührten die Soldaten sich nicht. Er nickte Bjart zu. Kjoren hatte nie viel darüber nachgedacht, ob es einen Unterschied zwischen den Rassen gab, aber die Ereignisse der vergangenen Wochen hatten ihn beinahe dazu getrieben, böse Vorurteile gegen alle Valanen zu hegen. Er war froh, dass er in Bjart einen Leidensgenossen gefunden hatte.

»Kjoren, ich möchte dich um etwas bitten«, sagte Bjart. Das Lächeln gefror auf seinen Lippen und wich einer ernsten Miene, in die sich tiefe Sorgenfalten gruben. »Sie wissen von dem Tagebuch des Königs, und sie wissen von der Formel. Sie haben uns belauscht und werden mich foltern, weil sie glauben, ich wüsste mehr. Sie werden mich für mein Mitwirken an den Verbrechen am valanischen Königshaus töten, auf irgendeine grausame Art und Weise.« Er atmete tief ein, als hätte ihn die Bedeutung seiner Worte zutiefst erschüttert. »Es ist ein Geschenk der Luftgötter, dass sie dich für meinen Stiefsohn Leroy halten«, flüsterte er dünn, seine Stimme brach.

»Weshalb? Erwartet mich dadurch ein gnädigerer Tod als der eines in Ungnade gefallenen firunischen Soldaten?«

»Nein, dich wird überhaupt kein Tod erwarten, wenn mein Plan funktioniert.«

Er sah Bjart verwirrt an. Hoffentlich erwachten die Soldaten nicht.

Der alte Mann griff sich an das Halsband aus Bluteisen. »Sie haben es verschlossen, ich kann es nicht abnehmen. Aber dir haben sie keines angelegt. Du wirst leben.«

»Was meinst du?«, empörte sich Kjoren. Er hatte alle Mühe, leise zu sprechen.

»Ich werde dir morgen zur Freiheit verhelfen. Nutze die

Chance, bitte. Du musst Leroy suchen. Sag ihm, dass ich ihn liebe und dass es mir leidtut. Gemeinsam könnt ihr es schaffen. Wenn ihr Leroy nicht auf den Thron helfen könnt, so sorgt zumindest dafür, die Magie der Firunen zu bewahren.«

Einer der Soldaten grunzte. Seine Kleidung raschelte, als er sich aufrichtete. Ausgerechnet Wayne, der Geier.

»Ihr da hinten! Schnauze halten«, brüllte er. Seine Stimme donnerte durch die Stille der Nacht und weckte die anderen Soldaten, die sich lauthals über die Ruhestörung beschwerten. Wayne kam zu ihnen herüber. Er trat Bjart mit der Stiefelspitze heftig in den Rücken, doch der Firune gab keinen Laut von sich.

Das Geiergesicht setzte sich neben ihn und verbrannte sie mit bösen Blicken.

»Warte morgen auf mein Zeichen«, flüsterte Bjart Kjoren ins Ohr, bevor Wayne ihn an der Schulter packte und von ihm wegzerrte.

Kjorens Herz hämmerte wild in seiner Brust. Er schluckte hart. In dieser Nacht fand er keinen Schlaf.

Ein Tritt in den Bauch weckte ihn.

Kjoren schreckte hoch. Er glaubte, nicht geschlafen zu haben, aber alle Valanen, die am Vorabend zur Jagd aufgebrochen waren, befanden sich im Lager, ohne dass er es bemerkt hatte. Es roch verlockend nach gebratenem Kaninchen. Kjorens Magen krampfte sich zusammen. Von dem köstlichen Duft wurde ihm schwindlig.

»Aufstehen«, fuhr Nathan das Wiesel ihn an und trat abermals nach ihm. Kjoren krümmte sich unter Schmerzen, ließ aber keinen Laut frei. Seine Glieder waren steif, seine Hände, ach, sein ganzer Körper war eiskalt. Er sah sich um, Bjart saß

bereits wach im Schneidersitz neben ihm und starrte auf seine Fußfessel. Sein Gesicht zeigte vollkommene Ausdruckslosigkeit. Nathan zerrte sie an den Armen auf die Beine. In Windeseile löschten sie das Feuer, verstauten das durchgegarte Fleisch in den Taschen und luden sie auf den Eselskarren. Alle schienen es eilig zu haben. Ben, der Reiter, verabschiedete sich von der Gruppe. Er wollte vorausreiten und dem König schnellstmöglich von den Neuigkeiten berichten.

Kjorens Herz klopfte bis zum Hals. Ben würde in weniger als einem Tag in Valana sein, und wenn Jaham von dem Tagebuch erfuhr, hätten Leroy und Elane nicht den Hauch einer Chance, vor ihm das Kloster auf West-Fenn zu erreichen … Er ermahnte sich zur Ruhe, er hatte nun wahrlich andere Probleme.

Wenig später machte sich der Rest des Trupps auf den Weg, ein schwacher grauer Schleier im Osten kündete den Morgen an.

Trotz des Marsches kroch bittere Kälte durch seinen Körper. Dichter Nebel verhüllte kniehoch den Boden unter den Füßen, sodass sie kaum erkennen konnten, wohin sie traten. Mehr als einmal fluchte einer der Soldaten, weil er in einen Kaninchenbau trat. Jemand schlug vor, zurück zur Straße zu gehen, doch Nathan fuhr ihn barsch an, sie würden die Straße bei diesem Nebel ohnehin nicht wiederfinden. Es mache mehr Sinn, sich nach dem Sonnenstand zu richten. Niemand widersprach ihm.

Die Zeit schleppte sich dahin wie sie. Es vergingen nur Augenblicke, doch Kjoren kamen sie vor wie eine Ewigkeit nach der anderen. Immer öfter spannte sich das Seil zwischen seinem und Bjarts Fußgelenk, denn Bjart ging langsam, stolperte oft und fiel zurück. Bjart tat ihm sehr leid, doch er konnte ihm nicht helfen. Er dachte über seine Worte vom Vorabend nach. Was hatte er gemeint, als er sagte, er wolle

ihm ein Zeichen geben? Er wusste beim besten Willen nicht, wie Bjart sich eine Flucht für ihn vorstellte? Es war absurd, unmöglich.

Das Seil spannte sich abermals, doch diesmal war der Zug von Dauer. Kjoren blieb stehen und wandte sich um. Bjart fiel auf die Knie und ließ den Kopf schlaff auf die Brust sinken. Sofort kam Wayne vorgesprungen, um Bjart in sein Gesäß zu treten, doch der Firune rührte sich nicht. Er kippte langsam zur Seite, bis er regungslos im nebelverhangenen Gras liegen blieb.

»Auch das noch«, fauchte Wayne und beugte sich zu ihm hinab. »Aufstehen!« Krähen stoben angesichts seiner lauten Stimme irgendwo in der Nähe auf. Der Trupp war stehen geblieben. Entsetzt starrte Kjoren auf Bjart hinab, der sich noch immer nicht rührte. Der Schreck fraß sich bis in sein Mark. Er durfte nicht sterben! Kjoren wollte sich zu ihm hinunterbücken, doch Wayne fuhr ihn an, er sollte gefälligst bleiben, wo er war.

Nach kurzer Zeit stand fest, dass Bjart sich alsbald nicht mehr erheben würde. Er war krank, erschöpft und ausgehungert. Man gab ihm aus einem der Wasserschläuche zu trinken, doch er konnte nicht aufstehen. Nathan beschloss, ihn von den Fußfesseln zu befreien und ihn auf den Karren zu laden, damit sie nicht noch mehr Zeit verloren. Niemand schien sich um sein Wohlergehen zu sorgen. Ein kleiner stämmiger Soldat griff Bjart unter die Arme und schickte sich an, ihn sich über die Schulter zu legen. Plötzlich, als seien seine Lebensgeister zurückgekehrt, stieß Bjart ihn von sich weg. Er stand aufrecht, kein Anzeichen von Schwäche oder Krankheit merkte man ihm an. Er blickte sich hastig um und machte nicht mehr den Anschein, als sei er ein gebrechlicher Mann. In seinen Augen funkelte Tatendrang. Schneller, als Kjoren ihm zugetraut hätte,

rannte Bjart an den Männern vorbei, geradewegs Richtung Abgrund.

»Hinterher«, brüllte Nathan.

Die anderen Männer reagierten quälend langsam. Nathan nestelte an seinem Gewehr herum. Als er es endlich ausgerichtet hatte, war Bjart längst außer Schussweite. Kjoren schmunzelte innerlich. Nathan war dumm wie alle anderen, völlig inkompetent. Vermutlich hatte er in seinem ganzen Leben nie ein Gewehr abgefeuert, spielte sich aber auf wie ein General.

»Jetzt!« Bjarts Stimme drang an Kjorens Ohren, er brüllte aus voller Kehle. Das Zeichen! Er sah sich um. Keiner der Soldaten achtete auf ihn. Einige rannten wie ein Haufen Ameisen Bjart hinterher, geradewegs Richtung Abgrund. Kjorens Herz hämmerte wie eine Kriegstrommel. Er hätte in die entgegengesetzte Richtung laufen können, doch wie weit würde er kommen? Die Erkenntnis fiel ihm wie Schuppen von den Augen. Bjart wollte, dass er seine Flügel benutzte! Deshalb hatte er es also als glückliche Fügung angesehen, dass man Kjoren kein Halsband angelegt hatte. Aber Kjoren konnte doch überhaupt nicht fliegen! Niemals zuvor in seinem Leben hatte er seine Flügel benutzt, er wusste nicht einmal, welche Farbe sie hatten! Zorn über sich selbst stieg wie Lava in ihm auf. Er durfte Bjarts Opfer nicht entehren. Er musste entkommen.

Er versuchte fieberhaft, seine Flügel zu entfalten, doch es wollte ihm nicht gelingen. Wie um Himmels willen funktionierte es? Panik und Zeitdruck ließen seinen Blick verschwimmen. Konzentriere dich! Er rief sich ein Bild vor sein geistiges Auge und stellte sich angestrengt vor, wie er sich in die Lüfte erhob, aber auch das nützte nichts. Er spürte nicht einmal ein Kribbeln. Vielleicht war er eine Missgeburt, ein Firune, der nicht fliegen konnte?

Er erschrak, als einer der Soldaten ihn am Ärmel packte und hinter sich her auf den Abgrund zuzog.

»Los, komm. Wir müssen hinterher«, knurrte er. Er stank widerlich nach Schweiß und Dreck.

Verzweiflung ergriff und schüttelte Kjoren, bis ihm die Knie schlotterten. Er war kaum in der Lage, mit dem Soldaten mitzuhalten. Mit festem Griff hielt er Kjorens Oberarm umklammert. Er hätte sich losreißen können, fühlte sich jedoch nicht imstande dazu. Schwäche drückte ihn nieder. Er hatte versagt.

Sie erreichten den Rand des Abgrunds. Die anderen Männer standen am Rand der steil abfallenden Felsen und starrten in die Tiefe, als gäbe es irgendetwas anderes zu sehen als Luft und Dunkelheit. Der starke Wind riss Kjoren beinahe von den Beinen.

Wayne stieß einen wütenden Schrei aus. »Der Idiot ist da runter gesprungen! Er ist gesprungen, kann man das glauben? Er hat sich umgebracht! Jetzt werden wir nichts mehr aus ihm herausbekommen.«

Kjoren benötigte mehrere Atemzüge, um die Bedeutung der Worte zu verstehen. Bjart hatte sich hinabgestürzt? Der Gedanke schockierte ihn. Es bedeutete den sicheren Tod. Niemand wusste, wie tief man fiel, ehe man aufschlug. Übelkeit und Schwindel überwältigten ihn. Gleichzeitig empfand er Respekt und Stolz. Bjart hatte den Mut aufgebracht, der Folter zu entgehen, indem er sich das Leben nahm. Er war tapfer, ein Held. Wie konnte ein solch edelmütiger Mann eine Memme wie Leroy aufziehen? Und er? War er besser? Er hatte die Chance zur Flucht verstreichen lassen! Er war ein Idiot, ein nichtsnutziger, dämlicher Narr!

Er zitterte und trat rasch einen Schritt zurück, denn er stand

gefährlich nahe am Abgrund. Vielleicht wäre es das Beste, sich Bjart hinterherzustürzen. Doch er wollte noch nicht sterben. Nicht, bevor er seinen Vater nicht noch einmal gesehen hatte, ihn gewarnt hatte.

»Eine Schlange! Da im Gras«, rief plötzlich jemand mit panischer Stimme.

Kjoren fuhr herum. Die Stimme gehörte zu Joff, der krummnasigen Krähe. Hatte er etwa Angst vor einem Tier? Nathan stieß ein wütendes Knurren aus und bückte sich nach der Schlange. »Bist du ein kleines Kind, dass du vor einem Seil Angst hast?« Er griff danach und hob es schwungvoll vom Boden auf.

Plötzlich wurde Kjorens Fuß mit einem Ruck zur Seite gerissen. Er strauchelte, schaffte es nicht, sein Gleichgewicht wiederzufinden. Ein loser Geröllbrocken löste sich an der Kante und nur einen Herzschlag später fühlte Kjoren nichts mehr unter sich als die endlose Weite. Er glaubte, sein Herz würde stehen bleiben. Todesangst lähmte seine Muskeln. Er fiel wie ein Stein.

Aus der Ferne drangen die Schreie der Soldaten an sein Ohr, doch der dröhnende Wind schluckte alle Geräusche. Schneidende Kälte riss an seinen Kleidern und stach in seine Haut wie tausend Nadeln. Schwindel übermannte ihn, er schloss die Augen. Er wünschte sich nichts mehr als eine erlösende Ohnmacht, doch sein Flehen blieb unerhört. Er stürzte und stürzte. Kjoren wollte nicht bei Bewusstsein sein, wenn der Aufprall seinen Körper zerfetzte. Er war nie besonders gläubig gewesen, doch er betete zu den alten Luftgöttern, auf dass sie ihm einen schmerzlosen Tod bescheren mögen. Er hatte immer geglaubt, sich nicht vor dem Sterben zu fürchten, doch nun, da er in die hässliche Fratze des Todes blickte, erkannte er, wie unabdingbar der menschliche Lebenswille sein konnte.

Der freie Fall dauerte eine gefühlte Ewigkeit. Tausend Gedanken schossen Kjoren durch den Kopf. Er dachte an seinen Vater. Tränen lösten sich aus seinen Augenwinkeln und wurden vom Sturm sogleich davongetragen. Wann hatte er das letzte Mal geweint? Hatte er überhaupt schon einmal geweint? Er konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Schon bald schluchzte er wie ein Kind. Er strampelte, jammerte und jaulte, doch der Wind verschluckte seine Stimme. Seine Sinne schwanden. Über ihm entfernte sich die Welt, er sah es nicht, aber er wusste es. Auch das Licht schien zu sterben, schon bald umhüllte ihn nahezu vollständige Dunkelheit. Er wünschte sich, er würde endlich irgendwo aufschlagen, doch gleichzeitig packte ihn ein alles überlagernder Lebenswille, der in der Hoffnungslosigkeit seiner Situation beinahe albern anmutete.

»Ich will nicht sterben«, brüllte er in den Sturm hinaus. Wie auf ein Stichwort bremste er jäh ab, als hätte ihn jemand brutal am Kragen gepackt. Ein heftiger Schlag fuhr ihm durch die Wirbelsäule, das Pfeifen in seinen Ohren brach ab. Er öffnete die Augen, blinzelte. War er tot? Panisch sah er nach unten, doch da war kein Boden, nur alles verschluckende Schwärze. Um ihn herum war überhaupt nichts als Wind und Kälte. Luft! Ein Schreck durchfuhr ihn, als er den Kopf drehte.

Blauschwarz wie die Nacht und mindestens drei Yards breit spannte sich etwas über seinem Kopf wie ein riesiges Seidentuch. Seine Flügel!

# Neunzehn

## Verbündete

Haushohe Tannen, die dicht an dicht standen wie eine dunkelgrüne Mauer aus senkrecht in den Himmel wachsenden Pfählen, ragten bedrohlich über ihnen auf. Durch das dichte Nadelkleid drangen nur wenige Lichtstrahlen bis herab auf den lichten Teppich aus Moosen, Tannennadeln und Farnen. Die Luft roch nach Schnee. So weit im Norden war es noch beträchtlich kälter als in Valana. Elane zog den Umhang, den Ibrik ihr aus seinem Reisegepäck geschenkt hatte, enger um die Schultern. Leroy ging mit gesenktem Kopf neben ihr her, auch er zog sich einen Umhang bis zur Nasenspitze empor. Ibrik und Lotta hatten sie bereitwillig mit Kleidung und Proviant versorgt. Elane konnte sich nicht erklären, weshalb sie so freundlich zu ihnen waren, hätten sie doch allen Grund gehabt, Valanen zu hassen. Der Abschied hingegen war schnell und frostig vonstattengegangen, was sie noch immer in Erstaunen versetzte. Sie hatten nur vier Tage für die Reise nach West-Fenn benötigt, weil Ibrik es recht eilig gehabt zu haben schien. Sie waren nur im Schutz der Dunkelheit geflogen, bei Tage schlugen sie in der Wildnis Lager auf. Es war eine abenteuerliche Fahrt gewesen, wenig bequem, aber erstaunlich effektiv. Besonders das kurze Stück zwischen Lyn und West-Fenn, als sich nichts weiter als Leere und Wind unter dem dünnen Unterboden des Planwagens erstreckt hatte, kam ihr nun wie ein Traum vor. Sie hatte sich auf den Boden des Wagens gekauert, die Augen geschlossen und fortwährend zum barmherzigen Gott gebetet. Doch ihre Sorgen hatten sich als

unbegründet erwiesen. Weder hatte der Wagen geschaukelt noch war seine morsche Konstruktion im heftigen Sturm auseinandergefallen. Sie wunderte sich immer noch, wie wenig anfällig Firunen gegenüber dem stetig peitschenden Wind waren. Keine Böe vermochte sie vom Kurs abzubringen. Wahrlich wirkten sie Zauber, nicht zu vergleichen mit dem Flug eines Vogels oder Insekts. Trotzdem fühlte sie sich sehr erleichtert, als sie endlich wieder festen Boden unter den Füßen spürte. Nachdem sie auf einer Lichtung mitten in einem Nadelwald gelandet waren, hatten sich Ibrik und Lotta hastig von ihnen verabschiedet und waren ihrer Wege gegangen.

Nun wieder allein gingen sie nach Nordosten, in die Richtung, die Ibrik ihnen gewiesen hatte. Das Kloster Ceregrym solle nach seiner Aussage weniger als einen Tagesmarsch entfernt sein. Sie stapften schon seit über zwei Stunden über den weichen, nach Moos und Pilzen duftenden Waldboden. Die Bäume standen so dicht, als wollten sie miteinander kuscheln, und obwohl es Nachmittag war, und die Sonne hoch stand, war das Licht gedämpft.

Stille. Eine solch vollkommene Ruhe hatte Elane in ihrem bisherigen Leben noch nie erlebt. In Valana herrschte lautes, geschäftiges Treiben. Dieser Wald hingegen lebte friedlich, in natürlicher Perfektion. Unendlich wertvoll. Elane begann zu verstehen, weshalb die Firunen sich so vehement gegen die Lebensweise der Valanen wehrten. Yel musste einmal ein wunderschöner Ort gewesen sein, und Teile davon waren es noch heute. Hier auf West-Fenn gab es keine Straßen, keine Städte und – bis auf die Mönche des Klosters – keine Valanen. Die Böden waren wenig fruchtbar, deshalb stand die Erschließung der kleinen Insel nicht auf der Liste des Königs. Neben West-Fenn waren Ean und Eld die einzigen beiden Inseln, auf denen Firunen noch so lebten, wie sie es immer

getan hatten. Elane fühlte sich wie ein ungebetener Gast, der die Ruhe des Waldes störte. Es war immer eine Selbstverständlichkeit für sie gewesen, dass Yel ihre Heimat war, doch in Wahrheit blieben alle Valanen nichts als ungebetene Gäste, die vor Jahrhunderten aus der Unteren Welt hierhergelangten und die Idylle verpestet hatten. Bis heute gab es nur Gerüchte darüber, woher genau sie kamen und wie sie es geschafft hatten, in dieses Paradies über den Wolken einzufallen. Das Wissen um ihr plötzliches Auftauchen schien irgendwo in der Geschichte verloren gegangen zu sein.

Elane schüttelte die düsteren Gedanken ab, sie erfüllten sie mit Traurigkeit.

Am Abend lagerten sie in einer Grube unter einem ausgehöhlten Nadelbaum. Sie bibberte schon eine ganze Weile. Die Nacht nahte bitterkalt durch den düsteren Wald, und so weit im Norden überzog bereits eine dünne Eiskruste die Wipfel der Bäume, dort, wo der Wind am eisigsten blies. Ihr Atem waberte in weißen Wolken vor ihrem Gesicht.

Sie schafften es, ein kleines Feuer zu entzünden, und aßen von den Vorräten, die Ibrik ihnen geschenkt hatte. Bevor die Sonne im Westen versank, machte sich Leroy auf, Wasser zu suchen. Er kehrte erst zurück, als sich die Dunkelheit wie ein blickdichtes Tuch über das Land gelegt hatte. Er hatte eine magere Quelle ausfindig gemacht und ihre Wasserschläuche gefüllt. Obwohl er noch immer dünn und krank wirkte, schien sich sein Allgemeinzustand deutlich gebessert zu haben.

»Findest du es nicht auch seltsam?«, fragte Leroy, als sie nahe an dem Feuer saßen, und sich die Hände wärmten. Seine Stimme klang belegt. Er räusperte sich. Für einen langen Zeitraum hatten sie nicht gesprochen.

»Was meinst du?«

»Ich meine, dass alles viel zu schnell ging. An der ganzen Geschichte ist etwas faul.«

Elane zuckte die Achseln. »Ich wundere mich schon lange nicht mehr über die Irrungen und Wendungen des Lebens. Noch vor wenigen Wochen war ich die glücklichste Frau der Welt, ich war verlobt und mir stand eine glänzende Zukunft bevor. Innerhalb weniger Tage hat sich mein Leben komplett gedreht. Es ist müßig, sich darüber den Kopf zu zerbrechen.«

Leroy schnaubte. »Es ist mir einfach nicht begreiflich. Wir sitzen auf West-Fenn und versuchen, uns ein Tagebuch anzueignen, von dem bis vor Kurzem noch niemand gewusst hat. Zufällig nehmen uns zwei Firunen mit. Findest du das nicht seltsam? Und hast du dir eigentlich schon Gedanken darüber gemacht, wie wir in das Kloster hineingelangen wollen? Wir können wohl kaum anklopfen und um die Herausgabe des Tagebuchs bitten.«

Elane blies kurz die Wangen auf und zog die Augenbrauen zusammen, wie sie es immer tat, wenn sie sich ärgerte. Es war eine dumme Angewohnheit und selten bemerkte sie es so wie jetzt. »Und weshalb können wir das nicht? Du hast ein Magisches Mal, du bis Allorets Erbe.« Sie wunderte sich, wie leicht ihr die Worte über die Lippen kamen. Immerhin hatte Leroy ihr die Rolle als Thronerbin abgenommen, die über zwanzig Jahre lang ihr vorbehalten war. »Vielleicht können wir sie von deinem Recht überzeugen.«

»Ich habe außer dem Mal keinerlei Beweise. Du hast meinen Vater gehört, eine Geburtsurkunde gab‘s nicht.«

Wut stieg in Elane auf. Musste dieser Miesepeter ihr denn immer die Laune verderben? Sie wusste, wie schwierig die Aufgabe werden würde, aber sie wollte nicht fortwährend daran erinnert werden. Es musste einfach einen Weg geben. Sie

beschloss, die Diskussion an diesem Abend nicht fortzuführen und gähnte auffällig. Sie konnte auf Leroys düstere Vorhersagen verzichten, wandte sich ab und rollte sich in ihren Umhang ein, um zu schlafen.

Trotz ihrer Müdigkeit lag sie noch lange wach. Sie war sich nicht einmal mehr sicher, ob sie das Tagebuch überhaupt noch finden wollte. Weshalb tat sie sich das an? Es war nicht ihre Schuld, dass die Familie Venell sich unrechtmäßig auf den Thron erhoben hatte. War es ihre Aufgabe, etwas daran zu ändern? Konnte sie etwas ändern? Ein einsames, verstoßenes, behütet aufgewachsenes Mädchen? Dann dachte sie wieder an Ibrik und Lotta, an all die Firunen und das Chaos im Land. Und an Kjoren … Wenn es tatsächlich stimmte, was Leroys Vater über die geheime Formel gesagt hatte, standen den Firunen vielleicht nicht nur schwere Zeiten bevor, sondern auch Sklaverei und Tod. Plötzlich rang sie mit den Tränen, als sie Kjoren vor sich sah, sein ehemals langes, helles Haar, die oft böse verengten, misstrauischen Augen. Es schmerzte sie, dass sie ihn den Soldaten hatten überlassen müssen. Hoffentlich lebte er noch. Sie wünschte sich nichts mehr, als ihn noch einmal wiederzusehen. In ihren Gedanken sehnte sie sich Kjoren herbei, bis der Schlaf sie übermannte.

Am nächsten Morgen packten sie schweigend ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, löschten das Feuer und machten sich auf den Weg, eine schier unlösbare Mission zu erfüllen. Die Stimmung war gedrückt und lastete wie ein Gewicht auf ihren Schultern, das jeden weiteren Schritt zu einer Tortur werden ließ. Sie hatten beide weder einen Plan noch den Hauch einer Idee, wie sie sich Zutritt nach Ceregrym verschaffen sollten, ganz zu schweigen von ihrem Vorhaben, das Tagebuch zu beschaffen. Elanes Selbstsicherheit, die sie sich erst innerhalb der letzten paar Wochen mühsam erkämpft hatte, verflog mit

jedem Schritt mehr und mehr. Die Erkenntnis, ein unbedeutender Bauer in diesem Schachspiel zu sein, brach über sie herein, als eine Woge aus Verzweiflung. Sie war nach wie vor mit einem Tyrannen verheiratet, und sie hatte kein Zuhause mehr. Jedenfalls keines, in das sie zurückkehren konnte oder wollte. Sie wusste nicht, wohin sie gehörte und was sie tun würde, wenn ihre Reise endete. Als sich die erste Träne in ihrem Augenwinkel bildete, schluckte sie hart und versuchte, ihre Emotionen niederzuringen, doch es fiel ihr unendlich schwer.

Gegen Mittag lichtete sich der Wald. Es ging leicht, aber stetig bergauf. Der weiche Waldboden wich einem steinigen Untergrund, aus dem bald kaum noch ein Baum zwischen den Ritzen emporragte. Das helle Tageslicht, das nach zwei Tagen zum ersten Mal wieder an Elanes Augen drang, blendete sie. Das Wetter war gut und für einen Tag im Spätherbst erstaunlich mild. Der Himmel leuchtete nicht blau, sondern eher hellgrau und die Luft roch frisch und erdig. Elane sah sich um. Zum ersten Mal seit ihrer Landung auf West-Fenn kam ihr der Gedanke, dass man sie beobachten könnte. Es gab zwar keine valanischen Städte auf der Insel, dennoch war sie bewohnt.

Und wer wusste schon, wie die einheimischen Firunen auf zwei Fremde reagierten?

»Glaubst du, es ist gefährlich hier?«, fragte Elane beinahe im Flüsterton.

Leroy drehte sich zu ihr um und zog die Augenbrauen hoch. »Wenn dies dein einziges Problem ist, dann würde ich gern mit dir tauschen. Die Firunen beobachten uns schon, seit wir hier gelandet sind. Hast du es nicht bemerkt? Ein Rascheln im Busch, knackende Äste … Wenn sie es auf uns abgesehen hätten, wären wir gar nicht erst so weit gekommen.«

Elane durchzuckte ein Schreck, als hätte ihr jemand gegen die Kniekehlen getreten. War sie tatsächlich so unaufmerksam? Leroy schien die Angst und die Verwirrung in ihrem Blick zu lesen, denn er fügte versöhnlich hinzu: »Mach dir deswegen keine Sorgen. Ich bin bei den Firunen auf dem Land aufgewachsen. Meine Auffassungsgabe hinsichtlich solcher Dinge ist wohl etwas schärfer als deine.« Er rang sich ein Lächeln ab, doch es drang nicht bis zu seinen Augen. Er deutete nach vorn. »Siehst du das Kloster? Es ist dort oben auf der Kuppe des Hügels. Es ist noch klein am Horizont, aber ich kann den Glockenturm schon sehen.«

Elane verengte die Augen zu Schlitzen und schirmte sie mit der Handkante gegen das helle Licht ab, aber sie konnte am Horizont nichts erkennen. Anscheinend war nicht nur Leroys Gehör, sondern auch seine Sehkraft besser als ihre.

Sie waren keine drei Schritte weiter den Hügel hinaufgegangen, als Leroy plötzlich wie von einer Tarantel gebissen herumfuhr und den Kopf in den Nacken warf. Elane zuckte zusammen.

»Da kommt jemand«, knurrte er. Elane spähte nach oben. Leroy hatte recht. Etwas näherte sich aus der Luft. Es war noch weit entfernt und kaum zu erkennen, aber es kam mit hoher Geschwindigkeit auf sie zu. Ein Geschoss? Ein Angreifer? Sie blickte panisch nach links und rechts, doch sie standen mitten auf einem felsigen Hügel, nirgends gab es eine Möglichkeit, sich zu verstecken. Sie hielt die Luft an, duckte sich instinktiv, verschränkte die Arme über dem Kopf und schloss die Augen. Nur einen Herzschlag später spürte sie einen starken Luftzug und vernahm das Geräusch zweier Schuhe, die auf dem Felsboden neben ihr aufkamen und über Schotter rutschten. Noch bevor sie die Lider öffnete, hörte sie Leroys überraschte

Stimme.

»Kjoren!«

Elane riss die Augen auf. Ihre Knie zitterten. Tatsächlich. Kjoren stand zwischen ihr und Leroy, als sei er aus dem Nichts aufgetaucht. Über seinem Kopf spannte sich ein gewaltiges nachtblaues Flügelpaar. Elane starrte ihn an wie eine Geistesgestörte, sie vermochte kaum, den Mund zu schließen. Niemals hatte sie geglaubt, Kjoren einmal fliegen zu sehen. Hatte er ihr nicht erzählt, er hätte es nie gelernt und würde es auch niemals tun?

Doch jetzt stand er neben ihr, ein süffisantes Grinsen auf dem Gesicht. Sein blondes Haar lag kurz geschoren an und war dennoch zerzaust, seine Kleidung starrte vor Dreck. Elane starrte ihn noch immer fassungslos an, als seine imposanten Flügel sich allmählich aufzulösen schienen. Es war der unglaublichste, verstörendste und zugleich wunderbarste Anblick, der sich ihr je geboten hatte. Erleichterung und Freude beschwingten sie, ihr Herz schlug so heftig gegen ihre Rippen, dass sie befürchtete, es würde aus ihrer Brust springen. Auch Leroys Augen glühten weit aufgerissen vor Freude. Niemand sagte ein Wort, bis Kjoren seine Sprache als Erster fand.

»Ich habe lange gebraucht, um euch zu finden. Ich wusste nicht, wo ich suchen sollte. Ich bin fest davon ausgegangen, dass ihr tot seid. Dann dachte ich, es könnte nicht schaden, nach West-Fenn zu fliegen und siehe da …« Er plapperte munter drauflos, als unterhielte er sich mit ihnen über das Wetter. Seine Wangen glichen rosigen Äpfeln und seine Augen leuchteten. Die Verwandlung war unfassbar. Sie hatte sich tagelang Sorgen um ihn gemacht, und er flog mir nichts dir nichts durch die Gegend, nur, um sie zu suchen!

»Am Anfang war es wirklich nicht einfach«, fuhr er in seinem

Redefluss fort. »Außerdem ist ganz Lyn verseucht von Soldaten. Ich konnte mich befreien, aber sie haben einen berittenen Boten nach Valburg geschickt, ich konnte ihn nicht aufhalten. Unterwegs habe ich ein Luftschiff gesehen, das nach Norden unterwegs war. Das ist schon zwei Tage her.« Völlig außer Atem rang er nach Luft.

»Kannst du vielleicht langsamer sprechen? Meine Ohren klingeln schon«, sagte Leroy mit einem Grinsen im Gesicht. »Wir haben ebenfalls gedacht, du seist tot. Und jetzt kommst du angeflogen, ich wiederhole, angeflogen, und erzählst wirres Zeug.«

Kjoren lachte und entschuldigte sich für sein konfuses Geplapper. Sie gingen weiter den Hügel hinauf und währenddessen erzählte er ihnen, langsam und in allen Details, die Geschichte seiner Gefangennahme. Wie er den Abgrund hinuntergestürzt sei und dass man ihn noch immer für Leroy hielt. Dies sei auch der einzige Grund, weshalb man ihm kein Halsband angelegt hatte. Seine Geschichte klang abenteuerlich, beinahe so unwahrscheinlich wie jene, die sie und Leroy erlebt hatten. Elane hing an seinen Lippen. Erst jetzt spürte sie wirklich bewusst, wie sehr sie ihn vermisst hatte. Seine einfache, direkte und unkomplizierte Art erleichterte ihr Herz. Kjoren berichtete ferner, dass er lange mit sich gerungen habe, ob er nach Ona oder nach West-Fenn fliegen sollte. Er wünschte sich noch immer nichts sehnlicher, als seinen Vater wiederzusehen. Doch hatte er eingesehen, dass die Idylle auf Ona auch nur von kurzer Dauer wäre. Aus der Luft hatte er Dinge gesehen, die ihn zutiefst schockiert hätten. Firunendörfer brannten, die Armeen des Königs brandschatzten überall. Kjoren hatte sein Leben riskiert, weil er es gewagt hatte, eine solch weite Strecke auf eine streng verbotene Art zurückzulegen. Sie rechnete ihm das hoch an und ihr Herz

klopfte energischer, als sie ihm ins Gesicht sah, das trotz aller Strapazen immer noch zu einem Lächeln fähig war. Es wirkte, als hätte sich der Knoten in seinem Inneren gelöst. Es war unverkennbar, wie viel es ihm bedeutete, dass er Zugang zu seiner Magie gefunden hatte. Doch ein entscheidendes Detail hatte Kjoren ausgelassen. Natürlich war es Leroy nicht entgangen.

»Was ist mit meinem Vater geschehen? Wie geht es ihm?« Leroys Züge verhärteten sich. Sie blieben stehen. Elane glaubte fast zu hören, wie sein Herz gegen seine Brust hämmerte.

Kjoren biss sich auf die Unterlippe, doch seine Stimme war fest und laut, als er sprach. »Er ist tot.« Es sah ihm ähnlich, die Dinge geradeheraus beim Namen zu nennen. Er war und blieb eben ein unsensibler Draufgänger. »Er hat sich geopfert, damit ich entkommen konnte. Er hat sich den Abgrund hinuntergestürzt. Das ist ebenfalls ein Grund, weshalb ich zuerst nach euch gesucht habe, anstatt nach Ona zu fliegen. Ich habe deinem Vater versprochen, dass ich dir sage, dass es ihm leidtue und dass er dich liebt.«

Sämtliche Farbe wich aus Leroys Gesicht. In seinen Augen lag ein undeutbarer Ausdruck. Er wirkte wie eine starre Puppe. Elane wusste, dass es ihm das Herz brach, aber Leroy riss sich zusammen. Sie sah ihm förmlich an, wie sehr er mit seinen Tränen kämpfte. Er wandte sich ab.

»Kommt jetzt. Wir wollen vor Einbruch der Nacht das Kloster erreichen, oder etwa nicht?«

Elane tauschte einen Blick mit Kjoren, der mit den Achseln zuckte und Leroy nachsetzte, der sich bereits ein gutes Stück entfernt hatte.

»Am besten sprichst du ihn nicht mehr darauf an«, flüsterte sie Kjoren zu. »Er verhält sich ein wenig eigenartig, seit wir vom

Haus seines Vaters geflüchtet sind. Er ist sehr empfindlich und mürrisch.«

»Schon gut. Ich weiß, wie es sich für ihn anfühlen muss. Ich liebe meinen Vater auch über alles.«

Elane erwiderte nichts. Ein dumpfer Schmerz breitete sich in ihrer Brust aus. Sie hatte das Gefühl nie gekannt, einen Vater zu haben.

Sie beschleunigte ihre Schritte, bis sie zu Leroy aufgeschlossen hatte. Kjoren blieb weiterhin zurück. Leroy richtete den Blick starr geradeaus. Er sah sie nicht einmal an, als er emotionslos mit ihr sprach.

»Es ist nicht mehr weit. Kannst du das Gebäude jetzt sehen?«

Elane hob den Kopf. Sie konnte die grauen Mauern und die Türme des Klosters deutlich erkennen. Mit einem Mal schoss ihr ein beunruhigender Gedanke durch den Kopf. Sie befanden sich auf einem kahlen Felshügel. »Leroy, meinst du, sie können uns von dort oben ebenfalls sehen?«

Leroy schnaubte. »Und wenn schon. Sie sehen uns früher oder später sowieso. Immerhin wollen wir doch hineingelangen, oder etwa nicht? Außerdem ist es ein Kloster voller gläubiger Mönche und Priester oder was sich sonst auf dieser Welt herumtreiben mag, das sich dem barmherzigen Gott verschrieben hat. Ich denke nicht, dass sie uns mit Kanonen beschießen werden.«

Elane senkte den Kopf. Er hatte recht, es war ein alberner Gedanke. Immerhin würden sie sich wohl kaum unter der Tür hindurchzwängen, um nicht gesehen zu werden. Kjoren hatte zwar von einem Schiff des Königs berichtet, das ebenfalls auf dem Weg nach West-Fenn war, doch die Chancen standen gut, dass ihre Begleiter und sie vor ihnen eintrafen. Wenn sie es allerdings nicht schaffen sollten, innerhalb von zwei Tagen an

das Tagebuch zu gelangen, würden sie sich wohl oder übel unverrichteter Dinge auf den Rückweg machen müssen. Das Risiko, erneut gefangen genommen zu werden, war zu groß.

Am frühen Nachmittag ragte Ceregrym schließlich in seiner vollen Größe und Pracht vor ihnen auf. Es gab weder einen befestigten Weg, der zum Eingang führte, noch Vorgärten. Es sah so aus, als hätte ein Riese den Koloss aus grauem Stein aus seiner ursprünglichen Umgebung entfernt und einfach hier, mitten auf einem Felsplateau in der Wildnis von West-Fenn, wieder abgesetzt. Zwar hatte die Natur versucht, den Steinriesen in Form von Moos, Flechten und wuchernden Kletterpflanzen zurückzuerobern, doch es war ihr mitnichten gelungen, das Kloster in die Landschaft zu integrieren. Es wirkte wie ein Fremdkörper. Um sie herum gab es nichts als Wald, Felsen und wilde Natur – und mittendrin dieses von Valanen geformte geometrische Etwas, das mit seinen Türmen und Zinnen wenig einladend wirkte. Von der Spitze des höchsten Turmes ragte ein Fahnenmast in den grauen Himmel, eine Flagge mit einem siebenzackigen Stern über einem schwarzen Kreuz flatterte in der immerwährenden Brise von Yel. Sie steuerten auf eine riesige Flügeltür aus massivem, mit Eisen beschlagenem Holz zu. Sie war verschlossen. Elanes Puls begann zu rasen. Sie warf Leroy, der neben ihr stand und die Außenmauern musterte, einen Seitenblick zu.

Kjoren trat zu ihnen und klatschte in die Hände. »So, na dann wollen wir doch mal anklopfen, oder etwa nicht?« Er besaß tatsächlich die Kühnheit, zu grinsen.

Leroy knurrte. »Mir ist die Sache zwar nicht geheuer, aber du hast recht. Dazu sind wir schließlich hierhergekommen.«

Elane sah deutlich die Angst in seinen Augen. Sie spürte, dass sich Leroy am liebsten umgedreht hätte und davongelaufen

wäre. Er war gut darin, anderen seine Selbstsicherheit vorzuspielen, aber sie kannte ihn mittlerweile gut genug, um zu wissen, dass es nur eine Fassade war, die er sorgsam pflegte. Sie beobachtete, wie Leroys Hände sich neben seinem Körper zu Fäusten ballten, bis sich die Fingerknöchel weiß färbten. Er erinnerte sie in diesem Moment an ein in die Ecke gedrängtes Tier, jeder Muskel zum Zwecke einer raschen Flucht angespannt.

Kjoren hingegen wirkte äußerst gelassen. Vielleicht war er auch bloß ein besserer Schauspieler als Leroy. Zweifelsohne erfüllte es ihn mit Stolz und neuem Mut, endlich Zugang zu seiner Magie gefunden zu haben. Elane hoffte, dass er sich die Lebensfreude auch noch bewahren würde, wenn ihre Mission scheiterte, Jaham sich das Tagebuch aneignete und die Firunen in die Sklaverei schickte.

Kjoren krempelte einen seiner verschmutzten Ärmel auf und klopfte beherzt an die riesige Tür. Er trat einen Schritt zurück, ein Ausdruck grimmiger Entschlossenheit im Gesicht. Elane durchflutete ein Gefühl der Erleichterung. Kjoren verströmte die Zuversicht, die sie so dringend brauchte. Leroys Gesellschaft hingegen, vermochte einen in Depressionen zu stürzen.

Die Tür öffnete sich knarrend und knackend. Die Geräusche erschienen in der Stille der Einöde unnatürlich laut. Eine Hälfte der Flügeltür stand einen Spaltbreit auf. Ein Kopf kam zum Vorschein. Ein Mann mit kahl geschorenem Haupt und kleiner, knolliger Nase.

»Wer seid ihr und was wünscht ihr?«, fragte er mit quäkender Stimme.

»Wir sind Valanen auf der Flucht, wir erbitten Einlass und Schutz. Dies ist doch ein Haus der Gnade und der Nächstenliebe, oder?« Kjoren konnte äußerst überzeugend

sein. Elane bewunderte ihn für seinen Mut. Aber was hätte er auch anderes sagen sollen? Entschuldigung, wir kommen in Begleitung des wahren Thronerben. Es soll hier irgendwo ein Tagebuch geben, auf das er Anspruch erhebt. Wir haben zwar keinerlei Beweise, aber versuchen kann man es doch mal. Dummer Gedanke.

Der Kahlkopf verzog die Lippen zu einem schmalen Strich, musterte einen nach dem anderen mit kritischen Blicken und zog die Tür auf. Erst jetzt sah Elane, dass er ein bodenlanges, grünes Gewand trug, das um die Taille herum von einem breiten Gürtel gehalten wurde. Seine Füße steckten in Sandalen. Es erschien ihr unpassend für die Jahreszeit, aber anscheinend war er die strengen Winter im Norden gewohnt. Er trat einen Schritt beiseite und wies sie mit einer Handbewegung an, einzutreten. Hinter ihnen fiel die Tür krachend ins Schloss.

»Kommt bitte mit«, sagte der Mann im Priestergewand. Eiligen Schrittes ging er voran. Elane warf ihren Begleitern einen verwirrten Blick zu, doch sie zuckten nur die Achseln. Sie hatte niemals geglaubt, dass es so einfach werden würde, das Kloster zu betreten, aber wenn sie ehrlich war, brachte das auch noch nicht viel. Schnell hastete sie hinter dem Priester her, bevor er in einer Tür verschwand.

Innerhalb der Klostermauern war es kaum wärmer als draußen. Nur wenige Lampen beleuchteten die Flure, das Licht leuchtete nur gedämpft. Elane lief ein Schauder über den Rücken, der nicht nur mit der geringen Temperatur zu begründen war. Dieses Gebäude verströmte eine schaurige, wenig heimelige Atmosphäre. Die spartanische Einrichtung ließ alles verlassen und düster wirken, ungeliebt. In den grauen und leeren Fluren hallten ihre Schritte gespenstisch, nirgends hing Dekoration an den Wänden. Mehrere verschlossene Türen zweigten von den

Gängen ab, deren Decken so hoch waren, dass die Geräusche mehrfach widerhallten.

Der Priester ging eine Treppe hinauf, um mehrere Ecken herum und kam plötzlich vor einer unscheinbaren Tür zum Stehen. Er hatte während des Weges kein Wort gesprochen, er hatte sich nicht einmal umgedreht. Er blickte kurz nach rechts und links, als wollte er sich vergewissern, dass ihn niemand sah, und öffnete die Tür. Er ließ Elane und ihren Begleitern den Vortritt.

Sie betraten einen kleinen Raum, der trotz eines Schreibtisches und zwei Stühlen keine behagliche Atmosphäre versprühte. Ein roter runder Teppich lag in der Mitte auf dem Fußboden, aber auch er vermochte nicht für Gemütlichkeit zu sorgen. Es gab ein Fenster, aber nur wenig Tageslicht drang durch das schmale quadratische Loch. Die Mauern des Klosters waren einfach zu dick. An der Wand glimmte ein beinahe heruntergebranntes Feuer in einem Kamin. Der Priester legte ein Scheit nach, nickte Elane zu und verließ eilig den Raum. Ihr entging nicht, dass ein Riegel von außen vorgeschoben wurde. Hastig stürzte Kjoren zur Tür und rüttelte daran, doch sie ließ sich nicht öffnen.

»Na wunderbar«, stieß er hervor und versetzte der Tür einen wütenden Tritt. »Jetzt haben wir uns von einem Priester zum Narren halten lassen!«

Leroy räusperte sich. »Du warst doch derjenige, der an die Tür geklopft hat und um Schutz bat, ohne das wir uns vorab über das Vorgehen einig waren«, sagte er, ohne seine Missbilligung zu verhüllen.

Kjoren verbrannte ihn mit einem zornigen Blick. »Weil du dich nicht getraut hättest, überhaupt etwas zu unternehmen!«

Elane legte beiden eine Hand auf die Schultern. »Nun regt

euch bitte nicht so auf. Niemand hat einen Fehler gemacht. Vielleicht gibt es gar keinen Grund zur Beunruhigung. Es ist doch möglich, dass die Priester mit Fremden vorsichtig sind. Hätte er uns ein Feuer im Kamin gemacht, wenn er uns etwas Böses wollte?« Sie deutete auf das frische Scheit. »Wir warten einfach ab, was als Nächstes geschieht.« Elane empfand nicht halb so viel Zuversicht, wie sie Leroy und Kjoren zu vermitteln versuchte. Waren sie zu gutgläubig gewesen? Wer würde schon damit rechnen, von einem Priester verraten und verkauft zu werden? Sie zwang sich zur Ruhe. Bislang verlief alles nach Plan, auch, wenn sie keinen richtigen besaßen. Das Glück durfte sie jetzt nicht verlassen. Und vielleicht war es wirklich so, wie sie gesagt hatte: Die Priester ließen lediglich Vorsicht walten im Umgang mit Fremden.

Leroy und Kjoren ersparten sich weitere Kommentare. Zähneknirschend ließen sie sich auf den Stühlen vor dem Schreibtisch nieder. Elane lehnte sich mit dem Rücken gegen eine Wand nahe am Kamin. Die Wärme tat gut, legte jedoch einen Mantel aus Müdigkeit um ihre Schultern.

Die Zeit verging schleppend. Sie konnte nicht mit Bestimmtheit sagen, wie lang sie schweigend gewartet hatten, aber irgendwann wurde der Riegel vor der Tür beiseitegeschoben. Zwei Männer kamen eilig herein, auch sie trugen dunkelgrüne Priestergewänder. Über dem Arm des einen hingen saubere Kleidungsstücke, die er auf den Teppich in der Mitte des Raumes legte. Der andere Mann balancierte ein Tablett. Der Duft von gebackenem Brot stieg ihr in die Nase.

Kjoren wäre den Männern beinahe ins Gesicht gesprungen, wenn sie ihn nicht zurückgehalten hätte. Er verlangte von ihnen zu wissen, weshalb man sie eingesperrt hatte, er bombardierte sie geradezu mit Fragen, aber die Männer gaben sich

unbeeindruckt. Der eine zuckte nur die Achseln, der andere murmelte: »Es wird jemand kommen, der euch alles Weitere erklärt.« Sie verließen den Raum und verriegelten die Tür abermals.

Während der nächsten Stunden beschäftigten sie sich damit, die Wäsche unter ihnen aufzuteilen, und sich mit Brot, Käse, Wasser und Trockenobst zu stärken. Elane spürte unsagbare Erleichterung, endlich die zerfetzte Kundschafterkleidung loszuwerden. Sie unterdrückte ihr Schamgefühl, als sie sich bis auf die Unterwäsche auszog und hastig die frischen Kleider überstreifte. Die einfache weiße Kleidung war eine Wohltat für das Auge und vor allem für die Nase.

Sie verharrten in Schweigen, als jeder wohl seinen Gedanken nachhing und immer wieder sehnsüchtig zur Tür blickte. Die Ungewissheit nagte an ihr, ließ sich kaum ertragen. Die Priester verhielten sich ein wenig exzentrisch. Sie empfingen sicherlich nicht häufig Besuch. Wer würde sich auch schon hierher verirren? Für die Dauer eines Herzschlags durchzuckte sie die düstere Vermutung, dass die Armeen des Königs doch vor ihnen angekommen sein könnten, aber sie verwarf den Gedanken. Die riesigen Luftschiffe der Valanen flogen träge, wahrscheinlich hatten sie gerade erst am Ufer von West-Fenn angelegt, wenn überhaupt. Undenkbar, dass sie das Kloster bereits erreicht hatten.

Sie sprachen lange Zeit kein Wort, denn jedes Mal, wenn einer von ihnen etwas sagte, endete die Diskussion in einem Streit. Ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Leroy verfiel in seine altbekannte Jammerei, die Kjoren in den Wahnsinn zu treiben schien. Kjoren wiederum brachte Leroys Blut mit seinem neu entfachten Optimismus offenbar zum Kochen. Elane war den Tränen nahe, sie fühlte sich wieder wie ein hilfloses

verwöhntes Mädchen, das an Schwierigkeiten nicht gewöhnt war.

Erst, als es draußen zu dämmern begann und das Feuer im Kamin nur noch einem schwach vor sich hin glimmenden Aschehaufen entsprach, regte sich endlich wieder etwas. Jemand schob den Riegel zur Seite und kurz darauf schwang die Tür auf. Kjoren sprang mit einem Satz von seinem Stuhl und ballte die Fäuste, als rüstete er sich für einen Kampf Mann gegen Mann. Leroy starrte nur mit geröteten Augen auf die fünf Männer, die sich in den kleinen Raum drängten. Nur zwei von ihnen trugen ein Priestergewand, die anderen drei kleidete praktische derbe Reisekleidung mit gefütterten Wämsern. Das Zimmer schien aus allen Nähten zu platzen. Elane drückte sich hinter dem Tisch in eine Nische. Sie erkannte nur einen der Männer. Den Priester, der sie hineingebeten hatte, alle anderen Gesichter waren ihr unbekannt. Sie drängte sich mit dem Rücken gegen die Wand. Einerseits erfreute es sie, dass die Langeweile in ihrer kleinen Zelle nun endlich verflogen war, doch das Gefühl von beklemmender Angst brandete zugleich über sie hinweg und ließ sie sich wünschen, niemals hierhergekommen zu sein.

Einer der Männer mit der dicken Winterkleidung trat vor. Er zog eines seiner Beine ein wenig nach. Elane bemerkte eine eiserne Schiene, die sein Knie versteifte und von außen am Oberschenkel und Wade befestigt war. Sein Oberkopf war kahl geschoren, lediglich ein langer grauschwarzer Priesterzopf baumelte von seinem Hinterkopf hinab auf seinen Rücken. Sie schätzte den Mann auf Anfang fünfzig.

»Es tut mir leid, dass ihr so lange warten musstet«, sagte er und blickte ihnen abwechselnd in die Augen. Aus seiner Mimik konnte sie keinerlei Emotionen ablesen. »Mein Name ist

Cirnod. Mir obliegt die Aufsicht über diese Einrichtung. Ich muss euch leider mitteilen, dass eure Reise hier ihr Ende nehmen wird. Ich habe lange mit meinen Männern darüber diskutiert, was mit euch geschehen soll, aber zum Wohle von Ceregrym haben wir beschlossen, euch auszuliefern.«

Ein Schreck fuhr ihr durch die Glieder. Ausliefern? Eine dunkle Vorahnung machte sich in ihr breit wie eine hartnäckige Krankheit. Sie verstärkte ihre Angst zu einer alles verschlingenden Woge aus Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit.

»Schon vor ein paar Tagen erreichte mich ein Bote, der eure Ankunft ankündigte.« Cirnod sprach ruhig, als unterhalte er sich mit ihnen über das Wetter. Er hatte keine unangenehme Stimme, und sein Gesicht entsprach nicht dem eines Schurken. »Unser Kloster ist in Bedrängnis. Es fällt mir nicht leicht, aber der König droht uns mit der Schließung. Er lässt uns schon jetzt kaum noch finanzielle Mittel zufließen. Wir sind gezwungen, dies zu tun.«

»Was genau haben Sie mit uns vor?« Noch immer hielt Kjoren seine Fäuste geballt vor der Brust. Er erinnerte sie in diesem Moment an einen zähnefletschenden Hund.

»Ich möchte euch damit sagen, dass der König Anspruch auf euch erhoben hat, weil ihr flüchtige Verbrecher seid. Und deshalb werden wir uns noch heute Abend mit euch auf den Weg nach Süden machen, um den Abgesandten des Königs entgegen zu reisen.« Cirnod lächelte verlegen, obwohl Elane kein Grund einfiel, weshalb jemand in dieser Situation lächeln sollte. Er hatte ihnen soeben offenbart, dass sie ihrem sicheren Tod entgegen gehen würden.

Kjoren machte einen Satz nach vorn und sprang auf Cirnod zu, doch gleichzeitig warfen sich die vier anderen Männer ihm

entgegen und packten ihn an den Armen. Kjoren trat und schlug um sich, aber es war eher ein Ausdruck seiner Verzweiflung als der ehrliche Versuch, sich aus ihrem Griff zu befreien. So geschwächt und müde von der langen Reise, boten sie für niemand mehr eine Gefahr.

Die Erkenntnis traf Elane wie eine Gewehrkugel mitten ins Herz. Es war vorbei. Und sie waren so dumm gewesen, an die Tür ihres Verderbens zu klopfen. Konnte der König tatsächlich einen schnellen Boten geschickt haben, der eher hier eintraf als sie, Kjoren und Leroy? Sie ließ das Kinn auf die Brust sinken und schüttelte den Kopf. Es hatte keinen Sinn, sich weiter Gedanken zu machen. Es war vorbei.

Als sie Kjoren Fußfesseln angelegt und ihm die Handgelenke zusammengebunden hatten, verschnürten die Ordensmänner Leroy und sie ebenso. Anders als Kjoren wehrten sie sich nicht gegen ihr Schicksal. Elane hätte am liebsten geheult wie ein Kleinkind. Sie war wütend. Wütend auf den König, wütend auf Leroy, aber allem voran wütend auf sich. Sie hatte sich diese Schwierigkeiten selbst zuzuschreiben. Sie hätte sich den Männern niemals anschließen dürfen. Sie hätte sofort in den Palast zurückkehren und den Verlust des Dokuments gestehen sollen, das ihr in den Straßen von Budford abhandengekommen war. Jonneth hatte ihr einen Auftrag anvertraut, und sie hatte versagt. Mittlerweile kam es ihr albern und lächerlich vor, dass sie sich nicht getraut hatte, wegen einer solchen Lappalie zu ihm zurückzukehren. Natürlich hätte Jonneth sie geschlagen, aber daran war sie doch gewöhnt. Jetzt steckte sie in weitaus ernsteren Schwierigkeiten. Sie erwartete der Galgen.

Bereits eine halbe Stunde später verließen Cirnod und die beiden in Reisekleidung gehüllten Männer mit ihnen das große Haupttor des Klosters. Es fiel krachend hinter ihnen ins Schloss

wie das Fallbeil einer Guillotine und sie begaben sich unter dem Deckmantel der hereinbrechenden Nacht auf den Weg in eine unbekannte Zukunft.

Elane konnte wie ihre Begleiter nur kleine Schritte machen, da die Fußfesseln sehr eng zusammengebunden waren. Eine Flucht war unmöglich. Leroys Kopf lag auf seiner Brust. Er ließ sich willenlos hinterherzerren. Sie hingegen fühlte sich hellwach. Man hatte ihnen zwar gefütterte Mäntel gegeben, doch sie fror trotzdem entsetzlich. Die Nächte im Norden waren kalt und klar, ihre Schritte knirschten auf dem gefrorenen Boden. Zwei der Männer trugen große Rucksäcke, vermutlich Reiseproviant. Cirnod stützte sich schwer auf einen Gehstock, er hinkte. Gelegentlich stöhnte er und fluchte leise, was sich für einen Mann Gottes sicherlich nicht gehörte. Ansonsten hüllten sie sich in Schweigen. Sogar Kjoren schien sich mit seinem Schicksal arrangiert zu haben, denn mit einem gleichgültigen Gesichtsausdruck trottete er neben ihnen her.

Sie marschierten die halbe Nacht, ehe Cirnod ihnen endlich gestattete, zu rasten. Sie schlugen ein notdürftiges Lager mitten im stockdüsteren Wald auf. Es war eine sternklare Nacht und der Mond stand hoch am Himmel, doch zwischen den schweren Ästen der Tannen kam er nur selten zum Vorschein. Jemand entzündete ein spärliches Feuer, das sie allerdings kaum zu wärmen vermochte.

Sie setzte sich ein wenig abseits zu Kjoren und Leroy auf einen umgestürzten Baumstamm, ließ den Kopf hängen und lauschte den Geräuschen der Nacht. Irgendwo heulte ein Wolf. Heulte wieder. Ein anderer Wolf antwortete. Dann rief eine Krähe ganz in der Nähe. Ihr fielen immer wieder die Augen zu, doch Angst zerfraß sie viel zu sehr, als dass sie ernsthaft an Schlaf dachte.

Nachdem die drei Gottesdiener ihr kärgliches Mahl mit ihnen geteilt hatten, setzte Cirnod sich zwischen Leroy und Kjoren auf den Stamm. Elane rieb sich die wunden Fußgelenke und lauschte.

Cirnod räusperte sich. »Es tut mir leid, dass ich euch eine Lüge auftischen musste«, flüsterte er.

Kjoren knurrte. Plötzlich schien er seine Sprache wiedergefunden zu haben. »Eine Lüge? Uns hat niemand belogen. Sie haben uns stundenlang ohne Informationen festgehalten. Da wäre mir eine Lüge beinahe lieber gewesen.«

Cirnod wies Kjoren mit einer Handbewegung an, leiser zu sprechen. »Nein, nein. Ich meine eine andere Lüge. Ich habe nicht vor, euch zu den Armeen des Königs zu bringen. Es stimmt, sie sind schon auf dem Weg hierher. Und es stimmt, dass mich ein Bote erreicht hat, der mir von eurer Ankunft berichtete. Aber dieser Bote arbeitet nicht für den König.« Cirnod lächelte selbstzufrieden. Auch Leroys Neugier schien geweckt, denn er hob den Kopf von der Brust und starrte Cirnod an, als hätte er einen Geist gesehen.

Cirnod ließ seinen Blick zwischen Leroy, Kjoren und Elane hin- und herwandern, als wollte er sich vergewissern, dass sie ihm auch zuhörten. »Unsere beiden Begleiter sind meine einzigen Verbündeten auf Ceregrym. Ich musste den anderen Priestern den Grund für unsere Abreise glaubwürdig vorspielen. Vorrangig richtete sich die Lüge an sie.« Cirnod deutete auf den Mann, der gerade ein weiteres Stück Holz auf das Feuer legte. Er nickte freundlich. »Sein Name ist Brynn«, sagte Cirnod. »William ist mein zweiter Verbündeter.« Der Mann, der mit ihnen auf dem Baumstamm saß, nickte ebenfalls zum Gruß. Elane kam sich vor wie in einer Abenteuergeschichte aus ihren Kindertagen. Aus den düsteren Schatten der Bäume flatterte

eine Krähe hinab und setzte sich auf einen Felsbrocken nahe dem Feuer. Sie beobachtete die Gruppe mit neugierigen, seltsam wissenden Augen.

»Auf Ceregrym soll niemand von unserem Frevel erfahren«, sagte Cirnod. Elane wandte ihren Blick von der Krähe ab und dem seltsamen Priester mit dem langen Ordenszopf zu. »Doch jetzt sind wir weit genug fort, um offen reden zu können«, fuhr er fort. »Wir achten darauf, uns abseits der Wege zu bewegen. Unter keinen Umständen wollen wir den Männern des Königs begegnen. Wir werden unabhängig von ihnen nach Lyn übersetzen.« Cirnod lächelte stolz.

»Was hat das zu bedeuten?«, brummte Leroy mit offensichtlicher Skepsis. »Was haben Sie mit uns vor?«

»O bitte, nennt mich Cirnod. Bloß keine Höflichkeiten.« Wieder dieses Grinsen. »Ich stehe auf eurer Seite. Ich weiß von Cyles' – ich meine natürlich Leroys – wahrer Abstammung. Und nichts wäre mir lieber, als die Ordnung in Yel wiederherzustellen.«

Elane blinzelte, als hätte sie sich verhört, weil sie Cirnod mit einmal verschwommen sah. Was zum Henker bedeutete das nun wieder?

»Glaubt bloß nicht, dass wir in der Einsamkeit von West-Fenn nichts mitbekommen. Meine Krähe Jinna ersetzt mir Augen und Ohren. Seit Jahrzehnten benutze ich diese Vögel, um informiert zu bleiben.« Cirnod deutete auf den großen Vogel, dessen Gefieder im Feuerglanz metallisch schwarz schimmerte und der ihrem Gespräch zu lauschen schien. Cirnod sah Leroy mit einem euphorischen Funkeln in den Augen an. »Ich weiß seit dem Tag der Trauerfeier, als man dich vergiften wollte, dass du lebst. Ich habe immer gedacht, du seist beim lang zurückliegenden Attentat auf König Alloret ums Leben gekommen, damals, als du noch ein Säugling warst. Doch dem

ist nicht so, dem barmherzigen Gott sei Dank. Jetzt schöpfe ich wieder Hoffnung. Die Venells sind seit jeher eine fürchterliche Familie! Sie auf dem Thron zu sehen, würgte mich seit Langem, ein Frevel an unserer Würde, gegenüber dem ganzen Land.«

Leroy verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich möchte aber nicht auf den Thron. Warum versteht das bloß keiner? Außerdem ist der Gegner zu mächtig und ich habe keinerlei Beweise.«

Cirnod legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Sei nicht albern. Der Rat der Obersten steht genauso wenig hinter Jaham wie wir. Wenn es eine Möglichkeit gibt, deinen Anspruch zu beweisen, dann werden sie alles daransetzen, Jaham zu stürzen. Du kannst nicht tatenlos zuschauen, wie er die Firunen abschlachtet! Dein Vater ist doch selbst einer.«

Elane fragte sich, was Cirnod wohl noch alles wusste. Seine Krähen schienen ihm viele Dinge mitzuteilen.

»Lass meinen Vater aus dem Spiel!« Im Schein des Feuers funkelten Leroys Augen gefährlich. Cirnod ließ sich nicht einschüchtern, er machte nur eine beschwichtigende Geste.

Elane war sich sicher, dass Cirnods Absichten zwar edel, aber kaum durchzusetzen waren. Aber immerhin hatten sie nun noch drei Verbündete im Kampf gegen Jaham.

Cirnod bat Brynn, ihm einen der Rucksäcke zu reichen. Er öffnete die Verschnürung, griff hinein und zog ein Stück Papier heraus, das er sorgsam entfaltete. »Dies ist ein Dokument, das König Alloret vor seiner Entführung und seinem Tod mit seinem Siegel unterzeichnet hat. Darauf hat er das Mal abgezeichnet, mit dem er seinen neugeborenen Sohn gekennzeichnet hat.« Er hielt das Pergament in die Luft, sodass alle es sehen konnten. Es zeigte zweifelsfrei die verschlungenen Linien, die zwar unvollständig, aber unverkennbar Leroys Arm zierten. Cirnod

faltete das Dokument wieder zusammen und steckte es zurück in den Rucksack. Dann griff er erneut hinein. Als er die Hand herauszog, lag darin ein kleines, abgegriffenes Buch. »Das ist der Gegenstand, nach dem ihr gesucht habt, oder? Das Tagebuch von König Alloret. Ich habe es mitgenommen, damit es den Männern des Königs nicht in die Hände fällt, wenn sie Ceregrym erreichen und wahrscheinlich auf den Kopf stellen werden. Es gehört Leroy. Er ist sein Erbe.«

Leroy zeigte sich unbeeindruckt. Seine Miene blieb grimmig. Kjorens Augen hingegen weiteten sich. Er griff nach dem Buch, aber Cirnod schüttelte nur den Kopf und versenkte es rasch im Rucksack. »Wollt ihr mir denn nun glauben oder nicht?«, fragte er.

»Es würde helfen, wenn ihr uns die schrecklichen Fesseln abnehmt.« Kjoren schnaubte und verzog den Mund.

»Selbstverständlich.«

Brynn und William befreiten sie, Leroy und Kjoren von den Fesseln. Elane streckte sich und ging ein paar Schritte, bevor sie sich wieder setzte. Es war eine Wohltat für ihre geschundene Haut und die Gelenke. Zum ersten Mal spürte sie Zuversicht in sich aufkeimen.

»Wissen Sie, was in diesem Buch geschrieben steht?«, fragte sie. Eine leichte Skepsis in der Stimme konnte sie nicht verbergen.

»Ich weiß nur das, was Leroys Vater Bjart euch erzählt hat. Meine Krähe Jinna hat es ebenfalls gehört und mir berichtet. Sie hat auf dem Fensterbrett gesessen und euer Gespräch belauscht. Jahrelang hatte ich keine Ahnung, weshalb das Buch für Alloret so wichtig gewesen war. Und ich habe nie gewusst, dass die Firunen wegen dieser Formel Alloret sogar gefangen hielten und folterten.« Er schüttelte sich kurz, als wollte er

schaurige Erinnerungen vertreiben. »Wie dem auch sei, ich muss euch noch ein letztes Geständnis machen«, fuhr der Priester im Flüsterton fort.

»Wer's glaubt.« Leroy klang verärgert. Wahrscheinlich hielt er die Aussicht, dass man ihm zu seinem Erbe verhelfen wollte, ebenso wenig erstrebenswert wie den Tod am Strang.

»Ibrik und Lotta haben euch nicht zufällig in Valana aufgegabelt«, sagte Cirnod. »Sie gehören zu einem Geheimbund der Firunen, eine Neugründung der Befreier. Wir kommunizieren mithilfe unserer Krähen miteinander. Wirklich nützliche und schlaue Biester. Natürlich habe ich Ibrik angewiesen, euch herzubringen.«

Elane spürte heiße Empörung aufsteigen, aber bevor sie sie verbrannte, ermahnte sie sich zur Ruhe. Es war kein Zufall gewesen!

Cirnod blickte verlegen in die Runde. »Ich stehe seit einiger Zeit in Kontakt mit den Firunen. Nach so vielen Jahren in den Wäldern von West-Fenn bleibt einem kaum etwas anderes übrig. Noch vor zwanzig Jahren hätte ich jeden, der mir erzählt hätte, ich würde mit ihnen einst konspirieren, für verrückt erklärt.« Er legte den Zeigefinger kurz auf die Lippen. »Aber das bleibt unter uns.«

In dieser sternenklaren und eiskalten Nacht dachte keiner an Schlaf. Sie unterhielten sich noch lang am kargen Feuer, und als sich Elane erschöpft auf den Boden sinken ließ und sich an den Stamm lehnte, überflutete sie ein Gefühl unendlicher Erleichterung.

Endlich!

Am düsteren Horizont glomm sie – die Hoffnung.

# Zwanzig

## Ein jähes Ende

Den folgenden Morgen erlebte Leroy trotz der spätherbstlichen Kälte als einen der angenehmsten der letzten Wochen. Brynn und William gaben sich gesprächiger, als er es ihnen zugetraut hätte. Wahrscheinlich waren die beiden ihren Gefangenen gegenüber ebenso misstrauisch gewesen wie sie selbst. Nicht, dass Leroy großen Wert auf ihre Gesellschaft legte, aber sie vermochten zumindest zeitweise seine düsteren Gedanken zu vertreiben. Der junge Brynn war ein Klosterschüler, der sich seinen Priesterzopf noch nicht verdient hatte. Er schien ein anständiger, gehorsamer junger Mann zu sein, der zwar nur dann die Lippen auseinander bekam, wenn man ihn ansprach, aber genau das gefiel Leroy an ihm.

William hingegen war aus anderem Holz geschnitzt.

Er sagte, er sei auf Ceregrym der Hauswärter und habe mit einem Priester wenig gemein. Weder trug er den typischen langen Priesterzopf noch waren seine Ansichten durchweg tugendhaft. Doch ihm haftete etwas Sympathisches an, sein Humor staubte trocken wie Wüstensand in der Mittagshitze.

Er schaffte es gelegentlich sogar, Elane zum Lachen zu bringen, obwohl sie sich meistens ernst und gefasst zeigte. Wahrscheinlich entsprach dies aber ebenso einer Fassade wie seine nach außen gekehrte Gleichgültigkeit. In seinem Inneren aber brodelte es. Wenn er zuließ, dass seine Gedanken sich wie ein Strudel drehten, würde er sich nur schwerlich davon abhalten können, umzudrehen und in den Wald zu laufen, bis er tot zusammenbrach.

Alles in ihm sträubte sich, zurück nach Lyn zu fliegen. Cirnod hatte sich bislang noch nicht geäußert, wie er es bewerkstelligen wollte, doch er ging fest davon aus, West-Fenn auf dieselbe Weise zu verlassen, wie sie hergekommen waren. Die Aussicht auf einen weiteren Flug in einem wackeligen, von Firunen gezogenen Karren, bescherte ihm eine Gänsehaut.

Neben der schier alles erstickenden Angst schwelte noch eine heiße Wut, die ihm auf den Magen schlug. Alle außer ihm wirkten fest entschlossen, ihn mithilfe des Rats der Obersten auf den Thron zu helfen. Niemand hatte ihn nach seiner Meinung gefragt. Und obwohl er gesagt hatte, dass er nicht wollte, schien es niemanden zu interessieren. Er fühlte sich wie eine Marionette, doch er war nicht imstande, die Fäden zu durchtrennen. Er war ein Spielball, wurde herumgeschubst und ausgenutzt. Leroy biss sich auf die Unterlippe und unterdrückte die Tränen, die in seine Augen stiegen. Kurzzeitig dachte er sogar ernsthaft daran, sich in den Abgrund zu stürzen, wenn sie ihn erst erreicht hatten. Der Gedanke, seinem Vater in den Tod zu folgen, hatte durchaus seinen Reiz.

Tränen liefen ihm über die Wangen, er schaffte es nicht mehr, sie zurückzuhalten. Hastig wischte er sich mit dem Ärmel über das Gesicht, bevor jemand bemerkte, wie traurig er war. Er fürchtete sich vor dem Tod, aber noch mehr fürchtete er sich vor dem, was ihn erwartete, sollten sie es tatsächlich bewältigen, bis zum Rat der Obersten vorzudringen und ihr Anliegen vorzutragen. Jaham würde die Krone niemals freiwillig hergeben. Insgeheim wünschte sich Leroy nichts anderes, als dass sie scheiterten. Dann wiederum beschlich ihn ein schlechtes Gewissen. Das Opfer seines Vaters sollte nicht umsonst gewesen sein. Verdammt! Er durfte doch nicht sein ganzes Leben lang davonlaufen! Leroy schüttelte seine Gedanken ab. Er sollte noch nicht darüber nachsinnen, was ihm

bevorstand. Jedenfalls nicht, so lang sie sich noch in der Wildnis befanden.

Leroy lauschte in den Wald hinein. Er vernahm das Geräusch ihrer Schritte, die sich dumpf anhörten auf dem weichen, moosbewachsenen Waldboden. Äste knackten, Blätter raschelten, in den Baumwipfeln scharrte und kratzte es. Gelegentlich gab Cirnods Krähe, die den Weg über entweder auf seiner Schulter gesessen hatte oder ihnen von Baum zu Baum gefolgt war, einen krächzenden Laut von sich.

Sie bewegten sich schon mehrere Stunden lang kontinuierlich nach Süden. Es war ein anderer Weg als der, den Leroy und Elane auf dem Hinweg benutzt hatten. Hier gab es nicht einmal einen ausgetretenen Pfad, nur wilde Natur. Sie verließen sich einzig auf Cirnods Anweisungen. Der Himmel, der gelegentlich zwischen den dicht stehenden Tannen hervorlugte, leuchtete hellgrau und von einheitlicher Farbe.

Kjoren und Elane tuschelten schon den ganzen Vormittag miteinander. Leroy spürte feine Stiche in der Brust. Er fühlte sich ausgegrenzt. Wie immer. Eigentlich hätte er sich doch irgendwann daran gewöhnen müssen. Doch als Kjoren nach Elanes Hand griff und sie nicht wieder losließ, sie weiter so nebeneinander hergingen, fühlte sich Leroy nicht nur ausgegrenzt, sondern auch zutiefst beschämt. Es war ein unvorstellbarer Gedanke, dass eine Valanenfrau offen ihre Zuneigung zu einem ihr nicht versprochenen Mann zeigte, und erst recht nicht zu einem Firunen! Außerdem war sie doch verheiratet … Leroy wandte den Kopf ab und beschleunigte seine Schritte, bis er an ihnen vorübergezogen war. Er wollte sich dieses Schauspiel nicht länger ansehen.

Gegen Mittag stieg der Weg an, zunächst seicht, dann immer steiler. Sie schleppten sich bergauf, bis ihre schweißnassen

Körper in der Kälte dampften. Die Wurzeln der Bäume krallten sich in das Erdreich, an nicht wenigen Stellen ragte das Wurzelgeflecht kniehoch hervor. Sie hatten Mühe, nicht darüber zu fallen. Leroy wollte sich gerade bei Cirnod erkundigen, ob er wirklich genau wisse, wohin er sie führte, als das Gelände sich jäh zu einem Plateau erweiterte. Der weiche Boden wich einer felsigen Hügelkuppe.

Leroy hielt für einen Moment ehrfürchtig den Atem an. Vor ihnen lag ein weites Tal. Der Ausblick überwältigte ihn. Einer der schönsten, den er je genossen hatte. Doch als sie aus dem Wald heraustraten, verstärkte sich schlagartig der Wind, der unbarmherzig über alle Kontinente von Yel fegte. Es war bitterkalt und sie froren entsetzlich, deshalb machten sie sich sehr bald an den Abstieg auf der anderen Seite des Plateaus ins Tal.

»Was ist das denn da hinten?«

Leroy zuckte vor Schreck zusammen, als Kjorens laute Stimme direkt hinter ihm wie ein Paukenschlag die Stille durchschnitt. Er drehte sich zu ihm um. Kjoren beschattete seine Augen mit der rechten Hand, mit der linken deutete er auf einen Punkt auf der weit entfernten, anderen Seite des Tals. Zeitgleich drehten sich alle Köpfe in diese Richtung. Kjorens Frage wurde alsbald beantwortet, denn kaum hatte er sie ausgesprochen, war das, was seine Aufmerksamkeit erregt hatte, auch schon deutlicher zu erkennen, da es sich mit hoher Geschwindigkeit auf sie zubewegte. Ein Reiter!

Cirnod stieß ein entsetztes Keuchen aus, die Krähe auf seiner Schulter tänzelte nervös von einem Bein auf das andere.

»Verdammt, wie kann das möglich sein?«, knurrte William. »Wie kommt ein Reiter hierher? Wir sind mitten in der Wildnis.«

Leroy beobachtete aus dem Augenwinkel, wie Elane die Arme

um Kjoren schlang und ihr Gesicht an seiner Schulter barg, als könnte sie sich dadurch unsichtbar machen. Leroys Herzschlag beschleunigte sich auf ein unangenehmes Maß, das Blut rauschte in den Ohren, die Knie fühlten sich mit einem Mal schwach an.

»Der Reiter trägt die Uniform der königlichen Armee«, sagte William. »Er muss zu den Soldaten gehören, die Jaham nach West-Fenn geschickt hat.«

»Fliehen ist zwecklos. Er hat uns längst gesehen.«

Cirnod erwiderte nichts, sein Gesicht war kreidebleich. Hastig wandte er sich ab, ging ein paar Schritte zurück und murmelte unverständliche Worte. Leroy zog die Augenbrauen hoch. Der alte Priester schien nicht nur ein wenig exzentrisch, sondern auch verrückt zu sein. Einen Lidschlag später breitete seine Krähe die Schwingen aus und stieg in den eisigen Wind auf. Schon bald war sie hinter den Baumwipfeln verschwunden.

»Was tust du?«, verlangte Leroy zu wissen.

»Einen Hilferuf absetzen natürlich, was sonst?« Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als der fremde Reiter vor ihnen zum Stehen kam. Sein pechschwarzes Schlachtross dampfte in der kalten Luft. Elane schälte sich wieder aus Kjorens Umarmung und betrachtete den Eindringling mit bangem Gesichtsausdruck. Leroy verspürte stärker denn je den Wunsch, einfach davonzulaufen. Weshalb nur gönnte man ihm kein einfaches Leben?

Der Soldat mit den dunklen, kurz geschorenen Haaren stieg von seinem Ross ab und nickte zur Begrüßung. Wenigstens hatte er so viel Anstand. Leroy kannte ihn nicht, aber in Kjorens Gesicht las er deutlich ab, dass sich die beiden schon einmal begegnet waren. Seiner verbitterten Miene zufolge schien die Zusammenkunft nicht von angenehmer Natur gewesen zu sein.

Unmerklich wich er einen Schritt zurück.

»Mein Name ist Ben Stanfield«, sagte der durchschnittlich große Soldat mit fester Stimme. Seine abgetragene Uniform machte den Anschein, als hätte ihr Träger bereits einen weiten Weg hinter sich. Die Aufschläge seiner Hose starrten vor Schlamm, der oberste Knopf der Jacke fehlte. Leroy schätzte ihn auf Mitte dreißig.

»Ich bin als Kundschafter von meinem Trupp vorausgeschickt worden, um die schnellste Route nach Ceregrym zu finden«, fuhr er fort. »Und was macht ihr hier in der Einöde?« Ein Hauch von Skepsis huschte über sein Gesicht, als er sie nacheinander musterte. Auf Kjoren ruhte sein Blick besonders lange. »Wen haben wir denn da?«, sagte er mit unverhohlener Schadenfreude, aber auch Unverständnis in der Stimme. »Der Thronerbe, der uns vor Valana in den Abgrund gefallen ist. Wir haben gedacht, du seist tot! Wie kann das sein?«

Leroys Verstand benötigte einige Sekunden, um zu verstehen, wovon er überhaupt sprach. Dann fiel ihm Kjorens Geschichte wieder ein. Man hatte Kjoren gefangen genommen und mit ihm verwechselt.

Kjoren bemühte sich um ein selbstsicheres Auftreten, aber Leroy bemerkte, dass sich seine Hände zu Fäusten verkrampften. »Ich bin nicht hinuntergestürzt, mir ist es gelungen, mich an einer Wurzel festzuhalten und wieder hinaufzuziehen.«

Kjoren musste selbst bemerkt haben, wie haarsträubend das klang. Doch Ben schien dumm genug, um ihm die Lüge abzukaufen, denn er grinste nur und sagte: »Eine glückliche Fügung des Schicksals.« Er sah Elane und Leroy an. »Und da sind auch die beiden, die uns in der Bruchbude des alten Firunen bei Feddys abhandengekommen sind. Ha!«

Ben war tatsächlich dämlich genug, keinen Verdacht zu schöpfen. Jemand, der in den Abgrund stürzte und überlebte, roch doch förmlich nach Firunenmagie.

Kjoren warf ihm einen Blick von der Seite zu, als wollte er ihn ermahnen, das Spiel mitzuspielen. Er starrte gleichgültig zurück. Sie saßen wieder einmal in einer Falle, aus der vermutlich keiner von ihnen lebend herauskommen würde. Er wunderte sich über seinen plötzlichen Gleichmut. Vielleicht lag es daran, dass er in den letzten Tagen so oft mit dem Leben abgeschlossen hatte, dass das Angstgefühl bereits abzustumpfen drohte.

Cirnod räusperte sich. »Wir haben von eurer Ankunft gehört. Wir haben die drei Ausreißer wie befohlen gefangen genommen. Ich dachte, wir könnten euch einen Teil des Weges ersparen, indem wir euch entgegengehen.«

Bens Miene hellte sich auf, ein Lächeln zupfte an seinen Mundwinkeln. »Das war eine wirklich weise Entscheidung! Wenn ich das dem König berichte, wird er sicherlich ein paar Taler mehr in euer Kloster stecken. Dann könnt ihr auch einmal etwas anderes essen als schimmeliges Brot und Kaninchenfleisch.« Ein süffisantes Grinsen breitete sich auf Bens Gesicht aus. Leroy konnte sein Pech kaum fassen. Gerade hatte er sich von dem einen Schreck erholt, da klopfte schon die nächste Schwierigkeit an seine Tür. Er verbrannte Cirnod mit einem zornigen Blick. Hatte er ihnen wirklich die Wahrheit erzählt? Oder war dem Priester am Ende sein Kloster doch wichtiger als das Leben zweier Valanen und eines Firunen? Würde er sie ausliefern? Es wäre eine äußerst bequeme Lösung für ihn. Er würde lebend in sein Kloster zurückkehren, noch dazu mit der Aussicht auf mehr Geld. Wie weit reichte seine Loyalität?

Ben befahl, ihnen vorauszugehen. Beinahe zu bereitwillig kam Cirnod seiner Aufforderung nach. Leroy entging nicht, dass eine von Bens Händen fortwährend auf dem Griff seines Schwertes ruhte, auf seinem Rücken prangte ein Gewehr.

Eine Flucht war zwecklos, gerade in einem so weitläufigen und baumlosen Tal wie diesem. Ben ritt hinter ihrer kleinen Karawane, die Cirnod geradewegs durch die Senke hindurch in den gegenüberliegenden Wald führte.

Schon von Weitem sah Leroy das Lager der Soldaten. Sie rasteten in einer mit dunkelgrünem Moos bedeckten Vertiefung, die ein umgestürzter Baum in den Boden gerissen hatte. Der mächtige Stamm war längst tot. Sumpfmoos, Flechten und Pilze überwucherten ihn. Seine abgestorbenen Wurzeln ragten hoch aus der Erde. Vermutlich hatten die Herbststürme die riesige Eiche schon vor vielen Jahren dem Boden entrissen.

Als sie die Gruppe erreichten, schwang sich Ben aus dem Sattel und befestigte die Zügel seines Pferdes an einem der Äste, die aus dem Baumriesen seitlich herausragten. Die Köpfe aller anwesenden Soldaten – Leroy zählte zehn – waren seit geraumer Zeit auf sie gerichtet. Hinter ihm stieß Elane einen erstickten Laut aus, als hätte sie sich verschluckt. Leroy wandte sich um. Elane presste sich noch näher an Kjoren, in ihrem Blick lagen Angst und Verzweiflung.

»Aha«, rief einer der Soldaten so jäh und laut, dass Leroy zusammenzuckte. Er zeigte auf Elane, zog die Augenbrauen zusammen und schritt auf sie zu. Elane wich zurück. Als Leroy die Uniform mit den Abzeichen auf der Schulter, die dunklen Augen und den Kinnbart sah, durchzuckte ihn ein weiterer Schreck. Jonneth Venell! Er hatte ihn auf der Beerdigungsfeier gesehen, bei der man König Adoran vergiftet hatte und er nur knapp dem Anschlag entkommen war. Elane hatte oft genug

von dem Tyrannen berichtet, der sich jetzt Thronerbe nannte, und ihr das Leben zur Hölle machte. War dem König die Angelegenheit tatsächlich so wichtig, dass er seinen Sohn schickte, um dieses verdammte Tagebuch zu holen?

Jonneth machte einen Satz nach vorn und packte Elane am Kragen der Felljacke. Die anderen Soldaten beobachteten stumm das Geschehen. Niemand rührte sich.

»Du Schlampe! Hier treibst du dich also herum!« Seine Stimme hallte laut und donnernd durch das Tal. Er holte mit der Faust aus, aber Kjoren fing den Schlag knapp vor Elanes Gesicht ab.

»Fass sie nicht an«, donnerte er nicht weniger überzeugend. Kjoren war zwar kleiner als Jonneth, aber deutlich muskulöser. Jonneth hingegen war bewaffnet, doch er zog sein Schwert nur eine Handbreit aus der Scheide, ehe er es wieder zurücksinken ließ. Er schnaubte verächtlich.

»Das Thema ist noch nicht vom Tisch. Dich krieg ich noch«, knurrte er durch zusammengepresste Zähne.

»Ich würde Eurer Hoheit nicht raten, Hand an den Thronerben zu legen«, mischte sich ein großer und hagerer Mann aus Jonneth' Truppe ein. Seine Augen funkelten bösartig. »Der König verlangt ihn lebendig.«

Jonneth fuhr herum, das Gesicht vor Empörung verzerrt. Es sah zunächst so aus, als wollte er auf den Soldaten losgehen, doch er hielt in der Bewegung inne. Er zischte: »Ich habe dich nicht nach deiner Meinung gefragt! Außerdem ist der da doch nicht der Thronerbe, du Vollidiot!« Er deutete auf Kjoren, in dessen Mimik jetzt eindeutig Unbehagen abzulesen war.

»Ist er nicht?« Die Verwirrung sprach aus jedem von Bens Worten. »Das ist doch der Kerl, den wir den ganzen Weg von Feddys bis fast nach Valana geschleppt haben, bevor er in den

Abgrund gestürzt ist.«

Jonneth' Kopf lief rot an wie eine Tomate. Leroy glaubte, er würde bald platzen vor Zorn. »Seid ihr eigentlich alle dumm wie Brot?« Jonneth spie ihnen seine Wut entgegen. »Der da ist der Mann, den mein Vater kalt machen wollte!« Er zeigte auf Leroy, der daraufhin am liebsten im Erdboden versunken wäre. Alle glotzten ihn an. Er hasste solche Situationen, erst recht, wenn es dabei um seine Zukunft und sein nacktes Überleben ging. Wäre er doch bloß davongelaufen, als er noch die Gelegenheit dazu gehabt hatte!

Jonneth schnaubte, rieb sich mit der Hand über das Gesicht und wechselte überraschend das Thema. »Es ist jetzt auch vollkommen egal, wer hier wer ist. Soll mein Vater sich doch daran ergötzen, ihn an den Galgen zu hängen, meinetwegen soll er sie gleich alle drei vierteilen. Ich habe Wichtigeres zu tun.« Sein Mund verzog sich zu einem hämischen Grinsen. Leroy hätte niemals geglaubt, dass es einen Valanen geben konnte, der derart unsympathisch sein konnte. Elanes Geschichten, nach denen er sie geschlagen, vergewaltigt und gedemütigt hatte, nahmen Gestalt an und mit einem Mal überflutete ihn eine Woge aus Mitgefühl, gemischt mit grenzenlosem Hass.

Jonneth ging indes auf Cirnod zu, der mit Brynn und William teilnahmslos am Rand des Geschehens verharrte. Cirnod sah blass aus und wirkte älter als zuvor. Eine tiefe Falte zog sich über seine Stirn, die Augen hatten von einem Moment zum nächsten ihren Glanz verloren. Er stand vollkommen reglos da. Brynn und William traten nervös von einem Fuß auf den anderen, die Köpfe stets gesenkt.

»Hast du es dabei?«, fauchte Jonneth Cirnod an. Er erinnerte Leroy an eine Schlange, die hervorschnellte, um ihr Opfer zu erlegen.

»Wovon sprechen Sie, Hoheit?«, fragte Cirnod. Er bemühte sich um eine emotionslose Stimme.

»Na wovon spreche ich wohl, du Pfaffe? Ihr habt doch nicht umsonst die dicken Mauern von Ceregrym verlassen, oder?« Jonneth hob mahnend den Zeigefinger, als spreche er mit einem unerzogenen Kind. »Ich muss dich wohl nicht daran erinnern, dass der Fortbestand des Klosters maßgeblich von der Gunst meiner Familie abhängt?«

Cirnod schluckte. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber Ben war schneller. »Er hat angegeben, dass er uns entgegenkommen wollte, damit wir den weiten Weg nicht auf uns nehmen müssen«, sagte er.

Brynn kaute auf seiner Unterlippe. Seine Knie zitterten ein wenig.

Cirnod nickte. »Das ist wahr.«

War dies nur eine Schutzbehauptung? Leroy traute dem alten Priester noch immer nicht.

Jonneth' Hand schnellte vor, er streckte sie Cirnod entgegen. »Dann gib mir das Tagebuch von Alloret! Du hast es doch dabei, oder? Du wärst uns doch sonst nicht entgegengekommen, nicht wahr? Und wehe, du hast es nicht!« Er senkte drohend die Tonlage. »In diesem Fall werde ich die Schließung des Klosters veranlassen. Wer glaubt schon an diesen dummen Gott?« Jonneth erhob die Stimme, damit ihn alle verstehen konnten, als er rief: »Ich bin nicht getauft worden, und siehe da, ich lebe immer noch!« Er lachte, kalt und voller unverhohlener Missbilligung.

Cirnod, ob er es nun freiwillig tat oder nicht, bat Brynn, ihm den Rucksack zu reichen. Er nahm das Tagebuch heraus, das Jonneth ihm sogleich aus den Händen riss. Er presste es an seine Brust wie eine Mutter ihr Baby.

»Soll ich es in die Satteltaschen zu dem anderen Gepäck legen?«, fragte Ben. Leroy glaubte, dass er Jonneth tatsächlich nur einen Gefallen tun wollte, doch Jonneth fauchte ihn an wie eine Raubkatze.

»Niemand berührt dieses Buch!« Seine Stimme klang seltsam verändert, von Wahnsinn verzerrt. Dann, nach einem Moment der Stille, brach er in schallendes Gelächter aus, das ihm einen eisigen Schauder über den Rücken jagte. Der Kerl war eindeutig verrückt! Kein Wunder, dass Yel dem Untergang geweiht war, wenn sich König Jaham auch nur ansatzweise so verhielt wie sein Sohn.

Jonneth bahnte sich einen Weg durch seine Soldaten, bedrohte jeden, der nicht schnell genug zur Seite sprang, mit seinem Schwert und entfernte sich von der Gruppe. Alle starrten ihm hinterher, aber niemand wagte es, auch nur einen Mucks von sich zu geben. Jonneth setzte sich auf den Waldboden und lehnte sich mit dem Rücken gegen einen Baumstamm. Dann schlug er das Buch auf. Seine Augen leuchteten wie die eines kleinen Kindes beim Sturmfest. Weshalb tat denn niemand etwas? Kjoren, Elane und er waren unbewaffnet und wurden bewacht, aber Cirnod und die anderen beiden mussten doch irgendwie verhindern, dass Jonneth den Inhalt las!

Man wies sie an, sich auf den Boden zu setzen. Ein Soldat mit kahlem Schädel und zerschlissener Uniform stammelte ihnen Befehle zu, aber er merkte ihm seine Unsicherheit deutlich an. Immer wieder warfen die Männer Jonneth einen Hilfe suchenden Blick zu, doch der war immer noch völlig in das geliebte Tagebuch vergraben.

»Es tut mir leid«, flüsterte Cirnod ihm zu, als sie dicht beieinander unter der umgestürzten Eiche kauerten und auf weitere Befehle warteten. »Ich hätte die Gefahr erkennen

müssen. Ich hätte dieses furchtbare Buch schon vor Jahren verbrennen sollen. Hätte ich doch bloß eher gewusst, welch heikle Informationen es barg.« Leroy sah ihn nicht an, aber an seiner gebrochenen Stimme erkannte er, dass Cirnod mit den Tränen rang. Also hatte er doch keine bösen Absichten gehegt. Ein schwacher Trost. »Ich habe immer geglaubt, es sei meine Pflicht, das Buch aufzubewahren, falls einmal ein Erbe Anspruch darauf erheben sollte«, fuhr der Priester fort. »Nie hätte ich gedacht, jemand könnte es missbrauchen.«

»Haltet den Mund«, bellte einer der Soldaten. Auch er wirkte seltsam angespannt. »Hier wird nicht getratscht!« Daraufhin senkte sich betretenes Schweigen auf sie nieder.

Sie saßen auf dem kalten Waldboden und harrten der Dinge, die kommen würden. Irgendwann hatte Cirnod damit begonnen, Gebete an den barmherzigen Gott zu murmeln. Er trieb ihn damit beinahe in den Wahnsinn. Elane saß neben Kjoren, den Kopf in seinem Schoß vergraben. Ihre dichten braunen Haare verdeckten ihr Gesicht. Gelegentlich ging ein leises Winseln von ihr aus. Kjoren strich ihr über den Kopf. Die Luft roch geradezu nach Verzweiflung und Schwermut. Selbst die Soldaten sprachen wenig und trugen Gesichter zur Schau, die zu einer Beerdigung gepasst hätten. Einzig Jonneth' Augen leuchteten. Er brabbelte unverständliche Worte vor sich hin, gelegentlich blätterte er eine Seite um. Er hatte die Beine angezogen, sodass das Buch auf seinen Knien direkt unter seiner Nase ruhte. Bis zum Abend geschah nichts, das Leroy von seinen düsteren Gedanken abzulenken vermochte. Einer der Soldaten hatte ein Kaninchen und zwei Vögel erlegt, deren Fleisch über einem kleinen Feuer briet. Der Duft, der zu ihm herüberwehte, raubte ihm die Sinne. Unweigerlich füllte sich sein Mund mit Speichel. Die Soldaten würden wohl nicht mit ihnen teilen. Wie lange konnte man ohne Nahrung überleben? Beinahe wünschte

er sich, einfach einzuschlafen und nie wieder aufzuwachen. Seine Stimmung wechselte von Gleichmut zu Verzweiflung, von Hass zu Selbstmitleid. Unterschiedlichste Emotionen wühlten sich durch seine Eingeweide und verbanden sich mit seinem quälenden Hunger.

Irgendwann ließ der Schlaf Gnade walten und befreite ihn von dem ewigen Auf und Ab der Gefühle. Leider war der Zustand nicht von Dauer. Er schreckte hoch. Stockfinstere Nacht umfing ihn. Das Feuer der Soldaten brannte noch, loderte hoch, sodass man einige Yards sehen konnte. Etwas hatte Leroy geweckt, er wandte den Kopf hin und her. Jemand stöhnte. Erst leise, dann lauter. Elane stieß jäh einen Laut des Entsetzens aus.

»Kjoren! Was ist mit dir?«, flüsterte sie ängstlich.

»Ihr sollt nicht reden«, fauchte einer der Soldaten, der sie bewachte.

Wieder stöhnte Kjoren. Elane ließ sich von der Warnung nicht abschrecken. »Er stirbt«, kreischte sie hysterisch. Leroy kroch näher. Kjoren lag auf dem Boden, das Gesicht im Moos vergraben. Er gab Laute von sich, als würde er unter großen Schmerzen leiden.

»Was hat er?« Cirnod schlug die Hände vor sein Gesicht. Brynn und William starrten mit geweiteten Augen auf Kjoren hinab, bewegten sich jedoch keinen Millimeter. Was konnte er tun? Angst und Kälte lähmten ihn, seine Glieder fühlten sich taub an. Elane packte Kjoren an den Schultern und drehte ihn herum. Seine Augen lagen verdreht in den Höhlen, das Gesicht kreidebleich. Sie rüttelte vorsichtig an ihm, doch Kjoren schien weder dies noch Elanes klagendes Geheule wahrzunehmen.

Drei Soldaten schälten sich aus der Dunkelheit und kamen auf sie zu. »Was ist hier los?«, fragte einer, dessen Nase Leroy an einen Geier erinnerte.

»Ich weiß es nicht«, jammerte Elane unter Tränen. Sie legte Kjorens Kopf in ihren Schoß und begann, ihn in einem langsamen Rhythmus zu wiegen. Eine ihrer Tränen tropfte auf seine Stirn. Leroys Herz hämmerte. Er fühlte sich hilflos wie ein kleines Kind, das man mit einer Aufgabe betraut hatte, die es hoffnungslos überforderte.

Sein Blick irrte zur Seite zum Feuer. Er fing den Blick von Jonneth auf, der mit einem boshaften Grinsen im Gesicht im Schneidersitz saß, das Buch noch immer auf seinem Schoß. Das Licht der Flammen warf groteske Schatten auf seine Züge. Leroy lief ein Schauder über den Rücken. Als hätte er Jonneth lauthals beschimpft, sprang er jäh auf und stürzte auf sie zu, das Buch drückte er eng an seine Brust. Er blieb vor Kjoren stehen, stieß ihn mit der Stiefelspitze an und begann zu lachen, als hätte man ihm einen besonders lustigen Witz erzählt. Sein ganzes Gehabe wirkte falsch, unpassend und unlogisch. Leroy glaubte beinahe, er träumte noch. Bis auf Elane starrten nun alle auf Jonneth.

»Das ist kaum zu glauben«, stieß der Kronprinz prustend hervor.

»Was? Dass wir einen Kranken unter uns haben?«, fragte der Geiermann.

»Wayne, du Dummkopf«, sagte Jonneth. »Ich war erfolgreich, das ist nicht zu glauben! Ich habe die Formel entschlüsselt, der stöhnende Haufen Dreck dort ist der Beweis.«

Leroy beobachtete aus dem Augenwinkel, wie Cirnod sämtliche Farbe aus dem Gesicht wich. Er schloss die Augen und begann abermals, seine Gebete zu murmeln. Niemand beachtete ihn.

»Die Formel?« Wayne bemühte sich sichtlich um einen ruhigen Tonfall, aber Leroy merkte ihm den Groll, den er

gegenüber Jonneth hegte, deutlich an. Einzig die Tatsache, dass Jonneth im Rang weit über ihm stand, schien ihn davon abzuhalten, ihn öffentlich zurechtzuweisen.

»Die Formel, wegen der wir überhaupt hergekommen sind, du Schlaumeier!« Jonneth spie ihm die Worte entgegen. »Ich habe das ganze Buch durchforstet und endlich die Formel gefunden, die die Magie aus den Firunen heraussaugt.« Er zeigte auf Kjoren. »Der da ist ein Firune!« Seine Augen funkelten vor Wahnsinn. Er schlug abermals das Buch auf und murmelte fremd klingende Worte. Kjorens Körper krampfte sich zusammen. Mittlerweile waren auch die anderen Soldaten herbeigeeilt, um der Szene beizuwohnen. Das Ganze war derart schockierend, dass Leroy es nicht einmal schaffte, einen klaren Gedanken zu fassen. Er hockte stumm da und glotzte wie ein Schwachsinniger, während der Widerling Kjoren Schmerzen zufügte. Es war sogar zu abwegig, als dass es ein Traum hätte sein können.

Nur einzelne Fragmente des Geschehens drangen bis zu seinem Bewusstsein vor. Elane, wie sie wimmerte und Kjoren an sich drückte, Cirnod, der noch immer seine Gebete murmelte, Brynn und William, deren Gesichter schweißnass im Feuerschein glitzerten und Jonneth, der mit weit aufgerissenen Augen fremde Worte sprach.

Plötzlich schlief der Wind vollkommen ein. Niemals zuvor hatte Leroy auch nur einen einzigen Tag in seinem Leben erlebt, an dem es windstill gewesen war. Es war, als hätte die Zeit angehalten. Furchterregend. Sogar Kjoren wurde auf einmal ruhig. Er sank in Elanes Schoß zusammen wie eine leblose Puppe. Ein bläuliches Leuchten ging von ihm aus, das die Umgebung in ein gespenstisches Licht tauchte. Nur einen Herzschlag später erlosch es und auch der Wind frischte auf.

Eine Weile sagte niemand etwas.

Jonneth klappte das Buch geräuschvoll zu. »Es hat funktioniert. Ich fühle mich großartig.« Noch immer starrten ihn alle an, doch er sprach einfach weiter, als sei nichts geschehen. Sein Blick fiel auf Elane. »Hast du etwa vorher gewusst, dass er ein Firune ist?« Sein Gesicht zeigte Abscheu. »Für so dämlich und geschmacklos hätte ich dich nie gehalten. Das ist widerlich.« Er spuckte auf den Boden und lächelte bitterböse. »Du weißt, welche Strafe dich erwartet? Auf die Verbindung steht die Todesstrafe. Nicht, dass ich einen Grund brauche, dich hinrichten zu lassen, du hinterhältiges Weib. Pah! Ich mache, was ich will!«

Elanes blasse Miene wirkte ausdruckslos. Sie sah aus, als stünde sie kurz vor einer Ohnmacht.

»Aber keine Sorge, damit warte ich noch, bis wir zurück in Valana sind«, sagte Jonneth und wedelte mit der Hand in der Luft herum. »Erstens können dann mehr Leute bei der Hinrichtung zusehen und zweitens kann ich es bei der Gelegenheit auch gleich meinem Vater heimzahlen.« Er blickte abwechselnd in die Gesichter aller Anwesenden, als wollte er sich vergewissern, dass jeder ihm zuhörte. »Niemand wird mich mehr aufhalten. Meinem Vater werde ich seine jahrelange Unterdrückung heimzahlen. Ob er wirklich gedacht hat, ich händige ihm das Tagebuch aus? Wer will mich jetzt noch dazu zwingen?« Er fletschte die Zähne wie ein tollwütiger Hund. Vielleicht wäre es ihnen gelungen, ihn zu überwältigen, wenn sie alle an einem Strang gezogen hätten. Doch entweder hatten seine Schoßhündchen Angst vor ihm oder sie waren wie er so schockiert von Jonneth' Worten, dass niemand sich imstande fühlte, zu handeln. Vielleicht verstanden sie auch nicht, welche Gefahr von Jonneth ausging, oder, was noch schockierender

wäre, sie unterstützten den aufgeblasenen Schläger in seinem Vorhaben.

Jonneth zuckte zurück. Jemand hatte ihm ins Gesicht gespuckt. Er wischte sich mit der Handfläche über die Stirn.

»Du bist ein krankes Arschloch, ein Parasit im Pelz unserer Welt.«

Leroy glaubte seinen Augen kaum. Kjoren saß aufrecht und verbrannte Jonneth mit einem hasserfüllten Blick.

»Du!« Jonneth' Stimme triefte von Abscheu. »Dich werde ich gleich hier und jetzt töten lassen! Wo ist dein Halsband, du dreckiger Firune? Du hast das Leben nicht verdient. Flieg doch davon!« Er lachte irre und abfällig. »Ach so, das hätte ich fast vergessen, du hast ja keine Flugmagie mehr in dir. Zu schade.« Wieder lachte Jonneth, kalt und unbarmherzig.

Kjoren sprang auf, schwankte ein wenig unsicher auf den Beinen. Elane erhob sich ebenfalls und legte einen Arm um Kjorens Schultern.

»Wenn du ihn töten willst, musst du mich auch töten«, sagte sie.

Leroy überlief es eiskalt, niemals hatte ihre Stimme so hasserfüllt geklungen wie in diesem Moment.

»Bitte! Wenn ihr es unbedingt so wollt«, zischte Jonneth und zog sein Schwert aus der Scheide.

Elanes Augen weiteten sich vor Panik, vermutlich hatte sie nicht damit gerechnet, dass Jonneth tatsächlich so skrupellos sein könnte, seine Ehefrau an Ort und Stelle umzubringen. Er stand nur eine Manneslänge von Jonneth entfernt, der sein Schwert über den Kopf hob. Die Männer rührten sich nicht, sie beobachteten die Szene wie eine Gruppe Statuen. Ein Impuls durchzuckte Leroy. Er könnte auf Jonneth zuspringen, ihn niederreißen und damit den Schlag ablenken. Aber was hätte er

dadurch gewonnen? Am Ende würde Jonneth seine Aufmerksamkeit womöglich auf ihn richten und ihn als Erstes köpfen. Er war unbewaffnet. Aber konnte er herumstehen und keinen Finger rühren, während der Wahnsinnige seine Kameraden abschlachtete? Er schluckte. Ein bitterer Geschmack lag auf seiner Zunge. Ihm blieb nur noch ein Atemzug Zeit zu handeln, bevor das Schwert auf Kjoren und Elane niedersausen würde. Weshalb nur war er ein so elender Feigling? Er schaffte es nicht, über seinen Schatten zu springen und ihnen zu helfen.

Aus den Schatten sprang eine Gestalt hervor, prallte gegen Jonneth und warf ihn zu Boden. Leroy sah den dunklen Priesterzopf von Cirnod an sich vorbeifliegen. Jonneth stieß einen Laut der Überraschung aus. Sein Schwert fiel mit einem dumpfen Geräusch auf den Waldboden, als Cirnod ihn mit seinem Gewicht zu Boden presste.

Plötzlich schien die Welt zu erwachen. Einer der Soldaten stürzte sich auf Cirnod und versuchte, ihn von Jonneth herunterzuziehen. Der eher schmächtige Prinz ächzte und stöhnte unter Cirnods Last.

»Haut ab!« Die gepresste Stimme des Priesters drang aus dem Knäuel aus Leibern heraus. Leroy atmete schnell und flach, sein Blick zuckte hin und her. Abhauen? Unmöglich!

Dennoch wollte er wenigstens versuchen, Cirnods Opfer zu würdigen, indem er herumfuhr und sich hastig einige Schritte von der Prügelei entfernte. Wo waren Kjoren und Elane? Wo Brynn und William? Er konnte in der Dunkelheit niemanden seiner Kameraden sehen. Rasch beschloss er, die Suche auf einen späteren Zeitpunkt zu vertagen, denn er hatte ein eindeutig gewichtigeres Problem: ungesehen davonzukommen.

Er schaffte es, ein paar Yards in den Wald hineinzulaufen,

doch das Licht des Feuers wurde mit jedem Schritt schwächer. Auch der Mond schob sich nur gelegentlich hinter den vorüberziehenden Wolken hervor, sodass Leroy zumeist blind zwischen Wurzeln, Dornengebüsch und Ästen herumtappte. Seine Kleidung klebte an seinem mit kaltem Schweiß bedeckten Körper. Der Gedanke, dass Cirnod sein Leben geopfert hatte, damit er und die anderen flüchten konnten, ließ Übelkeit in ihm aufsteigen. Barmherziger Gott, weshalb nur war er so feige? Der Tod erwartete ihn doch sowieso, weshalb fiel es ihm so schwer, seinem Abgang wenigstens noch einen Sinn zu geben und an Cirnods Stelle sein Leben zu opfern?

Noch immer hörte Leroy Kampfgeräusche hinter sich. Hatte er sich überhaupt entfernt oder stolperte er blind im Kreis herum? Soldaten brüllten sich an, schienen teilweise sogar untereinander in Scharmützel verwickelt zu sein. Ein Schuss ertönte, Metall schlug auf Metall. Was spielte sich dort nur ab? Und war es Kjoren und Elane gelungen, zu entkommen? Gelegentlich hörte er hinter sich Äste knacken. Auch er stieß mehr als einmal gegen eine Wurzel oder gegen einen herabhängenden Ast. Er entschied, ruhig stehen zu bleiben und keinen Laut von sich zu geben. Eine Weile ging die Taktik tatsächlich auf, denn die Geräusche von Stiefelpaaren auf dem Waldboden entfernten sich. Doch leider schien ihm der barmherzige Gott in dieser Nacht nicht wohlgesinnt zu sein. Jäh riss der Himmel auf, und Flecken hellen Mondlichts sprenkelten den Waldboden. Mit einem Mal war es hell genug, um das gehässige Funkeln in den Augen eines nur eine Manneslänge von ihm entfernt durch den Wald streifenden Soldaten zu erkennen.

Er hatte es wieder einmal verdorben, hatte die einmalige

Gelegenheit, seinen Feinden in der Dunkelheit zu entkommen, mit seinem törichten Innehalten zunichtegemacht. Jetzt war es also vorbei. Der Soldat hatte ihn festgenommen, ihn zum Lager geschleift und neben die anderen Gefangenen auf den Boden gezerrt. Mit Ausnahme von Kjoren und William hatten sie alle wieder eingefangen und diesmal gefesselt. Leroy traute sich nicht, die Frage nach dem Verbleib von Cirnod zu stellen. Er wusste auch so, dass er tot war. Mit gesenktem Kopf saß er neben Elane auf der feuchten Erde und ihm liefen die Tränen ungehindert über das Gesicht. Er konnte und wollte sie nicht mehr zurückhalten. Er hatte den alten Priester kaum gekannt, dennoch schmerzte ihn der Verlust stärker, als er erwartet hatte.

Nach einer schier endlosen Weile hob er den Blick. Elane saß nach wie vor stumm wie eine Statue neben ihm, die Knie bis unter das Kinn gezogen. Ihre Kleidung war schlammverkrustet, ein breiter Streifen dunklen Drecks zog sich quer über ihre linke Wange. Allem Anschein nach hatte sie sich nicht kampflos festnehmen lassen, nicht wie er, der sich wieder einmal seinem Schicksal ergeben hatte, und sich wieder einmal maßlos über seine Feigheit ärgerte. Aber hätte es einen Unterschied gemacht? Selbst wenn es ihm gelungen wäre, den Soldaten zu entkommen, wäre er früher oder später verhungert, verdurstet oder erfroren. Was ihn jetzt erwartete, war nicht besser oder schlechter.

Der Tag flirrte blassorange am Horizont und Leben kam in die Soldaten. Jemand bedrohte Elane und ihn mit einem Gewehr, während man sie unsanft an den Armen emporriss und sie aufforderte, loszumarschieren. Nun ging es also zur Anlegestelle des Luftschiffs im Süden von West-Fenn, zu ihrer Hinrichtung. Die Soldaten schubsten sie grob vor sich her, gaben ihnen nur das Nötigste zu essen und zu trinken und nahmen auch sonst keine Rücksicht auf ihr Befinden. Er fühlte sich noch immer nicht

vollständig genesen, war dünner als zu seinen Soldatenzeiten. Das Gift hatte ihm die Kraft geraubt, vielleicht für immer. Er schnaubte verächtlich. Für immer. Wie lange würde das sein? Zwei Tage, drei Tage? Eine Woche? Die Gleichgültigkeit, mit der er seinem Tod ins Auge blickte, schockierte ihn, aber längst nicht so, wie sie es sollte. Alles schien ihm egal. Eines jedoch nicht. Mit Abstand schmerzte ihn am meisten Cirnods vollkommen sinnloser Tod. Er hatte sich geopfert, damit sie flüchten konnten. Das zweite Mal in seinem Leben hatte sich jemand für ihn geopfert, um sein erbärmliches Dasein zu schützen. Der Schmerz über den Verlust seines geliebten Vaters gesellte sich hinzu und brach wie eine Sturmflut über ihn herein. Eine Zeit lang lief er gekrümmt vor Qual.

Kjoren und William war eine Flucht zum Glück gelungen. Es würde ihnen jedoch nichts nutzen. Kjoren hatte keine Magie mehr in sich, konnte folglich nicht davonfliegen und würde erfrieren. Eine Träne löste sich aus Leroys Augenwinkel und tropfte auf den Waldboden. Elane warf ihm einen Seitenblick zu, sagte jedoch nichts. Es störte ihn nicht mehr, dass sie wusste, was für ein Versager er war. Es hatte eine Zeit gegeben, in der sein einziges Problem darin bestand, darüber nachzugrübeln, was andere von ihm denken mochten. Lächerlich! Und das Schlimmste war, er schämte sich sogar dafür.

Am Mittag rasteten sie an einem kleinen Bach, der als schmales Rinnsal in einer sich durch den Wald schlängelnden Vertiefung dahinplätscherte. Die Soldaten füllten ihre Wasserschläuche und aßen schweigend von den dürftigen Vorräten. Jonneth marschierte durch die Reihen seiner Anhänger und musterte jeden Einzelnen. Er führte sich auf wie ein General. Noch immer lag das wahnsinnige Funkeln in seinen Augen, zudem umgab ihn eine fremdartige Aura, die Leroy Gruselschauder über den Rücken laufen ließ. Er

vermutete, dass es mit der Magie in Zusammenhang stand, die er Kjoren mithilfe der Formel entrissen hatte. Leroy mied seinen Blick. Er konnte sich nicht erklären, weshalb, aber er machte sich für das Leid verantwortlich, das nicht nur Jonneth' Gefangenen, sondern ganz Yel bevorstand. Es war töricht, zu glauben, er trüge Schuld daran, aber er konnte sich dieses Gefühls nicht erwehren.

Irgendwer warf ihm, Elane und Brynn je ein winziges Stück Trockenfleisch vor die Füße. Wenn sein Hunger nicht so übermächtig gewesen wäre, hätte er es demjenigen am liebsten um die Ohren geschlagen. Doch er nahm seine Ration schweigend auf und schluckte sie in einem Stück hinunter.

Schon bald brachen sie wieder auf. Leroys Füße schmerzten so sehr, dass er glaubte, in Ohnmacht fallen zu müssen. Ben ritt wieder einmal der Gruppe voraus und erkundete die besten Wege, hinter ihm folgte in einigem Abstand Jonneth. Er ging aufrecht und stolzierte wie ein Gockel. Weshalb begehrte niemand gegen diesen offensichtlich Verrückten auf? Er brabbelte immerzu davon, es seinem Vater heimzuzahlen. Auch wenn er der neue Thronerbe war, so war es dennoch Hochverrat, so etwas zu sagen. Vermutlich hatte Jonneth seine Speichellecker bestochen und ihnen Reichtümer versprochen. Anders war ihr Verhalten nicht zu erklären. Sie erschlugen einen alten Priester … Wo war bloß das Ehrgefühl in den Soldaten geblieben? Sie waren nicht mehr das, was sie einmal waren, als Leroy noch im Heer gedient hatte. Damals, unter König Adoran …

Sie marschierten noch zwei weitere sich schier endlos in die Länge ziehende Tage durch die kalte Herbstluft von West-Fenn, ehe Leroy in der Ferne den Mast des Luftschiffes über den Baumwipfeln emporragen sah. Der Wind nahm mit jedem

Schritt, den sie sich dem Abgrund näherten, zu und machte ihren Weg zu einem unerträglichen Gewaltmarsch. Die Kälte kroch unter die Kleidung durch die Haut ins Innerste, die Augen brannten, die Ohren schmerzten. Er hätte beinahe Erleichterung empfunden, als er die Mastspitze des Luftschiffs zum ersten Mal erblickte. Momentan schien ihm alles recht zu sein, nur um aus dem gnadenlosen Eiswind herauszukommen, und endlich wieder sitzen zu dürfen.

Als sie das Ufer erreichten und vor dem dickbauchigen Ungetüm zum Stehen kamen, das sie zurück nach Lyn bringen würde, senkte sich die Zugbrücke herab. Man erwartete ihr Kommen also bereits. Vermutlich hatte Jonneth einige seiner Männer abkommandiert, um das Schiff zu bewachen.

Ben und sein Schlachtross betraten die »Wind II« als Erstes, danach schubste man sie vor sich her in den Bauch des Schiffes. Schlagartig war es windstill, doch Leroy glaubte noch immer, das Heulen in den Ohren zu hören. Er griff sich an den Kopf. Sein ehemals kurzer Militärhaarschnitt war mittlerweile zu einer Kurzhaarfrisur herausgewachsen, die der Sturm allerdings zu einem verfilzten Schopf geformt hatte. Auch Elanes Haare glichen eher einem zotteligen Langflorteppich als einer Frisur, doch sie scherte sich nicht darum. Sie schien sich um überhaupt nichts mehr Gedanken zu machen. Sie musste einmal eine stolze und hübsche Frau gewesen sein, doch nun sprach sie nicht mehr, aß kaum und ihre Augen hatten jeden Glanz verloren. Wäre Leroy nicht so sehr mit seiner Schwermut beschäftigt, hätte er vielleicht versucht, Elane zu trösten.

Der Flug mit dem Luftschiff war nach den entbehrungsreichen vergangenen Tagen eine Wohltat, auch wenn er genau wusste, dass es einem Gang zum Richtblock gleichkam. Er verbot sich diese Gedanken. Sie versetzten ihn lediglich in sinnlose Panik.

Die letzten Tage und Stunden seines kümmerlichen Lebens wollte er nicht mit dem verbringen, was er augenscheinlich am besten konnte: sich bemitleiden.

Man gönnte den Gefangenen nicht einmal eine Kabine auf den oberen Decks. Jonneth bestand darauf, sie im Frachtraum reisen zu lassen wie Vieh und Gepäck. Leroy war es einerlei. Wenn Jonneth glaubte, ihn damit zu quälen, hatte er sich getäuscht. Demütigung, Frustration und Verzweiflung hatten ihr Maximum bereits überschritten. Er konnte sich ohnehin nicht erklären, weshalb er noch lebte, hatte Jonneth doch immer wieder betont, es gehe ihm schon lange nicht mehr darum, den wahren Thronerben zu finden und lebend nach Valana zu bringen. Leroy bedeutete keine Gefahr für ihn, denn Jonneth wähnte sich unbesiegbar. Vermutlich war das Hinauszögern des Unvermeidlichen nur eine weitere seiner Schikanen. Jonneth genoss es, ihn aus reiner Boshaftigkeit möglichst lange zu quälen, bevor er ihn in den Tod entließ. Mit Elane hielt er es wohl ebenso, doch er behielt seine Gedanken für sich.

Wenige Tage später – er hatte nicht mitgezählt, denn im Frachtraum herrschte immer Dunkelheit – bremste das Schiff plötzlich jäh ab, sodass es sie alle über die Holzplanken wirbelte. Ketten klirrten, als die Zugbrücke heruntergelassen wurde. Nur einige Atemzüge später öffnete sich die Tür zum Frachtraum. Tageslicht erfüllte den Raum wie eine Sturmflut aus Helligkeit. Leroy blinzelte.

»Raus«, brüllte einer.

Leroy ordnete seine steifen Glieder und wuchtete sich in eine aufrechte Position. Als das Schiff so ungewöhnlich hart gebremst hatte, war er gegen eine Holzkiste gefallen. Die Prellung schmerzte und die Wunden an seinen Füßen hatten sich entzündet. Elane stöhnte, sagte aber nichts. Sie hatte in

den vergangenen Tagen sogar aufgehört zu weinen. Brynn, der schüchterne Klosterschüler, schien sich seine Zuversicht bewahrt zu haben, jedenfalls war er der Einzige, der weder gejammert, geweint noch sonst ein Zeichen von Verzweiflung gezeigt hatte. Leroy beneidete ihn um seinen tiefen Glauben. Vielleicht ging er aber auch in seinem jugendlichen Leichtsinn davon aus, dass man ihn unversehrt laufen lassen würde. Narr! Jonneth würde nicht davor zurückschrecken, auch Unschuldige zu quälen und zu töten. Doch Leroy behielt auch diesmal seine Gedanken für sich.

Als er aus dem Bauch des Schiffes heraus auf den Anlegesteg vor Valana trat, blendete helles Sonnenlicht seine Augen. Es dauerte einige Augenblicke, bis sein Blick sich schärfte. Doch er wünschte sich, die Lider nicht geöffnet zu haben. Die ehemals wunderschöne Hauptstadt war im Chaos versunken. Als er zuletzt mit Hauptmann Lenry an der Kaimauer gestanden hatte, war Valana eine saubere, geschäftige und ordentliche Stadt gewesen. Jetzt bedeckten Unrat, Müll und allerhand anderer Schutt die Straßen, Fensterscheiben waren eingeschlagen, Häuserwände beschmiert. Noch vor weniger als zwei Wochen, als er mit Elane von hier aus aufgebrochen war, hatte sich der Tumult bereits abgezeichnet, doch was er nun sah, übertraf seine schlimmsten Befürchtungen bei Weitem. Ein Bild des Grauens. Neben ihm schnappte Elane geräuschvoll nach Luft.

Der Weg nach Valburg wurde zur Tortur. Die Leute auf den Straßen gingen wie eine wild gewordene Meute auf die Soldaten los. Die Menschen spuckten sie an und schrien ihnen hässliche Worte hinterher. Jonneth befahl seinen Männern, jeden zu erschießen, der sich ihnen in den Weg stellte. Obwohl die Soldaten reichlich Gebrauch von ihren Gewehren machten, ließ sich der Pöbel kaum davon abhalten, Jonneth und seine

Männer anzugreifen. Leroy zwang sich, den Blick von den Leichen abzuwenden und nur auf seine Füße zu starren. Es hatte eine Zeit gegeben, in der er auf Befehl des Königs getötet hatte, jetzt befand er sich auf der anderen Seite des Gewehrlaufs. Ein simpler, schneller Tod durch eine Bleikugel erschien ihm schon lange eher wie eine Erlösung als eine Strafe. So sehr er sich auch bemühte, er empfand kein Mitleid mit den Toten, er beneidete sie sogar. Und mal wieder schämte er sich für derlei Gedanken und Gefühle.

Sie benötigten einen halben Tag für den Weg zum Palast, den sie unter normalen Umständen in weniger als zwei Stunden zurückgelegt hätten. Mehrere mit Piken und Gewehren bewaffnete Männer patrouillierten auf dem Wehrgang von Valburg, doch im Gegensatz zur Stadt, in der heilloses Durcheinander herrschte, war es um die Burg herum besorgniserregend ruhig. Leroys Nackenhaare sträubten sich. Etwas stimmte nicht, doch weder Jonneth noch die Soldaten schienen sich Gedanken darüber zu machen.

Jonneth brüllte etwas die Mauer hinauf, und sogleich kamen einige Wachtposten herunter und öffneten das Tor. Leroy fühlte sich wie Vieh auf dem Weg zum Schlachthof, als sie ihn zusammen mit Elane und Brynn in den Innenhof schubsten. Hinter ihnen drehten Männer stöhnend an einer Kurbel und die riesige massive Flügeltür fiel krachend ins Schloss. Das Geräusch hatte etwas Endgültiges, etwas Absolutes an sich.

Leroy ging mit gesenktem Haupt über einen strahlend weißen Kiesweg. Er hatte keine Augen für den imposanten Palast aus weiß getünchtem Sandstein, auf den sie sich zubewegten. Elane schluchzte leise neben ihm. Dies war einst ihre Heimat gewesen. Was musste es für ein Gefühl für sie sein, als zum Tode Verurteilte über diese Wege zu gehen?

In der Mitte des Platzes hielt der Tross abrupt inne. Er sah auf. Ein Junge kam herangeeilt und nahm Ben die Zügel ab. Im Nu verschwand der Bengel mit dem Pferd hinter einem flachen Gebäude. Zum ersten Mal sah sich Leroy seine Umgebung genauer an. Den riesigen Hof umgab eine hohe Mauer aus massivem Gestein. Er beherbergte mehrere Gebäude, von denen das größte und strahlendste natürlich der Palast war. Ein weitläufiger Balkon mit aufwendig verziertem Geländer führte komplett um das zweite Stockwerk herum. Der Handlauf glänzte goldfarben in der Sonne, die Verstrebungen zwischen den Pfeilern waren schneeweiß und ahmten die Form von ineinander verschlungenen Blumen nach. Die Fensterläden schillerten ebenfalls goldfarben, das Dach hingegen funkelte wie flüssiges schwarzes Metall. Unter anderen Umständen hätte er Ehrfurcht empfunden, doch momentan wirkte alles bedrohlich und Angst einflößend. Am schlimmsten beunruhigte ihn jedoch die Stille.

»Jonneth! Da bist du ja endlich wieder!« Eine Stimme durchschnitt die Luft wie ein Peitschenhieb. Leroy zuckte zusammen und wandte den Kopf. Auf der Treppe zum Palasteingang erschien ein Mann mittleren Alters. Blaue Seide umhüllte seinen Körper, seinen Kopf zierte ein breiter goldener Reifen. Die Augen des Mannes lagen klein und kalt in den Höhlen. Leroy hatte ihn schon einmal gesehen. Der ausstaffierte Kerl hatte auf der Beerdigung nahe dem damaligen König Adoran gesessen. Es musste sich um Jaham Venell handeln.

Er kam eilig die Treppe herunter, vergaß dabei jedoch nicht, das Kinn zu heben und die Brust herauszustrecken. Noch so ein aufgeblasener Gockel! Der Apfel fiel nicht weit vom Stamm.

Jaham stolzierte an Elane, Brynn und ihm vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Anscheinend hatte auch er

mittlerweile andere Pläne, als nur den wahren Thronerben auszulöschen.

»Gib es mir«, bellte der König. Er machte einen großen Schritt auf Jonneth zu und streckte ihm die Handfläche entgegen. »Du hast es doch dabei, oder?«

Leroy lief ein Schauder über den Rücken angesichts der Kälte in der Stimme des Königs.

Jonneth hingegen ließ sich von seinem Vater nicht einschüchtern. Er fletschte die Zähne und wich einen Schritt zurück. »Ich bin dir überhaupt nichts schuldig«, keifte er. »Und du wirst das Buch nicht bekommen.«

Mit jedem Wort verfärbte sich Jahams Gesicht zunehmend von Hellrosa nach Dunkelrot. Er verbrannte Jonneth mit vernichtenden Blicken.

»Nimm die Gefangenen, die ich dir gebracht habe.« Jonneth' Stimme triefte von Abscheu und Spott. »Auf die warst du doch so versessen, oder etwa nicht? Du wolltest unbedingt den Thronerben beseitigen, und dort drüben steht er.« Er lachte, zunächst leise, dann aus voller Kehle. Es hallte von den hohen Mauern Valburgs wider. Als Jonneth' Gelächter verklang, senkte sich eine noch gespenstischere Stille als vorher über den Hof, einzig durchbrochen von dem Ruf einer Krähe auf der Mauer. Leroy sah zu ihr hinauf. Plötzlich schoss ihm ein Gedanke durch den Kopf. Jinna, Cirnods Krähe. Hatte der Hilferuf des Priesters Früchte getragen? Er wandte sich von ihr ab.

Jaham sagte nichts mehr. Vermutlich ging er im Kopf schon die Möglichkeiten durch, wie er seinen Sohn Jonneth töten und ihm das Buch entreißen konnte, doch all die Soldaten im Hof bedachten den König nur mit zurückhaltenden oder abfälligen Blicken. Ihre Loyalität galt Jonneth, nicht seinem Vater.

»Du wirst schon sehen, was du davon ha…«

Ein Pfeil flog haarscharf an Jahams Kopf vorbei. Er blieb im Kiesweg stecken. Alle starrten auf den Schaft, der noch vibrierte, dann gellten Befehle und Schreie über den Hof. Noch bevor irgendwer den Schützen ausmachen konnte, sausten weitere Pfeile durch die Luft, gefolgt von einem gurgelnden Schrei auf der Mauer. Einen Herzschlag später fiel der leblose Körper eines Wachmanns von der Mauer und schlug mit einem dumpfen Geräusch auf dem Kies auf. Leroys Blick haftete auf dem Wachmann, unter dessen Körper sich eine Blutlache ausbreitete.

»In Deckung«, schrie einer und es kam Bewegung in die Soldatengruppe.

»Da oben«, rief ein anderer. Schlagartig warfen alle den Kopf in den Nacken. Leroy traute seinen Augen nicht. Eine Gruppe aus mindestens sechs Firunen, alle mit einem Bogen bewaffnet, stürzte aus dem Himmel auf sie herab. Andere standen auf dem Wehrgang und duellierten sich mit den dort patrouillierenden Soldaten. Im Innenhof griffen alle zu ihren Waffen. Aus Jahams Gesicht wich sämtliche Farbe. Niemand schien mit einem Zugriff der Firunen gerechnet zu haben, denn in allen Gesichtern las er blankes Entsetzen. Sie hatten auf den perfekten Moment für den Angriff gewartet. Die hohen Mauern und das geschlossene Tor hinderten ihre Opfer an einer schnellen Flucht. Diejenigen, auf die sie es abgesehen hatten, standen schutzlos mitten im Innenhof. Der Hochmut der Venells hatte sie unvorsichtig gemacht.

Ein Firune mit leuchtend roten Flügeln stürzte auf sie herab wie ein Greifvogel. Er trat einem Soldaten aus der Luft gegen den Kopf. Dieser taumelte zurück, prallte gegen eine schneeweiße mannshohe Marmorstatue, die am Rand des Kieswegs aus einem Blumenbeet emporragte, und blieb reglos liegen. Blut lief

über den weißen Marmor. Elane warf sich in seine Arme und winselte. Ihre Hilflosigkeit ließ ihn die Fäuste ballen. Doch niemand beachtete ihn. Die Firunen schlugen mit lautem Geschrei auf die Soldaten ein. Der zweite Soldat kippte tot zur Seite. Ein daumendicker Stock steckte in seinem linken Auge. Niemand kümmerte sich mehr um die Gefangenen, sie alle waren beschäftigt, ihr Leben zu verteidigen. Jaham gab Fersengeld und rannte mit großen Schritten die Treppe zum Palast hinauf und durch die geöffnete Flügeltür hindurch, die er hinter sich sogleich verriegelte, sodass die in Panik geratenen nachströmenden Soldaten sie nicht öffnen konnten.

»Zieht euch zurück! Leroy, Elane! Macht Platz«, rief eine Stimme aus der Luft, die Leroy seltsam bekannt vorkam. Er erkannte das Gesicht von Ibrik, jenem Firunen, der sie einst nach West-Fenn geflogen hatte.

# Einundzwanzig

## Revolution

Er hielt den Griff des schartigen Schwerts, das ihm Ibrik vor einigen Tagen überlassen hatte, fest umklammert, sodass seine Fingerknöchel weiß hervortraten. Es war keine gute Waffe, schlecht ausbalanciert und allenfalls dazu geeignet, jemanden von hinten zur Strecke zu bringen. Im Kampf Mann gegen Mann würde die Klinge wahrscheinlich abbrechen. Dennoch war Kjoren froh, nicht völlig unbewaffnet zu sein.

Er fühlte sich wie eine nutzlose Puppe, als Ibrik und Lotta unter seine Arme griffen und mit ihm in die Luft stiegen. Kjoren verspürte keine Angst, dennoch schloss er die Augen. Hoffentlich ließen sie ihn nicht fallen, denn nichts war ihm nun wichtiger, als diese Schlacht zu Ende zu bringen, koste es ihn auch das Leben!

Kampfgeräusche drangen an seine Ohren. Jemand schrie, Pfeile surrten durch die Luft. Als er die Augen einen Spaltbreit öffnete, hatten Ibrik und Lotta ihn bereits über die Außenmauer der Burg hinweggetragen. Auch wenn er es hasste, auf die Hilfe von anderen angewiesen zu sein, weil er nicht imstande war, selbst zu fliegen, war dieser Flug von unabdingbarer Notwendigkeit. Ihn beseelte nur ein Gedanke, Jonneth und seine ehrenrührigen Schoßhunde zu vernichten. Es schmerzte ihn in den Tiefen seiner Seele, seine gerade erst entdeckte Flugmagie verloren zu haben. Zumindest hatte er überlebt, und er würde nicht tatenlos zusehen, wie Jonneth das Reich ins Chaos stürzte. Nicht, ohne alles versucht zu haben, dem kranken Irren das Handwerk zu legen. Jetzt war die einmalige

Gelegenheit, den Unruhen ein für alle Mal ein Ende zu bereiten. Wenn nicht heute, dann nie. Kjoren hatte sein Glück schon so oft strapaziert, hoffentlich ließ es ihn heute nicht im Stich.

Es grenzte bereits an ein Wunder, als man ihn nach seiner geglückten nächtlichen Flucht in der Wildnis aufgelesen und zu einem geheimen Lager des firunischen Geheimbundes gebracht hatte. Und noch überraschter war er gewesen, als er in den Reihen der Freiheitskämpfer seinen Vater Svorolf erblickte. Kjoren hatte zwar gewusst, dass er Mitglied des Bündnisses war, doch niemals hatte er geglaubt, ihn auf West-Fenn zu treffen. Er hatte überhaupt nicht mehr zu hoffen gewagt, seinen Vater jemals wiederzusehen. Auch William, der Hausmeister des Klosters, war unter ihnen. Doch die Freude über sein unverschämtes Glück war getrübt von der Enttäuschung darüber, dass Elane es nicht geschafft hatte. So sehr sich Kjoren auch über das Wiedersehen mit seinem Vater gefreut hatte, konnte er die Sorge um die Frau, die er liebte, nicht verdrängen. Er erfuhr, dass sein Vater und die anderen Firunen der Befreier West-Fenn schon seit Längerem für ihre geheimen Versammlungen nutzten. Cirnod unterstützte sie seit Jahren. Einzig von dem Tagebuch habe er ihnen lange Zeit nichts erzählt. Lediglich mit Bjart, Leroys Ziehvater, habe Cirnod seit Kurzem in Kontakt gestanden und ihm offenbart, dass er das Buch für Leroy – Cyles – all die Jahre verwahrt hatte. Daraufhin habe es einen Aufschrei innerhalb der Gruppe gegeben, immerhin hatten sie jahrzehntelang nach diesem Buch gesucht und sogar König Alloret deswegen gefoltert.

Cirnods Hilferuf, den er mithilfe seiner Krähe abgesetzt hatte, hatte die Firunen erreicht. Sie hatten sich unverzüglich auf den Weg gemacht, Jonneth und seine Männer anzugreifen. Leider befanden sich die Valanen zu diesem Zeitpunkt bereits mit dem Luftschiff auf dem Rückweg nach Lyn, sodass ihnen nichts übrig

geblieben war, als ihnen hinterherzufliegen. Kjoren saß auf dem wackeligen Karren, den zwei seiner Artgenossen über das Windmeer zogen. Selbstverständlich blieb die Karawane fliegender Firunen nicht unbemerkt. Gegen ein valanisches Gewehr vermochte selbst die Magie eines Firunen nichts auszurichten, und sie mussten mehr als einmal über die Köpfe bewaffneter Soldaten hinwegfliegen. Die Gruppe aus ehemals zwanzig Firunen zählte nun nur noch ein Dutzend, die es bis nach Valburg geschafft hatten.

Ibrik und Lotta setzten Kjoren etwas abseits des Kampfgeschehens auf einem schneeweißen Kiesweg ab. Sie nickten ihm kurz zu, wandten sich ab und stürzten sich in das Gemetzel. Mit grimmiger Entschlossenheit folgte er ihnen, ungeachtet der Schmerzen in seinen Füßen, die von dem tagelangen Gewaltmarsch durch die Wildnis immer noch wund und geschwollen waren. Er presste die Kiefer aufeinander, bis sie knirschten. Jede Faser seines Körpers schrie nach Rache. Niemals zuvor hatte er diesen unbedingten Siegeswillen verspürt.

Kjoren näherte sich der kämpfenden Menge. Schreie, Schüsse und das Surren der Bogensehnen gellten durch die Luft. Er bereitete sich darauf vor, den ersten Mann zu töten. Wer auch immer es sein mochte, er würde ihm mit seinem Schwert den Kopf vom Hals trennen. Kjoren hoffte inständig, dass es Jonneth sein würde. Die Strapazen der letzten Tage durften nicht umsonst gewesen sein. Er wollte den arroganten Wahnsinnigen unbedingt sterben sehen.

Kjoren bewegte sich weiter auf seine Feinde zu. Sein Atem stand in weißen Wolken vor seinem Gesicht, die Kleidung klebte an seinem Körper. Mit jedem Schritt, den er sich dem Kampfgeschehen näherte, wuchs seine Entschlossenheit. Er

durfte nicht zulassen, dass ein wahnsinniger Valane eine Zauberformel von unbeschreiblicher Macht sein Eigen nannte.

Die meisten Firunen kämpften aus der Luft mit Pfeil und Bogen oder Schwertern. Drei valanische Leichen lagen auf dem Boden, aus dem Auge des einen ragte ein Ast. Die Firunen hatten sich mit allem bewaffnet, dessen sie habhaft werden konnten.

Kjoren ließ seinen Blick über die Menge schweifen, verschaffte sich einen Überblick über das Geschehen. Wo waren Leroy, Elane und Brynn? Er fand sie nicht. Auf der anderen Seite des Hofes entdeckte er jedoch William. Er kämpfte gegen einen von Jonneth' Soldaten. Doch wo war der selbst ernannte Thronerbe? Kjoren erblickte ihn neben einem Blumenbeet in der Nähe des Palastes, umringt von drei seiner Männer. Ein Schreck fuhr ihm in die Glieder. Während Jonneth sein Leben von anderen verteidigen ließ, hielt er beide Hände mit den Handflächen nach oben vor seinem Körper in die Luft gereckt. Ein bläuliches Schimmern ging von seinen Fingern aus, in seinem Gesicht rang eine Vielzahl unterschiedlicher Emotionen miteinander: Hass, Geltungssucht, die Freude an der Qual anderer … Und über all dem zogen die Firunen ihre Kreise. Ein Farbenmeer aus roten, gelben, grünen und blauen Flügelpaaren schwirrte über ihre Köpfe hinweg. Einer der Soldaten feuerte eine Gewehrkugel ab, doch Lotta, die einzige Frau unter den kämpfenden Firunen, wich ihr geschickt aus. Leider hatte sie keine Chance, auch Jonneth' hinterhältigem Angriff zu entkommen, denn er bediente sich keiner herkömmlichen Waffe. Ein blauer Blitz schoss jäh aus seinen Händen hervor. Er traf Lotta mitten auf die Brust. Binnen eines Lidschlags verschwanden ihre Flügel und sie fiel zu Boden wie ein Stein. Kjoren stieß einen Schrei aus und sprang einen gewaltigen Satz nach vorn, doch er kam zu spät. Er schaffte es nicht, Lotta

aufzufangen. Sie schlug hart auf dem Kiesweg auf. Heiße Wut kochte über. Er reckte sein Schwert hoch über den Kopf und stürzte sich auf einen der Soldaten, die Jonneth bewachten.

Metall schlug auf Metall, Funken stoben. Der Schlag war so hart, dass Kjorens Knochen vibrierten. Zum Glück brach das alte Schwert nicht entzwei. Mit brennendem Zorn in allen Fasern seines Körpers drosch er auf den Mann ein, fernab jeglichen Geschicks und Kampfstils. Es gelang ihm, den Soldaten von Jonneth zu trennen, ihn dazu zu zwingen, immer weiter zur Seite auszuweichen. Sein Schwert war nicht nur schartig, sondern auch kürzer als das seines Gegners, aber er war schneller, stärker und wendiger. Geschickt tauchte er unter den Hieben hinweg, parierte jeden Schlag und schaffte es schließlich, dem Kerl in einem Moment seiner Unaufmerksamkeit die Klinge in den Wanst zu treiben. Er trug nicht einmal eine Rüstung oder ein Kettenhemd, was Kjoren in Erstaunen versetzte. Jonneth hatte es nicht für nötig befunden, seine Männer anständig auszurüsten! Dummkopf!

Der Soldat ging in die Knie und kippte nach vorn. Doch anstatt sich die im Bauch steckende Klinge noch tiefer in den Leib zu bohren, brach sie ab wie ein Streichholz und blieb unter ihm liegen. Eine Ironie des Schicksals, dass seine rostige Klinge ausgerechnet jetzt brach. Kjoren bückte sich nach dem Schwert seines Gegners und stürzte zurück in die Mitte des Hofes, wo der Kampf tobte. Einer der toten Firunen lag mit verdrehten Gliedern im Kies, die Kämpfenden trampelten über ihn hinweg, als sei er nichts weiter als Dreck unter ihren Füßen.

Ein weiterer blauer Blitz schoss empor. Nur einen Herzschlag später fiel ein Firune aus der Luft zu Boden und blieb reglos liegen. Kjoren vernahm das Geräusch von brechenden Knochen. Kaltes Grauen packte ihn mit eisigen Klauen und

drohte ihm die Kehle zuzuschnüren. Er empfand tiefste Bestürzung, verbot sich für den Moment jedoch seine Trauer und zwang sich, nicht die Nerven zu verlieren, während er hastig nach Jonneth Ausschau hielt und einige Angriffe notdürftig abwehrte.

Wieder flammte ein Blitz auf, doch diesmal ging er ins Leere. Jonneth stand mit erhobenen Händen hinter seinem Schutzschild aus Soldaten und missbrauchte die gestohlene Firunenmagie als Waffe. Kjoren hatte niemals auch nur geahnt, zu welchen Dingen seine Magie fähig sein konnte. Er hob das Schwert über den Kopf und rannte auf Jonneth zu, fest entschlossen, ihn zu töten. Die Soldaten, die ihn zu schützen versuchten, würden ihn nicht aufhalten können. Niemand würde ihn aufhalten können. Er fühlte sich wach und stark. Die schäumende Wut ließ ihn seine Zweifel und Bedenken vergessen.

Kjoren hackte und schlug sich wie ein Berserker einen Weg durch das Fleisch, das sich zwischen ihm und seinem Zielobjekt befand. Er entwickelte ungeahnte Kräfte. Schließlich schaffte er es tatsächlich, bis zu Jonneth vorzudringen. Gerade, als er einem von den nachströmenden Leibwächtern, die die entstandene Lücke schließen wollten, den Kopf von den Schultern trennen wollte, spürte er einen frontalen Schlag, der so gewaltig war, dass er beinahe das Bewusstsein verlor. Das Letzte, das er sah, bevor es dunkel wurde, war blaues Licht. Es fühlte sich an, als hätte ihm jemand einen Rammbock ungebremst in den Leib gestoßen. Er flog in hohem Bogen durch die Luft. Einen Atemzug später schlug er auf dem Boden auf. Seine Sinne wollten schwinden, der Kopf schmerzte und jeder Knochen in seinem Leib brannte. Dennoch schlug er die Augen auf. Er sah unscharf, aber er wusste, dass er sterben würde, wenn er dem Drang nachgab, einfach liegen zu bleiben.

Keuchend setzte er sich auf, die Schmerzen ignorierend. Übelkeit stieg in ihm auf. Er musste aufstehen, andernfalls war er eine leichte Beute. Erst nach mehreren Versuchen gelang es ihm, aufrecht zu stehen. Noch immer kribbelte die Magie, die Jonneth gegen ihn eingesetzt hatte, auf seiner Haut. Die Erkenntnis traf ihn wie ein Blitz. Es war unmöglich, Jonneth anzugreifen, so lange er mit Magie um sich schleuderte. Niemand konnte sich ihm nähern. Er benutzte Adorans geheime Formel rücksichtslos, um die Firunen auszusaugen wie ein Verdurstender, dem man einen Wasserschlauch an die Lippen hielt. Einer nach dem anderen fielen seine Artgenossen zu Boden wie Steine, und mit jedem von ihnen schien Jonneth' Macht nur noch zu wachsen. Kjoren wusste instinktiv, dass sie hier nichts mehr erreichen konnten. Sie hatten die Situation unterschätzt. Es blieb ihnen nur noch der Rückzug. Hastig suchte er das Schlachtfeld nach seinem Vater ab. Er erblickte ihn am Rand des Kampfes. Er schien wohlauf, aber er kämpfte nicht mehr aus der Luft. Auch er war der heimtückischen Attacke von Jonneth schon zum Opfer gefallen, hatte den Sturz anscheinend aber überlebt. Er wusste, wie elend man sich fühlte, wenn einem die Magie entrissen wurde und er empfand höchsten Respekt für seinen Vater, der trotzdem noch weiterkämpfte. Schuldgefühle nagten an ihm. Wäre es nicht seine Pflicht gewesen, die Firunen von ihrem Rachefeldzug abzuhalten? Er hatte immerhin am eigenen Leib erfahren, wozu der Emporkömmling fähig war. Er sah ein, es war ein schlecht vorbereiteter, übereilter Angriff und seine Hitzköpfigkeit hatte alles nur noch schlimmer gemacht. Doch die Rachegelüste hatten auch den anderen Firunen den Verstand getrübt. Als Kjoren in ihr Lager gekommen war, hatten die Emotionen bereits gekocht. Seine Geschichte vom Raub seiner Magie hatte nicht unbedingt dazu beigetragen, die Gemüter

abzukühlen. Vermutlich hätte er sie ohnehin nicht davon abhalten können, diesen Angriff zu starten, selbst wenn er es versucht hätte. Er schluckte seine bohrenden Zweifel hinunter.

Svorolf, sein geliebter Vater, wurde indes von seinem Gegner immer weiter rückwärts getrieben. Er hatte keine Waffe außer seinem Bogen, den er schützend vor sich hielt und verzweifelt versuchte, den Schlägen des Soldaten zu entkommen.

Kjoren fühlte sich noch benommen von dem magischen Schlag, doch in einem letzten Anflug grimmiger Verzweiflung schüttelte er den Schwindel ab, nahm sein Schwert vom Boden auf und eilte seinem Vater zu Hilfe. Leider taumelte er mehr, als dass er ging.

Jäh stellte sich jemand aus Jonneth' Truppe in den Weg. Kjoren kannte das Gesicht nur allzu gut. Nathan, das große drahtige Wiesel, das ihm schon während seiner ersten Gefangenschaft das Leben schwer gemacht hatte.

»Wohin denn so eilig?«, zischte er zwischen zusammengepressten Zähnen. In seiner rechten Hand hielt er ein kleines Holzfällerbeil. In einem Kampf Mann gegen Mann hätte Nathan keine Chance gegen Kjoren gehabt, doch das Wiesel reagierte blitzschnell. Noch ehe Kjoren die Gelegenheit bekam, anzugreifen, hatte Nathan ausgeholt und schleuderte das Beil. Auf die Distanz von nur einer Manneslänge hatte Kjoren keine Chance. In Erwartung eines schnellen Todes schloss er die Augen. Er war unaufmerksam gewesen und dies würde der Preis dafür sein. Sein letzter Gedanke galt seinem Vater.

Ein widerlicher Schrei schälte sich aus dem Kampflärm heraus. Kjoren öffnete die Augen einen Spaltbreit. Nathan war verschwunden. Verwirrt richtete er seinen Blick auf das Wiesel, das reglos auf dem Kiesweg lag. Ein langer Speer ragte aus

seinem Rücken.

Ibrik zog seinen Speer aus Nathans Rücken und stürzte sich zurück ins Kampfgeschehen. Kjoren bedankte sich mit einem Nicken. Seine Knie zitterten und er konnte kaum glauben, dass er noch lebte. Doch wo war Svorolf? Hastig wandte er den Kopf. Sein Vater kämpfte noch immer gegen den Soldaten, doch er war nicht mehr allein. Jemand war ihm zu Hilfe gekommen. Elane. Kjorens Herz machte einen Sprung. Weshalb versteckte sie sich nicht? War sie wahnsinnig? Sie war nur mit einem Ast bewaffnet, der nicht viel länger als ihr Arm war. Damit versuchte sie verzweifelt, die Schläge ihres Gegners abzuwehren. Aber ihre Augen funkelten voller Entschlossenheit. Gemeinsam mit Svorolf gelang es ihr recht gut, doch sie hatten nicht den Hauch einer Chance, einen Treffer zu landen.

Kjoren machte einen Sprung in ihre Richtung. Er war von dem Gedanken beseelt, den Personen, die er am meisten liebte auf dieser gottverlassenen Welt, um jeden Preis zu helfen. Doch ein gewaltiger blauer Blitz schoss durch die Luft. Das Licht blendete ihn, mehrere Sekunden lang sah er nichts als ein verschwommenes Farbenmeer.

Jonneth.

Schlagartig verstummten alle Kampfgeräusche. Als sich das Bild vor seinen Augen schärfte, hätten seine Beine beinahe unter ihm nachgegeben, so sehr schockierte ihn das, was er sah. Jonneth stand mitten auf dem Hof, doch er hatte nichts mehr mit dem Valanen gemein, der er einst gewesen war. Sein Gesicht zeigte eine von Hass und Wahnsinn verzerrte Grimasse, seinen Körper umgab ein bläuliches Schimmern. Doch das eindeutig Befremdlichste und Sinnwidrigste an dem Anblick waren die gewaltigen pechschwarzen Flügel, die im wahrsten Sinne des Wortes alles andere in den Schatten

stellten. Erst auf den zweiten Blick erkannte er den Körper, den Jonneth sich über die Schulter gelegt hatte.

»Mein Weib«, dröhnte er mit einer jenseitigen Stimme, »behalte ich!« Er lachte, tief und emotionslos, sodass Kjoren das Blut in den Adern gefror.

Elane! Er hat Elane.

Kjoren ballte hilflos die zitternden Hände zu Fäusten. Innerhalb eines Atemzugs hatte Jonneth Elane über mehrere Yards zu sich geholt. Magie! Mit nur einer Handbewegung hatte Jonneth seine Macht demonstriert.

Alle, Valanen wie Firunen, die in Jonneth‘ Nähe gestanden hatten, waren durch den blauen Blitz zurückgeworfen worden. Obwohl er hinter dem Einflussbereich des Angriffs gestanden hatte, hatte auch er die gewaltige Druckwelle gespürt.

»Elane«, rief er aus voller Kehle. Seine Stimme kippte.

Jonneth wandte seinen Blick auf ihn. »Du widerliches Stück Dreck hast kein Recht, eine Valanenfrau zu besitzen. Sie gehört mir, und ich mache mit ihr, was ich will!« Jonneth schlug mit seinen pechschwarzen, seltsam unstofflich wirkenden Flügeln, die ihn entfernt an eine riesige Fledermaus erinnerten, einmal auf und ab. Er erzeugte einen Windstoß, der aber nichts im Vergleich zu dem starken Sturm war, der fortwährend über Yel fegte. Jonneth war zwar randvoll mit gestohlener firunischer Magie, aber er würde sie wohl kaum kontrollieren können. Vielleicht war dies ihre Chance. Dennoch blieb er unberechenbar, sie durften ihn nicht unterschätzen.

Gespenstische Stille beherrschte den Innenhof von Valburg. Alle Soldaten und Firunen hatten ihre Schwerter und Gewehre gesenkt, um Jonneth ehrfürchtig oder voller Furcht dabei zu beobachten, wie er seine Flügel entfaltete und ihnen seine Macht demonstrierte. Elane zappelte und kreischte, sie wand

sich in seinem Griff wie ein Aal. Doch Jonneth hielt sie mit Leichtigkeit. Er war viel stärker als er es hätte sein dürfen. Er verfügte über ein gewaltiges Magiepotenzial.

Kjorens Blick wurde abgelenkt. Hinter Jonneth, bislang versteckt in einer Nische der Außenmauer, kam eine Gestalt zum Vorschein, vermutlich erstaunt, dass die Kampfgeräusche schlagartig verstummt waren. Heiße Wut kochte in ihm auf. Leroy! Dieser elende Feigling! Hatte sich nicht einmal in den Kampf getraut, sondern es vorgezogen, sich zu verstecken! Kjoren widerstand dem Drang, ihn laut anzubrüllen. Jonneth hatte Leroy noch nicht bemerkt. Vielleicht konnte es dem Milchgesicht gelingen, den Magiedieb von hinten anzugreifen, ihm ein Messer in den Körper zu rammen, aus Metall, das die firunische Magie lähmte. Ein letzter Funken Hoffnung blühte auf und erstarb jäh. Leroy würde nicht allein auf diese Idee kommen, außerdem wandte er sich gerade ab und entfernte sich einige Schritte. Der günstige Zeitpunkt war verstrichen. Idiot!

Jonneth tat einen gewaltigen Flügelschlag und stieß sich vom Boden ab, doch Elanes Gewicht und seine Unerfahrenheit im Umgang mit firunischer Magie verhinderten, dass er sich länger als ein paar Sekunden in der Luft hielt. Die Firunen erwachten aus ihrer Starre und begannen wieder, auf ihre valanischen Gegner einzudreschen, andere stürzten auf Jonneth zu, der sie jedoch alle mit nur einer einzigen Handbewegung von sich wegstieß, ohne sie zu berühren. Es war einfach nur schrecklich. Kjoren hatte nie für möglich gehalten, dass Magie dies bewirken und man sie derart missbrauchen konnte. Ihm war jetzt alles egal – er musste Elane retten!

Jonneth unternahm einen weiteren Versuch, abzuheben. Er hielt Elane in eisernem Griff und schien nicht einen Moment an

den Gedanken zu verschwenden, sie zurückzulassen und ohne sie aufzubrechen, um ihm das Fliegen zu erleichtern. Kjoren mobilisierte seine letzten Kräfte und benötigte gerade einmal zehn lange Schritte, um in Jonneth' Reichweite zu gelangen. Er streckte die Arme aus, krallte sich in Elanes schmutzige Kleidung und zerrte mit aller Kraft daran, bis der Stoff riss.

Jonneth hatte den Angriff nicht kommen sehen, lockerte den Griff für den Bruchteil einer Sekunde und Elane fiel in Kjorens Arme.

Nur aus einem Winkel seines Bewusstseins hörte Kjoren, wie hinter ihm jemand schrie.

»Nein! Du Dummkopf! Was machst du da?«

Einen Lidschlag später spürte er einen stechenden Schmerz in seiner rechten Schulter. Gleichzeitig holte Jonneth mit einer Hand aus und beförderte Kjoren mit Elane mit nur einer einzigen mühelosen Geste in hohem Bogen aus seiner Reichweite. Sie schlugen hart auf.

»Behalte die dumme Schlampe! Euch nehme ich mir später noch vor. Sie ist zu fett, ich kann mit ihr nicht fliegen.«

Jonneth' Stimme klang seltsam verzerrt. Erneut warf er seine Magie auf sie. Kjoren rollte sich schützend über Elane, eine gewaltige Magiewelle ergriff sie und schleuderte sie erneut durch die Luft. Als er auf dem Boden aufschlug, übermannte ihn der Schmerz. Er heulte auf wie ein Wolf.

Elane lag in seinen Armen und atmete schwer, doch sie schien unverletzt. Kjoren hatte sie auch beim Abrollen mit seinem Leib vor dem harten Aufprall geschützt.

Jonneth schlug wild mit seinen gewaltigen schwarzen Flügeln, die den halben Hof überschatteten, und fluchte aufs Derbste, weil ihm das Fliegen nicht gelang. Doch wie lange noch? Kjoren schwindelte.

Er wird entkommen.

Elanes Stimme riss ihn aus einer nahenden Ohnmacht.

»Kjoren, da steckt ein Pfeil in deiner Schulter!« Panisch nestelte sie an seinem Hemd herum. Sie hatte recht. Der Schaft eines Pfeils ragte aus seinem Schultergelenk hervor. Der Schmerz verhinderte, dass er auch nur einen klaren Gedanken formen konnte. Nur sehr langsam begriff er, was geschehen war.

Jemand anderes beugte sich zu ihm herab. Ein glattes Gesicht, strohblonde mit Dreck verschmierte Haare, die dem Mann vom Kopf abstanden. Ibrik. Langsam schärfte sich das Bild. Der kleine Mann hielt einen Bogen in der einen Hand, mit der anderen Hand machte er eine wütende Geste.

»So viel Dummheit ist mir selten untergekommen«, keifte er. »Der Pfeil hätte das Ungeheuer direkt ins Herz getroffen, wenn du nicht in einem Anfall von Heldenmut dazwischen gesprungen wärst. Jetzt steckt mein letzter Pfeil in deiner Schulter, du Idiot! Niemand kann das Mistvieh aufhalten.«

Kjoren zwang sich in eine aufrechte Sitzposition. Ihm war speiübel und sein Kopf schmerzte wie ein Amboss, den man mit unerbittlichen Hammerschlägen malträtierte. »Ich wollte Elane …« Seine Worte klangen seltsam undeutlich, das Sprechen fiel ihm schwer. Er entschied, vorerst zu schweigen. Er hatte alles verdorben! Die Vorwürfe, die er sich machte, schmerzten ihn beinahe mehr als der Pfeil in seiner Schulter, mehr als die Magiestöße. Warmes Blut lief an den Achseln entlang bis zur Hüfte hinab.

Plötzlich ging ein Raunen durch die Menge. Kjoren, Elane und Ibrik wandten zeitgleich den Kopf. Jonneth schwebte auf Höhe der oberen Mauerkante, seine Flügel schlugen in einem unerbittlichen Rhythmus auf und ab. Jetzt hatte er es also doch

geschafft, Herr über die Magie zu werden und seinen Flug zu kontrollieren. Großartig! Alles war verloren. Beinahe teilnahmslos beobachtete er, wie Jonneth das kleine Tagebuch, das ihnen so viel Kummer bereitet hatte, aus der Innentasche seiner Militäruniform zog und triumphierend damit in der Luft herumfuchtelte, ehe er es an seinen Platz zurücksteckte.

»Auf Wiedersehen, ihr Narren«, rief er und lachte.

»Hat denn keiner mehr einen Pfeil?«, brüllte Ibrik niedergeschlagen.

Keiner der noch lebenden Firunen konnte ihn an der Flucht hindern, denn keiner hatte noch Magie in sich. Jonneth hatte ihnen alles geraubt. Die Verzweiflung, die sich wie Gift in Kjorens Leib ausbreitete, war übermächtig. Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

Jonneth flog noch ein Stück höher und ließ seinen Blick über den Hof kreisen wie ein Künstler, der sein Werk betrachtete. Aus dem Augenwinkel sah Kjoren, wie Leroy das Schwert eines getöteten Soldaten vom Boden aufnahm. Kjoren hätte beinahe laut gelacht. Der Kampf ist vorbei und du kommst mit einem Schwert an! Ein wenig spät, mein Lieber. Er wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte.

Doch dann tat Leroy etwas Eigenartiges. Kjoren wusste nicht, ob es pure Berechnung oder die Tat eines Verzweifelten war. Leroy schleuderte das Schwert mit aller Kraft, die er dem ausgezehrten Körper nicht zugetraut hätte, in die Luft. Unter normalen Umständen hätte niemand mit einem mehrere Pfund schweren Gegenstand so hoch werfen können. Selbst mit einem leichten Wurfmesser wäre die Chance verschwindend gering gewesen, Jonneth zu treffen. Doch wie von Geisterhand geführt schnellte die Klinge des Schwertes mit der Spitze voran in die Luft und steuerte geradewegs auf Jonneth zu. Sie bohrte

sich mit immenser Kraft in seinen Leib, als bestünde er aus Butter.

Jonneth gab einen Laut des Entsetzens von sich. Nur einen Atemzug später fiel er von der Mauer wie ein Stein, seine gewaltigen Flügel lösten sich von einem Moment zum nächsten in Nichts auf. Metall und Magie, das vertrug sich nicht. Jonneth stieß einen Schrei aus und krachte auf dem Boden auf, ein mit weißen Blüten gespickter Strauch im Vorgarten des Palastes bremste seinen Fall.

»Valanische Magie«, hauchte Elane an Kjorens Seite. »Leroy hat Metall bewegt. Ich habe ihm gezeigt, wie er sein Magisches Mal verwenden muss und jetzt hat er es tatsächlich geschafft.«

Die Verwunderung ließ Kjoren sämtliche Schmerzen für den Augenblick vergessen. Auch Leroy starrte entgeistert auf die Szene wie alle anderen verbliebenen Valanen und Firunen. Vermutlich verstand er selbst nicht, was er soeben getan hatte. Er starrte auf seine Handflächen, als könnte er darin die Antwort auf all seine Fragen finden.

Jemand deutete auf Jonneth, der stöhnend im Strauch hing. »Da! Er lebt noch!«

Die Klinge hatte Jonneth nicht getötet. Sie steckte seitlich in seinem Unterleib. Jonneth zog das Schwert heraus. Er schrie, aber Kjoren vermutete, dass es ein Wutschrei war. Kaum hatte Jonneth die metallene Waffe von sich weggeschleudert, begann sein Körper erneut, bläulich zu schimmern. Kjoren setzte sich auf.

Jäh sprang Elane auf und stürzte auf Jonneth zu. Er versuchte, sie am Ärmel zurückzuhalten, doch es war zu spät.

»Ich töte dich, du Schwein«, rief sie im Brustton der Überzeugung. Sie ging mit bloßen Fäusten auf ihn los. Jonneth wandte ihr den Kopf zu, für einen kurzen Moment lag

Überraschung in seinem Blick. Elane schaffte es tatsächlich, Jonneth mit der Faust einmal ins Gesicht zu schlagen, doch er erinnerte sich nur allzu schnell wieder an seine magischen Fähigkeiten. Er schleuderte Elane mit einer Geste von sich weg. Sie flog durch die Luft und kreischte. Kjoren sprang auf und machte einen Sprung zur Seite, um ihren Sturz abzufangen. Die Wucht ihres Aufpralls in seinen Armen riss sie beide hart zu Boden.

»Elane!« Kjoren griff ihr unter die Achseln und schüttelte sie sanft, doch sie war benommen. Er selbst fühlte sich wie in Trance. Die Magie schwächte sie. Elane öffnete die Augen zu Schlitzen, schloss sie jedoch sofort wieder. Erneut wüteten Wellen aus Hass und Verzweiflung in Kjoren.

Andere Firunen versuchten, sich Jonneth zu nähern, einige warfen mit Messern oder Pfeilspitzen nach ihm. Vermutlich hofften sie, zumindest seine Magie damit lähmen zu können, doch es war vergebens. Jonneth stieß alles, was sich ihm bis auf ein paar Schritte näherte, mit seinen blauen Blitzen von sich weg. Seine pechschwarzen Flügel begannen, sich zu materialisieren. Nur einen Herzschlag später stieß sich Jonneth vom Boden ab. Die tiefe Wunde heilte sichtbar. Wie grausam konnte das Schicksal sein? Jonneth drehte eine Runde um den Palast, als wollte er allen noch einmal seine Unbesiegbarkeit demonstrieren. Blut tropfte auf den strahlend weißen Kiesweg. Jemand neben ihm schluchzte auf.

»Ich hätte ihn töten können! Verdammt, ich hätte die Gelegenheit dazu gehabt und wieder habe ich es versaut.« Leroy hockte neben ihm und heulte wie ein Schlosshund.

»Du bist nicht schuld«, presste Kjoren aus zusammengebissenen Zähnen hervor. »Du …«

Ein Schuss gellte durch die Luft und ließ ihn vor Schreck

zusammenfahren. Wer hatte geschossen? Er hatte geglaubt, alle Soldaten hätten ihre Munition längst verbraucht, um Firunen vom Himmel zu schießen.

Jonneth stieß einen gurgelnden Schrei aus. Er fiel auf das Geländer des Palastbalkons, prallte hart von der Balustrade ab und kam auf dem Balkon zum Liegen. Er regte sich nicht mehr. Selbst wenn der Schuss kein Volltreffer gewesen sein mochte, so hatte ihn der Zusammenstoß mit dem Balkongeländer das Genick gebrochen. Der Schütze stand neben Jonneth' sterbendem Körper, setzte triumphierend einen Fuß auf seine Brust und reckte das Gewehr in die Höhe, als hätte er soeben auf einem Jagdausflug Beute gemacht. Seine blaue Seidenrobe wehte im Wind, sein Gesicht war eine von Hass verzerrte Grimasse.

Jaham.

»Du hast gedacht, du könntest mich besiegen und an meiner statt regieren? Du nichtsnutziger Volltrottel«, keifte er der Leiche unter seinen Füßen entgegen. »Niemals wärest du ein besserer König geworden als ich. Du bist ein Verräter an deinem eigenen Fleisch und Blut!«

Er bückte sich nach seinem leblosen Sohn und zog etwas aus der Innentasche der Uniform. Das Tagebuch. Jaham lachte, lang und ausgiebig. Es war eine groteske Szene. Ein Déjà-vu! Leider wusste anscheinend niemand, wie er darauf reagieren sollte. Die verbliebenen Soldaten und Firunen starrten Jaham lediglich an wie versteinert. Jaham würde sich in seinem Palast verbarrikadieren, und niemand würde ihn davon abhalten können, das Buch zu seinem Vorteil zu nutzen. Verflucht! Nichts hatten sie gewonnen. Kjoren stieß ein grimmiges Knurren aus, während Elane in seinen Armen schluchzte. Leroy atmete geräuschvoll.

Gerade, als die Soldaten wieder beginnen wollten, dem kläglichen Überbleibsel der firunischen Freiheitskämpfer endgültig den Garaus zu machen, vermutlich, um Jaham zu beeindrucken, tauchte jäh eine Gestalt hinter Jaham auf dem Balkon auf. Zunächst konnte Kjoren nicht erkennen, wer es war, denn die Person hatte sich in einen langen Umhang gehüllt und die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Jaham bemerkte nicht, dass sich ihm jemand näherte. Er war vollends beschäftigt, das kleine Buch in seinen Händen zu küssen und zu herzen. Er scherte sich nicht um den Leichnam seines Sohnes, im Gegenteil, er schien sich sogar darüber zu freuen, es Jonneth heimgezahlt zu haben.

Die Person hinter Jaham strich sich die Kapuze vom Kopf. Kjoren hielt den Atem an. Eine Frau mit tränennassem Gesicht. Sie zog etwas aus ihrem weiten Ärmel, es glitzerte in der Sonne. Ein kleines Messer, kaum länger als eine Hand.

»Was tut sie?«, hauchte Leroy.

In diesem Moment rammte die Frau Jaham das Messer von hinten in den Leib. Immer und immer wieder. Jaham riss die Augen weit auf und stieß einen erstickten Schrei aus. Er ging in die Knie und kippte nach vorn. Das Buch fiel durch die Verstrebungen des Balkongeländers hindurch auf die Treppe zum Haupteingang des Palastes. Jaham sank in sich zusammen.

»Annah Venell«, presste Elane hervor. »Sie hat ihn getötet.«

Alle Augen richteten sich auf die zierliche Frau auf dem Balkon, die sich schniefend und heulend über den toten Leib ihres Sohnes beugte und bitterlich weinte.

»Jonneth, Jonneth, Jonneth.« Ihre Worte steigerten sich zu einem monotonen, verzweifelten Singsang.

Was musste diese Frau bloß erduldet haben? Sie hatte unter

Jaham gelitten, Elane hatte ihm davon berichtet. Er hatte sie verachtet, geschlagen und schließlich ihren einzigen Sohn zu einem kaltherzigen Monster erzogen. Annah Venell hatte sich aus eigener Kraft aus ihrem Martyrium befreit.

Kjoren spürte einen Kloß im Hals. Lange Zeit rührte sich niemand. Es bückte sich noch nicht einmal jemand nach dem Tagebuch, das auf der Vordertreppe lag.

Der Wind blätterte durch die Seiten.

Plötzlich begann der tote Körper von Jonneth, bläulich zu leuchten. Annahs Schluchzer erstarben. Blaues Licht ging von der Leiche aus, es wurde stärker und stärker, bis sich alle Anwesenden die Hände vor die Augen halten mussten, um nicht zu erblinden. Einen Lidschlag später war es vorbei. Tageslicht hüllte sie ein.

»Ich kann wieder fliegen«, kreischte ein Firune. Und tatsächlich – einer nach dem anderen erhoben sie sich in die Lüfte. Auch Kjoren spürte ein seltsames Kribbeln, das in seinen Körper floss. Er fühlte sich wieder wach und lebendig. Seine Magie war mit Jonneth' Tod zurückgekehrt.

Annah erhob sich vom Boden des Balkons und stellte sich ans Geländer. Ihr Gesicht glänzte vor Tränen. Sie sah jemanden an und ein müdes Lächeln stahl sich in ihre Züge. Kjoren folgte ihrem Blick.

»Elane, es tut mir leid, dass du nicht das Leben bekommen hast, das du dir gewünscht hast«, hauchte Annah.

Dann, jäh und unvermittelt, beugte sie sich über die Balustrade und ließ sich fallen. Ein letztes schmerzerfülltes Jonneth entwich ihrer Kehle, bevor sie auf der Treppe aufschlug, direkt neben dem Tagebuch. Ein Raunen ging durch die Menge, dann senkte sich Stille über sie, einzig durchbrochen vom Ruf einer Krähe.

# *Epilog*

Leroy starrte auf die Maserung der Marmortreppe und zählte die kleinen Macken und Kerben darin, die von jahrhundertelanger Begehung zeugten. Es war eine gute Methode, sich vom Geschehen um ihn herum abzulenken. Unter keinen Umständen wollte er den Blick heben und in die Gesichter der Gäste sehen, sonst würde ihn vermutlich der Mut verlassen. Zeremonie nannten sie es. Pah! Zeremonie! Gerade einmal fünfzig Valanen und Firunen waren gekommen, um seiner Krönung beizuwohnen.

Leroy hörte nicht, was der alte Perg Worsum aus dem Rat der Obersten erzählte. Er kniete vor ihm, sah ihn jedoch nicht an. Worsum hielt den goldenen Reif, den sie von Jahams totem Haupt genommen hatten, in seinen Händen.

Das Tor der Burg war geschlossen. Ursprünglich hatten sie beabsichtigt, den Innenhof für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen, doch noch immer hatten sich die Gemüter der Bürger von Valana nicht vollständig abgekühlt. In den vergangenen Tagen war es zwar ruhig geblieben, sodass sie bereits mit den Aufräumarbeiten beginnen konnten, doch hier und da gab es noch vereinzelte Demonstrationen und Vandalismus. Es blieb zu gefährlich, die Tore zu öffnen.

Leroy war sich bewusst, dass das Volk ihn als König niemals akzeptieren würde. Weshalb nur hatte der Rat der Obersten überhaupt darauf bestanden, auf Gedeih und Verderb nach altem Recht zu handeln und Leroy zum König zu ernennen? Waren sie denn so blind, nicht zu sehen, dass er nichts auszurichten vermochte?

Kjoren und Elane hatte man während der vergangenen zwei Wochen im Palast untergebracht. Auf Elanes Drängen hin hatte Leroy veranlasst, Mr. Breel und Mr. Redland, die beiden Gefangenen, die er seinerzeit aus dem versteckt liegenden Firunenhaus befreit hatte, aus dem Arbeitslager zurück nach Valana bringen zu lassen. Leider hatte sie nur noch die traurige Nachricht vom Tod der Männer erreicht. Leroy hatte ihnen ein kleines Denkmal im Palastgarten errichten lassen. Obwohl noch nicht offiziell gekrönt, wohnte ihm dennoch immense Entscheidungsgewalt inne. Leroy hatte sich immer gewünscht, eine Führungspersönlichkeit zu sein, doch die Realität schmeckte fad und vermochte ihn nicht zu erfreuen. Er schüttelte die Gedanken ab und kehrte ins Hier und Jetzt zurück.

Als Perg Worsum ihn dazu aufforderte, erhob er sich pflichtschuldig. Seine Knie schmerzten. Hätte Worsum die Rede nicht etwas kürzer halten können? Als er ihm die Krone auf den Kopf setzte und ihn bat, die zuvor sorgsam auswendig gelernten Worte zu Ehren des barmherzigen Gottes aufzusagen, fühlte er sich wie ein Betrüger. Die Worte fühlten sich in seinem Mund an wie Glassplitter. Bereits lange zuvor hatte sich eine Idee in ihm breitgemacht. Seit mehreren Nächten schon grübelte er darüber nach. Anfangs hatte er sich noch Sorgen gemacht, wie der Rat der Obersten und die anderen Anwesenden das Ergebnis seiner Grübeleien auffassen würden, doch mittlerweile war es ihm egal. Es war die beste Lösung für alle, das mussten sie letztlich einsehen. Außerdem oblag ihm nun die Befehlsgewalt und sein Entschluss stand fest.

»Ich danke Ihnen, Mr. Worsum«, beschloss Leroy seine geheuchelte Rede. Jetzt kam er nicht mehr umhin, die Gäste anzusehen. Die meisten von ihnen machten betretene Gesichter. Zumindest für die Firunen bedeutete Leroy wohl bloß so etwas wie das kleinere Übel. Es war ein abscheuliches

Gefühl, das Volk nicht auf seiner Seite zu wissen. Dabei hätte er es eigentlich gewöhnt sein müssen, niemals respektiert zu werden. Er war nun einmal niemand, der Leute in seinen Bann zog und von sich überzeugen konnte.

Sein Blick streifte Ibrik und einige andere Firunen von West-Fenn, die ihm zu Ehren angereist waren, um seiner Krönung beizuwohnen.

Ibrik lächelte, doch es reichte nicht bis zu seinen Augen hinauf. Leroy versetzte es einen Stich.

Er sammelte seinen Mut, seufzte einmal und nahm sich die Krone vom Kopf. Ein leises Raunen ging durch die Menge. Sein Blick traf den von Kjoren, der etwas abseitsstand, und die Zeremonie mit einem Lächeln verfolgte. Dem konnte tatsächlich nichts die gute Laune verderben. Nun ja, immerhin hatte er bekommen, was er wollte. Elane stand links neben ihm, den einen Arm um seine Taille geschlungen. Sie trug ein hübsches Kleid aus dunkelgrüner Seide und ihre dunkelbraunen Locken glänzten in der Morgensonne. An Kjorens rechter Seite stand Svorolf, sein Vater. Ihre Ähnlichkeit war frappierend: dieselben hellen Haare und dasselbe kantige Gesicht.

Ungeachtet der entsetzten Mienen setzte Leroy zu seiner Rede an, über die er nächtelang gegrübelt hatte. Im Grunde waren es nur wenige Worte, dennoch kamen sie ihm nur schwer über die Lippen. Er räusperte sich und zwang sich, Elanes Blick einzufangen.

»Elane, ich möchte, dass du die Krone trägst. Du bist dein Leben lang darauf vorbereitet worden, ich hingegen habe nur wenig Kenntnis vom Leben bei Hofe. Außerdem hast du es dir immer gewünscht. Ich könnte nie ein guter König sein.«

Elanes Lächeln erschlaffte, sämtliche Farbe wich aus ihrem Gesicht. Perg Worsum schnappte neben Leroy geräuschvoll

nach Luft.

»Aber Eure Hoheit, das ist doch nicht Euer Ernst! Das geht nicht, das sieht das Gesetz nicht vor!«

Leroy lächelte müde. »Dann ändere ich eben das Gesetz, noch bin ich der König, oder? Ich entscheide über mein Leben. Und es tut mir leid, aber ich möchte diese Krone nicht.« Er wunderte sich, wie fest seine Stimme klang und wie einfach ihm die Worte mit einem Mal über die Lippen kamen. »Ich habe soeben schwören müssen, immer das Beste für das Volk zu tun, und das Beste für das Volk ist Elane. Sie hat es verdient. Und sie wird einen wunderbaren König an ihrer Seite haben.« Sein Blick glitt zu Kjoren hinüber. Er sah ebenso blass aus wie Elane, das Gesicht ausdruckslos. Leroy schmunzelte in sich hinein. Er hatte es geschafft, dem geschwätzigen Draufgänger die Sprache zu verschlagen, zumindest für den Augenblick.

»Nein, das geht nicht. Du bist doch …« Kjoren gab sich Mühe, überzeugend zu klingen, aber seine Stimme klang dünn und kraftlos. Neben ihm stieß Svorolf seinem Sohn energisch in die Rippen.

»Habe ich dich zur Memme erzogen?« Er grinste breit. Kjoren erwiderte nichts. Leroy wertete Elanes und sein Schweigen als stumme Einwilligung. Elane hatte sich immer ein Leben an der Seite eines liebenden Mannes gewünscht, und sie hatte immer Königin werden wollen. Er gönnte ihr das Glück von Herzen.

»Selbst wenn Ihr auf die Krone verzichtet, kann Elane keinen Firunen heiraten.« Perg Worsums Augen funkelten zornig, doch nachdem Pfiffe und lautes Gezeter aus dem Publikum ihn zum Schweigen gebracht hatten, gab er zähneknirschend nach. Dies war wahrlich nicht der Zeitpunkt, um auf alte Valanengesetze zu pochen. Nicht, wenn mehr als die Hälfte der Anwesenden sich zu den Firunen zählten, die mehr als einmal deutlich gemacht

hatten, was sie von Valanengesetzen hielten. Es war klug von Mr. Worsum, den Mund zu halten. Auch dies hatte Leroy in seinen Plan einbezogen und sich bewusst zunutze gemacht. Sie konnten ihm seinen Wunsch nicht abschlagen.

Leroy winkte Elane zu sich heran. Sie zögerte, aber ein freundschaftlicher Klaps ihres künftigen Schwiegervaters bewegte sie dazu, Leroys Aufforderung nachzukommen. Für einen Augenblick standen sie sich schweigend gegenüber. Die vielen Augenpaare, die auf ihnen ruhten, verblassten im Hintergrund. Elane lächelte und legte Leroy eine Hand auf die Schulter. Keine Geste zwischen einer Bürgerlichen und ihrem König, sondern eine Geste zwischen Freunden. Leroy drückte sie an sich und legte seine Arme um sie.

»Danke«, hauchte Elane in sein Ohr. Als sie sich nach einer gefühlten Ewigkeit voneinander lösten, brach die Menge jäh in Jubelrufe aus. Sie riefen abwechselnd Elanes und Kjorens Namen, bis er sich genötigt fühlte, ebenfalls neben Leroy auf das Podest zu treten. Nie hatte Leroy ihn so befangen erlebt. Er verspürte ein Gefühl des Triumphs. Eine Valanin und ein Firune würden künftig gemeinsam das Reich über den Winden regieren – konnte es etwas Besseres für Yel geben?

Es fühlte sich an, als fiele ihm eine große Last von den Schultern, als er den goldenen Reif auf Elanes Kopf platzierte. Eine Träne löste sich aus seinem Augenwinkel. Es war Zeit für einen Neuanfang.

# Danksagung

Ich danke meinem Mann Michael, der tapfer erträgt, mich mit einem Laptop teilen zu müssen.

Karin, Dieter, Christiane und Helma, die mich tatkräftig unterstützten und zu meinen größten Fans zählen.

Stephanie, Ulrike und Uwe – wir rocken das BZD!

Meiner Lektorin für ihre Unterstützung, Aufmunterung und natürlich die erstklassige Lektoratsarbeit sowie dem gesamten bookshouse-Team.

Jutta und Detlef Kühnemann, die ich leider viel zu selten sehe.

Mein besonderer Dank gilt außerdem all denjenigen, die mich mit ihrer Begeisterung für meine Schöpfungen immer wieder dazu antreiben, nicht aufzugeben.

Das E-Book zum Anfassen!

Und nicht nur das: Das E-Book zum Verschenken, zum Sammeln, Tauschen, zum Verleihen im privaten Freundeskreis oder auch zum Weiterverkaufen nach dem Lesen – ganz wie ein gedrucktes Buch.

NICHT
EINFACH BANANE.
EINFACH GUT!

Ausführliche weitere Informationen auf unserer Homepage.

# Table of Contents

Die Autorin
Titel
Impressum
Prolog
1. Kapitel
2. Kapitel
3. Kapitel
4. Kapitel
5. Kapitel
6. Kapitel
7. Kapitel
8. Kapitel
9. Kapitel
10. Kapitel
11. Kapitel
12. Kapitel
13. Kapitel
14. Kapitel
15. Kapitel
16. Kapitel
17. Kapitel
18. Kapitel
19. Kapitel
20. Kapitel
21. Kapitel
Epilog

Danksagung
E-Book zum Anfassen